books2ebooks.eu

HOTOPP, ALBERT

Fischkutter H. F. 13 : Albert Hotopp

Universum-Bücherei für Alle
1931

Vienna City Library: A-84809

books2ebooks.eu
Vienna City Library
wienbibliothek im rathaus

EOD - Millions of books just a mouseclick away! In more than 12 European countries!

Thank you for choosing EOD!
European libraries are hosting millions of books from the 15th to the 20th century. All these books have now become available as eBooks – just a mouse click away. Search the online catalogue of a library from the eBooks on Demand (EOD) network and order the book as an eBook from all over the world – 24 hours a day, 7 days a week. The book will be digitised and made accessible to you as an eBook.

Enjoy your EOD eBook!

■ Get the look and feel of the original book!
■ Use your standard software to read the eBook on-screen, zoom in to the image or just simply navigate through the book
■ *Search & Find:** Use the full-text search of individual terms
■ *Copy & Paste Text and Images:** Copy images and parts of the text to other applications (e.g. word processor)
*Not available in every eBook.

Terms and Conditions

With the usage of the EOD service, you accept the Terms and Conditions provided by the library owning the book.
■ Terms and Conditions: https://books2ebooks.eu/csp/en/wbr/en/agb.html

More eBooks

Already 40 libraries in over 12 European countries offer this service.
Search books available for this service: https://search.books2ebooks.eu
More information is available at https://books2ebooks.eu

Wiener Stadt-Bibliothek

84809 A

a 64809
703

ALBERT HOTOPP / FISCHKUTTER H. F. 13

ALBERT HOTOPP

FISCHKUTTER H. F. 13

BIBLIOTHEK der
RATHAUSWACHE
WIEN I. NEUES RATHAUS

1931

UNIVERSUM-BÜCHEREI FÜR ALLE / BERLIN W 8

DER ACHTZIGSTE BAND DER UNIVERSUM-BÜCHEREI

11 125033

EINBAND VON PAUL URBAN. COPYRIGHT 1931 BY NEUER DEUTSCHER VERLAG G. M. B. H., BERLIN W 8, WILHELMSTR. 48. ALLE RECHTE, BESONDERS GEGENÜBER FILM UND RADIO, VORBEHALTEN. ELFTES BIS DREIZEHNTES TAUSEND. — DRUCK: PASS & GARLEB A.-G., BERLIN

MEINEN KAMERADEN

DEN

SEELEUTEN ALLER NATIONEN

DIE

DIE MEERE KREUZEN UND WELTEN VERBINDEN

DIE

DEN STÜRMEN TROTZEN

UND

VOR DEN KESSELN SCHWITZEN

WIDME

ICH

DIESES BUCH

A. H.

Am Meere stand eine Frau. Sie war blond und erschien jugendlich. Außer ihrer Schönheit hatte sie keine besonderen Kennzeichen.

Es war Lee, die Frau des Fischers Hinrichsen. Mit einer Hand beschattete sie die Augen und sah über die weite Fläche. Weder Rauch noch Segel waren da. In gleichen Schwingungen trug sich das Meer heran. An der Kimmung hoben sich die Wogen, stiegen an, senkten sich, hoben sich wieder, kamen zum Strand gerollt und zerflossen zu den Füßen der Frau, um in einer neuen Welle immer wiederzukehren. Das Wasser wusch den Sand schneeig. Blitzende Steinchen wurden von angespültem Seetang überdeckt. Der lag wie ein Streifen geharktes Heu am Strand.

Die Frau stand unbeweglich. Wie ein Strich hob sich ihr Körper von See und Luft ab, so schlank war sie. Eine leichte Brise kämmte ihr blondes Haar rückwärts. Müde sank ihre Hand herab. Sie hob sie nach einem Augenblick wieder, beschattete die Augen und blickte aufs neue über das Wasser. Das rollte in seiner Endlosigkeit unveränderlich zum Strand, überspülte ihn und kehrte in sich selbst zurück, um immer wieder neu zu erscheinen....

Lee dachte an ihren Hinrichsen. Sie dachte an seinen

Brief, den er ihr schrieb, als er mit der „Niobe“ in Frisko lag. Das war nun Jahre her. Sie kannte diesen Brief auswendig und auch die Schriftzüge waren in ihrem Gedächtnis lebendig, denn die Worte standen auf dem gelben Papier, als wenn der Steuermann ihrem Hinrichsen am Ruder einen wechselweisen Kurs angesagt hätte. So kreuz und quer schoben sich die Buchstaben die Linien auf dem Papier entlang. Hinrichsen schrieb nicht gern, denn Salzwasser war ihm lieber als Tinte, und der Marbelspiek* war sein bester Federhalter. Ein Steckbolzen** in seiner Hand wog ihm leichter als ein Schreibzeug.

Dieser Brief haftete in ihrem Gedächtnis. Er lautete:

Lee!

Die „Niobe“ liegt an de Pier in Frisko und ich mit. Eine feine Reise war das. Am Kap ein bißchen Wind. Aber Wind muß zum Seilen sein. Am besten ist er dwars — achterlich. Du verstehst datt ja. Du bist ja eine Fischersdeern. Wenn wi gelöscht haben, kregen wir Ladung for orders. Wenn ich zurück bin, weet ich nich. Int nächste Jahr bestimmt. Din Bild hängt über mine Koje. Geld kreegst du bei de Reederei. Es küßt dich Dein Hinrichsen.

Holl di stief Deern. Wenn ich torück komm, kann de Jung all Netze petern.

Die Frau dachte an die erste Begegnung mit ihrem

* Werkzeug zum Tauflicken.

** Eisenbolzen am Setzbord zum Überhängen der Taue.

Hinrichsen. Der Wind belebte ihr Gesicht, die Hand sank herab und Lee drehte sich dem Lande zu. Das lag unbeweglich vor ihr, nicht schwingend wie das Meer. Dort hinten war die Stadt, sie sah sie nicht, denn ein diesiger Vorhang deckte sie zu. Bei den Gedanken an die Stadt wurden ihre Augen seltsam groß. Dort am Ende der Stadt war der Hügel, wo die Häuser so versteckt in den Gärten lagen. An diesem Hügel lernte sie ihren Hinrichsen kennen.

Auch damals war er auf der „Niobe". Das Schiff lag im Dock. Der Leib wurde vom Aussatz des Salzwassers befreit. Hinrichsen steuerte kurslos am Land wie ein Schiff ohne Ruder im Ozean. Kreuzweis setzte er seine Füße voreinander. Sein Schritt wurde dadurch wiegend. Dieses feste Land war ein ungewohntes Deck unter seinem Körper; die rollenden Planken eines Schiffes waren ein festerer Boden für ihn. Zum Hügel führte ein schmaler Weg. Der ging steil aufwärts, so wie eine Jakobsleiter, die zum Himmel führt. Vor Lee stand ein schwerer Korb. Sie hatte ihn niedergesetzt, um ausruhen zu können. Ihr Gesicht war vom Tragen der Last erhitzt. Sie wollte den Korb wieder aufheben, wollte den Steg entlang, empor zu dem Haus, das versteckt im Garten lag. Da stand unvermittelt Hinrichsen neben ihr. Nahm ihre Hand vom Korb zurück, spuckte in seine Hände — das tat er gewohnheitsmäßig, ehe er einen Arbeitsgang begann —, hob den

Korb auf und lachte. Sein Lachen war breit — so breit wie Hinrichsens Schultern war es. In seine linke Hand nahm er den Korb, mit seiner Rechten erfaßte er Lees Hand. Verwundert wollte sie die zurückziehen. Doch schnell wurde sie in Hinrichsens Hand verkapselt. Sie lag eingeschlossen wie eine Perle in einer Muschel.
„Wohin, Deern?" war seine Frage, „gib mir den Kurs an, den ich steuern soll — in diesem Fahrwasser weiß ich nicht Bescheid. — Du mußt schon lotsen."
Lee führte Hinrichsen wortlos den Hügel hinan. Ihr Gesicht blieb unbeweglich. Vor einem Gartentor machte sie halt und verlangte den Korb zurück. An der Pforte, die einen Weg verdeckte, klebte ein blinkendes Schild. Darauf stand:

Harrald Johannsen.

Sonst war nichts Auffallendes daran. Johannsen war Lees Dienstherr.
„Nun danke ich Ihnen für Ihre Freundlichkeit!"
Mit diesen Worten entzog sie Hinrichsen die Hand. Ihre Augen waren von den Lidern bedeckt. Lange schwarze Wimpern beschatteten den Blick. Gleichmütig erschien ihr Gesicht, als ihre Augen die breite Gestalt Hinrichsens streiften. Nur an ihrem Halse erblühte ein roter Fleck. Schnell verwelkte er wieder.
„Geben Sie mir den Korb!" Er hielt ihn noch immer in der Hand.
„Waren Sie schon eens auf 'ner Bark?" war seine unvermittelte Frage.

Sie schüttelte den Kopf.

„Da drüben auf der Werft liegt die ‚Niobe'." Er wies mit der Hand nach dem jenseitigen Ufer. Seine Hand war groß und fest; sie war von der Arbeit, dem Salzwasser und der Sonne gezeichnet.

„Das ist mein Schiff. Wenn Sie wollen, zeige ich es Ihnen."

Sie kamen überein, das Schiff zu besichtigen. Dann trennten sie sich. Lee fragte noch leise nach seinem Namen. „Hinrichsen", sagte er kurz, „Quartermeister auf der Bark ‚Niobe'." In seiner Unbeholfenheit vergaß er nach ihrem Namen zu fragen, dann trennten sie sich schnell.

Am jenseitigen Ufer, vom Hügel aus gesehen, lag die Bark auf der Werft. Ihre drei Masten strebten in die Luft. Quer dazu spreizten sich die Raaen. Den Schiffskörper umschlossen die Wände des Docks. Überall war die Hand der Arbeit. Es roch nach Teer und Farbe, nach Seife und süßem Wasser. Schwere Stiefel schritten bedächtig über das Deck hin. Das war weiß. Es glänzte wie ein gescheuerter Eichentisch. Schwarz zogen sich die kalfaterten* Rillen hin, gradlinig rannten sie über das Deck. Die Stiefel, die bedächtig über die Planken schritten, gehörten zum Hinrichsen. Der Rhythmus, der in seinem Tritt lag, war wie die Versicherung zum Deck, daß es seine Heimat wäre, mit der er verbunden sei.

Er kam vom Kreuzmast und ging zur Reling, dabei

* Fugen mit getränktem Werg abdichten.

blickte er das Fallreep hinab. Es war die Stunde, zu der er die Deern bestellt hatte, um ihr das Schiff zu zeigen. Während er daran dachte, kam ihm erst zum Bewußtsein, daß er ihren Namen nicht kannte und auch nicht danach gefragt hatte.

Über die Straße zum Dock kam ruhigen Schrittes Lee, seine Augen erkannten sie sofort.

„Ahoi!" brüllte Hinrichsen durch die hohlen Hände und winkte hinab. Am Ende des Fallreep blieb er stehen und empfing Lee. Das machte er in der Art eines Kommandeurs, der sagen wollte, „dieses Reich ist mein, — verlange, ich bin zu jedem Dienst bereit". Die Stufen vom Fallreep auf das Deck hob er sie hinab. Als er sie aufhob, fühlte sie die Muskeln seines Armes und dachte: „Wie ihm das leicht wird." Mit einem Schwung stellte er sie nieder und sagte: „Deern, nach deinem Namen habe ich vergessen zu fragen. Segg mi den."

Das ‚du' war ihm die gewohnte Anrede unter seinesgleichen. Mit ‚du' redete er alle Bekannten seines Dorfes an, auch die Mädchen. Erst als Lee ihren Namen mit einer eigenen Betonung nannte, ging ein nachdenklicher Zug über sein Gesicht.

„Lee?", fragte er, „wer hat Ihnen den Namen gegeben? Datt ist ein Seemannsausdruck — ist Ihr Vater ein Seemann?*"

„Er war es. Mit diesem Namen wollte er betonen, daß ich vor Stürmen geschützt bleiben möge, weil ich seine

* Lee, dem Winde abgewandte Seite.

einzige Deern war. Drüben im Dorf liegt noch der Kutter, mit dem er seine letzten Fänge machte."

Langsam führte Hinrichsen Lee über Deck. An jedem Mast blieb er stehen, die ganze Bark erklärte er ihr. Zu was der Klüverbaum da wäre, und daß am Großmast Fock-, Ober-, Untermars-, Bram- und Royalsegel hingehörten, daß sich die Gaffel am Besanmast befände. Am Rudergang verweilte er. Liebkosend strich seine Hand über den von einem Überzug verdeckten Kompaß. Dann stellte er sich hinter das Ruder und erklärte Lee die Manöver. Dabei wurde er warm, sprang um den Kompaß, seine Fäuste stießen in die Luft, er rannte zur Reling, wollte die Wanten des Besan hinauf.... Da besann er sich, daß das Schiff im Dock lag, sich nicht auf See befand, keine Brise stand, Flaute war und er der Deern die Bark zeigen wollte.

Zwischen dem Groß- und Kreuzmast lag das Logis. Es leuchtete in hellem Weiß. Sie betraten das Innere. In blitzenden Messingringen hing die Lampe vom Deck. An den Längswänden des Raumes gingen die Kojen. Immer zwei waren übereinander geschachtelt. Davor hing geblümter Kattun; der verwehrte die Einsicht in das stille Reich der Mannschaft. Hier ruhten sie aus von der Last der Wachen und wenn sie vom Fieber geschüttelt wurden. Hier stemmten sie ihre Leiber gegen Wand- und Querholz, wenn der Sturm sie jagte. Schwere Seestiefel standen an den farbigen, kubischen Kisten, die die Habe der Mannschaft barg. Aus dem vernarbten, stumpfen Leder kroch traniger Duft auf-

wärts und tränkte die Luft. Für eine Weile setzten sie sich an die Back* im Raum. Die war so klar gescheuert wie die Planken des Decks. Um Lee und Hinrichsen saßen andere, die Matrosen von der „Niobe", der Zimmermann und der Junge. Auf des Jungen Knie schaukelte eine Harmonika. Seine Finger ruhten auf den weißen Knöpfen des Instruments. Alle starrten Lee an, denn eine Frau war an Bord ein ungewohnter Gast. „Datt is Lee!" sagte Hinrichsen bedächtig, denn in ihm war die unklare Vorstellung, daß er eine Erklärung für die Anwesenheit der Frau geben müßte.

„Sie is drüben bei Harrald Johannsen", sprach er weiter. Er wußte nichts von Johannsen. Der war ihm fremd, er mußte nur etwas zu den anderen Fahrensleuten sagen. Dann kam es unvermittelt aus seinem Mund — „Lee wird meine Frau werden." Alle sahen sie auf die Frau. Die saß unerschütterlich auf ihrem Platz. Ihre Augen gingen in die Runde und sie musterte die Männer. Zuletzt blickte sie den Jungen an. Der Blick der Frau sprang in die Finger des Jungen über. Unter diesem Blick drückten seine Finger mechanisch die Tasten der Harmonika nieder. Klänge durchzogen den Raum und des Jungen Stimme hob an zu singen. Weich und fein ertönte seine Falsettstimme. Alle fielen mit ein, denn es war ein ihnen allen bekanntes altes Seemanslied:

---

* Hier der im Logis gelegene Tisch; mit „Back" wird auch das erhöhte Deck auf dem Vorderteil des Schiffes bezeichnet.

Hör, Söhn, hier hest du mien Kaljott *,
un ok mien olen Seemannshot.
Nu fohr dormit no Ost un West,
Un wo du watt to fohren hest.

Als sie zur dritten Strophe kamen, da grunzte Hinrichsen mit seiner knorrigen Stimme schrecklich dazwischen:

Un kommst du in een fremdet Land,
Mok di mit Frunslüd nie bekannt.
Du west, de Frunslüd sind nich ful,
Smert di gern Honig um datt Mul.

Bei Hinrichsens Gesang hatte der Junge die Tasten verloren. Das ging ihm entschieden gegen die Noten. Der Zimmermann grinste und rief Hinrichsen zu — „Geh in die Kombüs, Hinrichsen, und hol' Text und Melodie vom Koch — denn stimmt datt." Alle lachten sie — Hinrichsen mit. Wieder war sein Lachen so breit wie seine Schultern. Es kam aus der Brust und lag nicht vorn auf der Zunge. An Lees Hals erblühte wieder der Fleck, wieder verwelkte er schnell.

Als das Lachen verstummt war, spielte der Junge eine Polka. Immer zwei der Mannschaft drehten sich im Kreis. Der Zimmermann hatte den Jungmann im Arm. Er hob ihn auf und setzte ihn nieder. Seine Beine stampften zum Baß der Begleitung die Planken. Hinrichsen hatte Lee erfaßt. Seine Hand bedeckte ihre Schulter und er drehte sich und sie umeinander. In seinem Ungeschick trat er Lee auf den Fuß. Da hob er

* Fischerboot.

BIBLIOTHEK der
RATHAUSWACHE
WIEN I. NEUES RATHAUS

sie empor und schwenkte sie auf seinem Arm. Der Junge lief mit der Harmonika durch den Raum, immer zwischen Back und Kojen hin und her und hämmerte auf die Tasten, daß es eine Art hatte. Ihn hatten das musikalische Fieber und die tanzenden Menschen gepackt. Die Stimmen der Harmonika schrien über das Deck hin.

Plötzlich stand im Rahmen der Tür der Steuermann des Schiffes und sah verwundert auf das sonderbare Bild. Als der Zimmermann den „Ersten" erblickte, ließ er den Jungmann los und brüllte mit erhitztem Gesicht zum Steuermann hinüber:

„Stürmann! — Hinrichsen hett datt große Los wunnen — wi feiert man Hinrichsen siene Verlobung — de Hochtid kummt erst — die wird bannig fein. Geef Se man jetzt ne Buddel Rum ut!"

Der Steuermann ging zum Achterdeck. Er schüttelte den Kopf, bei sich dachte er — „de Kruh* is dösig." Der Zimmermann kreuzte hinter ihm her. Die Flasche Rum wollte er sich nicht entgehen lassen. Für ihn gehörten Heißwasser, Zucker und Rum zu einer ordentlichen Feier. Ein Strich Wasser und zwei Strich Rum war sein Rezept. Wenn er dem „Nordpol" nahe war, dann wechselte er das Rezept. Es wurden dann drei Strich heißer Rum ohne Wasser. Dabei blieb er doch immer der Zimmermann der „Niobe". So segelte er seit Jahren über die Meere.

Am Kap spuckte er sich in die Hände und unter der

* Crew, Schiffsbesatzung.

Linie peilte er die Räume. Davon erzählte er den Jungmannen. Beim fünften Grog kam er ins richtige Fahrwasser, beim achten ließ er das Garn gewaltig abrollen, beim zwölften erschien ihm das Nordlicht, da lotste er in seinen Hafen ein. Dann sank sein Kopf vornüber. „Ick seh'tt!" war sein letzter Ruf. Damit meinte er das Nordlicht. Dann schlief er ein, ganz gleich, an welcher Back das war. So war er ein ordentlicher Mensch und trank sich ordentlich durch sein Leben. Salzwasser und Rum bewegten es. In dieser Gründlichkeit seiner Auffassung vom Leben mit der Aussicht auf das Nordlicht hatte er Lee und Hinrichsen verlobt. Sie wußten nicht, wie schnell sie verlobt wurden . . .

Aus der endlosen Weite des wolkenlosen Raumes sprangen die Sterne, als Hinrichsen seine Lee über das Wasser des Hafens pullte. Ein leichter Wind drehte sich um die Masten und Schlote der Schiffe, die im Hafen lagen. Er kicherte in der Takelage und kräuselte spielend das Wasser auf. Es war das Narrenspiel des Windes in der wolkenlosen Nacht. Mit sicherem Schlag brachte Hinrichsen die Gig* über den Strom. An der Ruderpinne saß Lee und hielt dem jenseitigen Ufer zu, sie sah über das Wasser, sah die gleichmäßigen Bewegungen des Rudernden, dessen Körper sich mit jedem Schlag nach hinten legte und wieder nach vorn aufholte. Sie sah die Lichter aus den Fenstern der Häuser am Hügel aufleuchten und überdachte den

* Leichtes Ruderboot.

Abend. Noch wußte sie nicht, ob sie Hinrichsens Frau werden würde. Wenn aber — dann durfte er nicht mehr über die Meere auf lange Fahrt —, dann sollte er bei ihr bleiben. Zu Haus lag ja der Fischkutter, der ihren Namen und an seinem Großsegel das Hoheitszeichen „H. F. 13“* trug. Das waren ihre Gedanken. Leicht schurrte der Sand unter dem Kiel der Gig. Sie stießen ans Ufer. Hinrichsen sprang hinaus und ergriff die Fangleine, um damit das Boot auf den Strand zu ziehen. Dann hob er Lee aus dem Boot und ging mit ihr den Steg hinan zum Haus. Am Gartentor trennten sie sich. Er beugte sich nieder und küßte Lee. Nach dem Kuß wischte er sich mit dem Handrücken den Mund. Lee sah ihn verwundert an. Dann verabredeten sie sich für den Sonntag im Fischerdorfe — dort, bei der Mutter der Lee, wollten sie sich zum Kaffee treffen. Hinrichsen versprach das.

Er ging den Weg abwärts zum Boot. Vom Strand aus sah er noch einmal zurück zum Haus am Hügel. Dann schob er die Gig ins Wasser und im ruhigen Schlag, so wie er gekommen, pullte er zurück zur Werft.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Lee dachte noch an den Tag im Dorf . . .

Sie wanderte mit ihrem Hinrichsen durch die Gärten. Frischer Erdgeruch vermischte sich mit dem Salz des Windes, das er vom Meer mit sich trug. Es war die Zeit des Blühens. Wie frischer Schnee hing die kommende Frucht an den Bäumen.

* „Hamburg Finkenwärder 13“.

Hinrichsen sah das alles nur halb und er sprach nur von seinem Schiff und von der Reise, die er hoffte, bald antreten zu können, denn die Zeit an Land war eine Verschwendung für ihn.

„Nu wird die ‚Niobe' doch länger in'n Dock liegen müssen."

Lee blieb am Wege stehen und fragte „Warum?", denn sie verstand den Sinn seiner Worte nicht. „Ja" — sagte er bedächtig, und man hörte aus seinen Worten, wie gern er wieder früher auf der See wäre und nicht so lange an Land zu liegen brauchte. „Ja — da wird watt an de Takelage geändert, wi süllt schneller seilen, dormit de Reis' nich so lange durt."

Damit legte er den Arm um Lee. „Da sünd wi schneller to Hus, da bün ick schneller wedder bi di." Er sah ihr in die Augen. Lee sagte nichts, sie dachte an den Kutter — „der kann nicht mehr lange liegen, der muß auf den Fang", sprach sie in Gedanken und legte ihre Hand auf Hinrichsens Schulter. Den berührte das seltsam. Mit der Rückseite seiner Finger wischte er sich über den Mund. Dann bog er sich nieder und küßte sie. „Wi ward Mann un Fru warn", meinte er mit Überzeugung. Das war seine Brautwerbung. Die war kurz. So kurz wie Hinrichsen immer in seinen Handlungen war, handelte er auch hier. So schritten sie dem Dorf zu — der Quartermeister der „Niobe" und die Deern.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Das Dorf lag still wie Dörfer liegen, deren Bewohner auswärts sind. Am Deich schaukelten ein paar Kutter

an ihren Trossen. Ihre Flögel drehten sich sacht im Winde. Ein paar Hunde jagten um die Wette die Straße entlang und rannten an Zäune und Vorgärten an, um, wenn sie selbst gegeneinander liefen, sich in die Schnauze zu beißen und dann das Spiel fortzusetzen.

Am Ende des Dorfes lag das Haus des Fischers Tews. Es war strohgedeckt, seine Ziegel waren rot bepinselt und das Balkenwerk mit einem Spruch verziert. Die Inschrift war von den Jahren zerfressen und schwer erkennbar. „An Gottes Segen — ist alles gelegen." Es waren bibelfeste Leute, diese eingesessenen Fischer. Hinter dem Haus blühte ein Apfelbaum. Tief lagen die Fenster des Hauses, aber von ihnen aus konnte man doch weit in das Land sehen. Hinter den Scheiben blühten rote Geranien. So tief wie die Fenster lag auch die Decke der Stube. Schwere Balken zogen sie noch tiefer und gaben dem Raum ein gewichtiges Aussehen. Die Wände des Zimmers waren holzgetäfelt. Inmitten der Stube stand ein Tisch; die Jahre hatten sein Holz dunkel gebräunt, nur die Tischplatte leuchtete weiß. Man merkte ihr an, daß sie täglich mit Sand gescheuert wurde. Um den Tisch standen Stühle, so schwer, als wären sie mit der Axt aus einem Stamm geschlagen. An einer Längsseite der Stube stand eine Bank. Sie sprang aus der getäfelten Wand heraus, war bunt bemalt und trug auf ihrer Rückenlehne einen eingegrabenen Spruch.

Gelblich fiel die Sonne durch die niedrigen Scheiben und beleuchtete eine Frau, die im Raum am Tisch saß. Ihr

Gesicht war trotz ihres Alters und der Züge der Arbeit ihres harten Lebens seltsam zart. Ein weißer Scheitel teilte ihr Haar in zwei gleiche Hälften, die im Nacken zu einem Knoten zusammengezogen waren. Ihr Rücken schien ein wenig gekrümmt. Sie las in einer vor ihr liegenden Bibel. Ihre linke Hand faßte nach der Brille, die auf der Nase hockte, und rückte sie erst zurecht. Fast gleichzeitig benetzte sie mit ihrer Zunge einen Finger ihrer rechten Hand, um eine neues Blatt des Buches umzuwenden. Dann las sie halblaut vor sich hin, so wie Leute, deren Gehör nachgelassen hat. Ein wenig schwerhörig war sie aber auch, die Witwe des Fischers Tews, denn sie überhörte, daß die Tür knarrte und Lee, ihre Tochter, und Hinrichsen den Raum betraten. Ihre Lippen bewegten sich und sie las aus einer Seite des Buches — „Euren Eingang segne Gott — Euren Ausgang gleichermaßen — segne unser täglich Brot —"

„Ja, datt schall sien", sagte Hinrichsen unvermittelt, „datt hebbt wi, Mutter Tews."

Die Frau starrte den Sprecher an, der mitten in der Stube stand und mit seinem Kopf fast die Balken der Decke berührte. Lee trat vor und begrüßte die Mutter. Dann sagte sie in ihrer eigenen Art: „Das ist Hinrichsen, Mutter, — der Quartermeister von der ‚Niobe'."

Die alte Frau strich sich mit den Händen über ihr Haar. Dann über ihre Schürze. Sie ließ einen Blick über Hinrichsen gleiten und nahm die Brille von den Augen, legte sie auf die Bibel und trug beides, Bibel

und Brille, zu einem Schrank an der Wand, wo sie die Dinge behutsam niederlegte. Dann wandte sie sich wieder dem Paar zu. Dabei trat sie zum Tisch und wischte mit einem Zipfel ihrer Schürze über die Platte. Das tat sie gewohnheitsmäßig. Auf diesem Tisch lag kein Stäubchen.

„So — Sie sind Hinrichsen", meinte sie bedächtig, trat nahe zu ihm, sah ihm ins Gesicht. Einen Augenblick war das nur. Ihre Hand strich an seinem Arm entlang. Das geschah unendlich zart. „Setz dich, mein Sohn", sagte sie ruhig, dann ging sie hinaus. Zu ihrer Tochter Lee sprach sie fast gar nichts. Von draußen rief sie nach ihr. Lee folgte diesem Ruf. Sie fand die Mutter in der Küche vor dem Herd.

Hinrichsen saß mit sich selbst am Tisch. Hinter seiner Stirn rumorten die Gedanken. Seine Augen maßen die Stube. Von der Decke hing das Modell eines Vollreckers*. Das nahm seine Gedanken in Anspruch. Er musterte fachmännisch die Takelage. Daran fehlte nichts. Plötzlich fiel sein Blick auf ein Bild an der Wand. Er stand auf, durchschritt die Stube und besah es sich. Ein Fischkutter war das. Darunter stand: „Lee H. F. 13." Dieses Zeichen war auch auf dem Segel sichtbar, das das Foto zeigte.

„Fischer Tews' Kutter", raunte Hinrichsen halblaut vor sich hin. Lee trat wieder in die Stube. In ihren Händen trug sie ein Tablett. Darauf stand Geschirr. Das

* Ein Segelschiff, dessen Besanmast voll getakelt ist.

war bunt, aber das Bunt schrie nicht, sondern leuchtend blühte es in diesem Raum.

„Das ist Vaters Kutter", sagte Lee zu Hinrichsen gewandt. „Er liegt draußen am Deich, er muß bald wieder hinaus zum Fang, er muß einen neuen Besitzer haben."

Hinrichsen sagte nichts — er sah nur zu seiner Lee hin. Hinter Lee kam die Mutter. Plötzlich wiederholte Hinrichsen:

„Je — unser täglich Brot — datt hebbt wi." Dabei dachte er an die „Niobe" und an seine Heuer. Lauter fügte er hinzu: „Für eine Frau reicht es — man een bißchen knapp, aber es wird mehr, wenn ich erst Steuermann bin."

Der Steuermann war das Ziel, das er sich gesetzt hatte. Lee verstand seine Rede nicht ganz und fragte, was er meinte. Das Reden war ihm fremd. Er suchte die Worte und suchte im Gedächtnis, wie er sie setzen sollte, um noch einmal seine halben Worte in Sätze zu kleiden.

„Je — ja", sagte er zu Lee gewandt, „ich meine — meine Heuer reicht für dich, wenn du meine Frau bist. Wenn du nich bei Johannsen bleibst, nee, da bleibst du nich, denn hier bi diene Mutter geiht datt ok, bis ich Stürmann auf de ‚Niobe' bin."

So redete er noch zu den Frauen, als Lee wieder anfing, vom Kutter zu sprechen.

Die Mutter saß still am Tisch. Sie hob die Kanne und goß Kaffee in die bunten Tassen. Hinrichsen trank. In seiner Hand verschwand der bunte Topf fast ganz. Die

Witwe Tews richtete sich nach Lee hin zurecht und meinte kurz:

„Wenn ihr heiraten wollt, müßt ihr zum Pastur gehen."

„Ja, datt möt wi." Das war Hinrichsens Antwort. Gedacht hatte er sich nichts dabei, aber es mußte wohl der Weg sein, wenn er zu seiner Lee kommen wollte. Er war fest davon überzeugt, daß Lee seine Frau werden würde. „Mit dem Pastur", meinte er wieder, „is datt eine eigene Sache. Unser Käppen versteiht datt ok. Auf See hat er uns öfter eenen Stremel as een Pastur vertellt. Aber in seiner Rede seggt he immer, daß ein guter Wind für ein Segelschiff besser wie ein Pastor wäre. Und Wind muß zum Seilen sien. Einen Pastor braucht man dazu nicht. — Aber zu 'ner Hochzeit, da muß er sein. Na, gehn wir also zum Pastor."

Darin waren sie sich wohl alle drei einig, daß zum Segeln kein Pastor gehörte, aber zu einer Fischerhochzeit. Es war das eben der uralte Brauch im Fischerdorf. Sie sprachen noch über das Notwendigste. Die Witwe des Fischers Tews gab in ihrer eigenen Art die Ratschläge. Lee kam immer wieder auf den Fischkutter zu sprechen und Hinrichsen fühlte sich bereits als Steuermann auf der „Niobe". Jeder von den dreien führte unbekümmert um den anderen seine eigenen Gedanken zu Ende.

So schlich der Nachmittag im Haus dahin. Die Menschen sprachen nicht viel. Jeder war mit sich und seinen eigenen Sorgen beschäftigt.

Über dem Wasser schrien die Möven. Sie schienen nach dem Sturm zu rufen. Das Wasser des Stromes wälzte sich blasig heran. Lee ging mit Hinrichsen am Deich entlang. Sie besprachen, daß sie wohl zum Pastor müßten, denn noch ehe die „Niobe" in See ging, wollten sie Mann und Frau werden. Mitten auf der Straße blieb Hinrichsen stehen und meinte kurz entschlossen, daß sie auch gleich zum Pastor gehen könnten. „Es wäre ein Weg", sagte er. Diese Arbeit empfand Lee als zu emsig.

„Wo wohnt de Pastur?" Hinrichsen blieb stehen, sah in die Runde und musterte die Häuser.

„Das beste muß des Pastors Haus sein, die Pastors wohnen doch immer fein."

Lee erschrak ein wenig über seine Art des Redens über den Pastor, nahm Hinrichsen am Arm und steuerte mit direktem Kurs auf des Pastors Haus zu. Das stach merkwürdig von den Fischerhäusern ab. Es lag mitten im blütenüberschütteten Garten und war nicht strohgedeckt, sondern stand wie ein Herrenhaus da.

Im Zimmer des Pastors wußte Hinrichsen nicht recht, was er dem Mann sagen sollte. Seinen Gruß hatte er angebracht und sich fest auf einen Stuhl gesetzt, neben ihm stand Lee. Er blickte in die Runde. Hier sah es anders als im Fischerhaus und an Bord aus. Die Bücher an den Wänden, die Bibelsprüche und die Bilder nahmen seine Gedanken ein. Der Spruch über der Tür, auf den sein Blick fiel, machte ihm Kopfzerbrechen.

Navigare necesse est.

stand da.

„Watt heißt datt, Herr Pastur?“

Der Finger Hinrichsens wies nach diesem Spruch über der Tür.

„Seefahrt tut not.“

„Je! Se hebt recht — das ist woll latinsch?“

Nach einer Weile meinte er, „Ja, bei der Seefahrt ist Not.“

Hinrichsen begleitet diesen Spruch mit einem energischen Kopfnicken.

„Könnt Se woll seilen, Herr Pastur? Ich frage das man. Mein Käppen meint man, daß ein Pastur nicht segeln kann.“

Der Pastor wußte nicht, was der Mann meinte und was sein Beruf mit dem Segeln zu tun hätte. Er richtete darum an Hinrichsen die Frage, was ihn zu ihm brächte.

„Wir wollen man wissen, wie lange wir mit dem Heiraten warten müssen. Hier“, und er wies mit dem Daumen seiner Hand zu Lee hin, „Lee Tews soll meine Frau werden, noch ehe ich wieder mit der ‚Niobe‘ raus muß.“

Jetzt war für ihn der Kurs klar. Er war im richtigen Fahrwasser. Seine Dinge im Hause des Pastors hatte er bald beschickt.

Als sie aus dem Hause traten, sagte Hinrichsen kurz — und dabei sah er zu den fliegenden Wolken auf: „Der

Pastur versteht es wohl, mit den Seelen nach dem Himmel zu segeln. Um datt Kap kommt de nich — da buddelt he aff. An Bord könt wi so een Kerl nich bruken. Unser Käppen versteht datt besser. Wozu muß nu de Pastur sien? Die Schiffe kommen ohne Pastur aus, aber nich ohne Seeleute. Da mokt de Pastur die Hochzeiten, er begräbt die Menschen, er tauft sie — Lee! datt is eegentlich een mooier * Beruf."

„Hinrichsen, was sagst du da. Dieser Beruf ist notwendig!"

„Je — ja — mien Deern, Handwerk hat goldenen Boden. Was hat der Pastor gesagt, was unsere Hochzeit kostet?"

Er hatte nichts vergessen und auch danach gefragt. Für ihn mußte das Fahrwasser immer frei sein. Er achtete auf jede Bake und Boje. In Gedanken überrechnete er sein Sparkassenguthaben. Bei dieser Rechnung wurde er daran erinnert, daß er eigentlich auch in sein Dorf mußte, um alle Angelegenheiten zu regeln.

Beim Durchdenken dieser Dinge sagte er ganz unvermittelt:

„Bei der Seefahrt bleiben de meisten buten."

Lee sah fragend zu ihm auf. Sie verstand ihn nicht recht.

Hinrichsen fuhr fort:

„Dein Vater blieb bei der Fischerei. Mein Vater als Zimmermann bei der Segelschiffahrt. Er war ein fixer Zimmermann. Mutter is ok all dot."

---

* Schöner.

Das war die Erklärung seiner Familienverhältnisse. Ohne Umschweife ging er immer auf sein Ziel los.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Soweit es auch zurücklag, der Tag, an dem Lee ihren Hinrichsen bekam, hatte sich in ihr Gedächtnis eingefressen. Den Tag konnte sie nicht vergessen. Auch alles andere nicht, was dann kam. Sie dachte noch an den Zimmermann der „Niobe", der sie verlobte und auch bei der Hochzeit war. Der Junge mit der Harmonika kam ihr in den Sinn . . .

Die dünnen Klänge der Glocken vom Turm der Dorfkirche, die über die Ebene krochen, erinnerten sie daran.

Ihr Leben glich einem bunten Buch. In Gedanken schlug sie Blatt auf Blatt um. Zum Text dieses Buches hatte das Meer die Begleitmusik geschrieben. So stürmisch wie die See draußen, war ihr Leben. Der erste Sturm war, als ihr Junge, der Klaas kam. Damals fuhr Hinrichsen noch auf der „Niobe". In der Stunde der Wehen war sie allein. Nur die Mutter stand bei ihr. In ihren Visionen sah sie Hinrichsen im Sturm um das Kap segeln. Sein Schatten trat in der schreckhaften Minute zu ihr. So wurde der Junge geboren. Kurz nach der Geburt kam Hinrichsens Brief. Beim Lesen dieses Briefes faßte sie den Entschluß: wenn er zurückkehrte, dann durfte er nicht mehr auf große Fahrt. Er mußte mit dem Kutter hinaus zum Schollenfang zwischen Amrun und Borkum. Nach der Doggerbank, wo der Hering schwärmt. Sie wollte sich ihren Hinrichsen er-

halten. Nur für den Jungen, wie sie sagte, und doch stand in ihr selbst die Angst um ihn. So lebte sie zwischen Haus und Meer bis Hinrichsen zurückkam und vor ihr stand. Sie sah noch, wie in seinen Händen ihr Junge, der Klaas, verschwand, als er ihn hoch hob und dann an sich drückte.

Über dem Wasser lag grauer Morgennebel. Er wippte wie mit Schleppen auf und nieder. Die frühe Sonne hatte noch keine Kraft, ihn zu durchbrechen. Die Schiffe, die unten am Deich lagen, waren schwer erkennbar. Der Umriß ihrer Leiber erschien schattenhaft im Licht.

Das Dorf war lebendig geworden. Die Fischer traten im Seezeug aus ihren Häusern. Ein Teer- und Ölgeruch umwehte sie. Die erste Tide nach dem Eis lief ab. Alles wollte zum Fang hinaus. Der Winter und das Eis waren vorbei. Seit Tagen hatten fleißige Hände das Letzte an Bord geschafft.

Ein Raunen ging im Kreise der Fischer.

„Tews' Lee H. F. 13 geht auf den Fang. Lee Tews Mann, der Hinrichsen, segelt mit dem Kutter raus."

Das war die Neuigkeit, die man sich zuraunte. Das wisperte in allen Ecken. Darüber sprach man in den niedrigen Stuben der Fischer, im Krug und beim Kaufmann. Es war das Gespräch der letzten Tage im Dorf. Der Schuhmacher erzählte es dem Bäcker. Die Witwen des Dorfes schüttelten die Köpfe. Selbst die Dorfhunde,

die die Wache an Bord hatten, hielten ihre Köpfe schief ob dieser Neuigkeit.

Hinrichsen hatte den Kutter überholen lassen. Nun war er von der Werft wieder ins Wasser gelassen und zerrte an den Trossen, die ihn gängelten. Sein Leib zeigte frische Farbe. Die Wanten waren schwarz vom neuen Teer. Auch die Masten waren frisch gefirnißt, und um das Ruder war ein Haus gebaut. Der Gaffelbaum knarrte. Leise wippte der Klüver auf und nieder, als hätte auch er zu erzählen von der Zeit der Ruhe und von seinen früheren Fängen. Der Flögel am Topp drehte sich im Wind. Der Wind sprang um. Wechselte von Ost nach Nord zu. Der Bestmann, der unter dem Besan stand, sah dem Spiel des Windes zu. Ihm wollte es nicht gefallen.

„Wind un Wieber möt beständig sien", brummte er vor sich hin. Dann ging er und hantierte mit der Handspeiche am Ankerspill. Es wollte ihm alles nicht recht passen. Ein Schiff vor der ersten Reise muß wie ein Kind behütet sein. Man ist erwartungsvoll ob der kommenden Dinge. So ging es dem Bestmann; er wartete wie im Fieber auf die Ausfahrt. Nach einer Weile trat der Fischer aus der Achterplicht zu ihm. Der Bestmann war Hinrichsens ehemaliger Jungmann von der „Niobe". Sie plauderten miteinander und überprüften dabei das Fahrzeug. Als sie alles überholt hatten, gingen sie nach dem Achterdeck zum Ruder und peilten den Kompaß an. Viel Arbeit war vor der Ausfahrt zu verrichten. Beide taten das mit der gewohnten Ruhe.

„Sie wollen dir zeigen, was Segeln und Fischen heißt, Hinrichsen."

Der Fischer sah den Bestmann an und antwortete mit seinem breiten Lachen, das noch breiter war als seine Schultern:

„Immer tau — se schallt nich öber Stag gohn dorbi. Wi sünd mit Stengenstagsegel* um datt Kap gohn, wi ward ok bi Borkumriff un bi de Doggerbank seilen un fischen. Wi ward ok op de Wesser un bi Alteno de Fische handeln. Meenst nich, datt wi datt könt?"

„Mi is vor nix bang, Hinrichsen. Wir werden, wenn wir nicht müssen, ohne Steek und Reff segeln. Wenn es nicht zu stark weht, halten wir. Die Hauptsache ist, der Kutter hält durch."

„Der hält durch — das heißt, wir nehmen ihn unter die Fäuste, Jan, wi mokt datt wie Käppen Swind: de Lappen ward erst wegnohmen, wenn se riten wullt."

Das Gespräch endete. Die Sonne war durchgebrochen. Auf den anderen Kuttern und Ewern wurde es lebendig. Von überall rief man sich Worte und halbe Sätze zu. Sie scheerten durch die Luft wie die Trossen durch die Gaiblöcke**, ebenso schnarrend und pfeifend. Es waren gute Ratschläge der Niedertracht und derbe Witze, die man zurief. Das Wasser gurgelte an den Schiffen entlang. Hinrichsen löste mit seinen Fingern die Umhüllung am Besan. Langsam machte er „Klar Schiff". Er wollte als erster hinaus. Sie sollten ihn segeln sehen,

* Zwischen den Masten aufgehißtes Sturmsegel.

** Teil eines Flaschenzuges.

die Fischer mit den guten Ratschlägen! Den Kutter wollte er vor den Wind bringen, daß es eine Art hätte. Hundertmal hatte er in den letzten Tagen und Nächten die Manöver durchdacht, die er mit dem Kutter ausführen wollte. Jede Rinne des Fahrwassers hatte er studiert und immer wieder den Kutter untersucht.

Lee stand neben ihm. Sie hatte ihren Klaas an der Hand. Viel redete sie nicht. Sie beobachtete nur scharf die Hantierungen Hinrichsens. Sie wußte, daß es vom ersten Fang abhing, ob die anderen Fischer im Dorf ihren Hinrichsen für voll nahmen. An der ihr eigenen Art prallten die Kleinlichkeiten des Lebens ab. Sie hörte nicht, was man von ihrem Mann sprach. Wenn irgendwelche Rede eines Fischers sie erreichte, so blickte sie den Sprecher mit ruhigen Augen starr an. Dem blieben dann die Worte in der Kehle stecken.

Dann kam der Augenblick, wo Lee zurück ins Haus mußte. Sie ging mit dem kleinen Klaas an der Hand vom Kutter an Land. Ihr Abschied von Schiff und Menschen war kurz. Der Bestmann und der Junge holten die Trossen ein. Der Kutter scheerte langsam ins Fahrwasser. Bald steifte der Wind die braunen Segel. Hinrichsen stand im Rudergang und hatte die Hände in die Speichen des Rades geklemmt. Seine Augen erfaßten die Segel, prüften das Fahrwasser und blickten um sich, zu den anderen Kuttern. Seine Nase sog den Wind ein. Die Fischer wollten Hinrichsen vor den Wind treiben, damit ihm die Segel back schlugen. Dann lag er hinten und das wußte er. Er traf alle Maß-

nahmen gegen eine Überrumpelung. Scharf steuerte er auf die Bake am Ende der Mole zu. Er plinkte mit den Augen nach dem Jungen und dem Bestmann hin.

„Hinter der Boje halsen"*, rief er, „wir gehen innen durch!"

Die beiden verstanden ihn. Als der Kutter an der Boje war, rief er noch einmal „Halsen!" Er ließ das Ruder los. Das drehte sich schnurrend in die Runde. Dann sprang er zur Gaffelschot und riß sie vom Bolzen. Die Backbordschoten schmissen der Bestmann und der Junge los. Die Klüver klatschten, der Gaffelbaum knarrte, er fiel mit einem Krach nach Steuerbord. Dort zurrte ihn Hinrichsen wieder fest.

Der Kutter legte sich vor den Wind. Der blies in die Leinewand. Vorn holte er auf. Sein Klüverbaum stieß nach den Wolken zu. Langsam neigten sich die Masten nach Steuerbord. Am Bug quirlte das Wasser wie flüssiger Schnee. Der Kutter lag mit einer Dwars-Brise** in Fahrt. Hinrichsen stand wieder am Ruder. Eine Hand faßte das Helmholz, die freie zeigte mit dem Daumen über die Schulter hinter sich. Achterlich nach Steuerbord lagen die anderen Fischer. Der Flögel war vom Wind gefüllt und saß wie ein Spottvogel auf der Spitze des Mastes, Hinrichsen lachte sein breites Lachen.

„Je — ja — wi könt seilen, wi hebbt datt lernt, wi ward ok fischen", lachte er in sich hinein. Der Kutter holte auf. In rhythmischen Intervallen hob er sich mit

---

* Segelmanöver.

** Guter Seitenwind.

der Dünung auf und nieder. So zog er am letzten Feuerschiff vorüber, das leise seine warnenden Glockenrufe über das Meer sandte. Die Kurre hing an den Masten aufgezogen. Wenn sie so weiter segelten, waren sie bald am Fangplatz. Hinter dem Feuerschiff änderte Hinrichsen den Kurs. Gewohnheitsmäßig suchten seine Augen das Wasser ab, denn er wollte wissen, wer ihm begegnete. Jetzt war er Herr eines Schiffes. Ein wenig sonderbar war es, dieses Schiff. Die Raaen an den Masten fehlten ihm. Mit wenigen Schritten konnte er sein Schiff messen. Es hatte nicht die Ausmaße der „Niobe". Das stellte er nur vergleichsweise fest. Die Wachen waren auf seinem Fahrzeug dafür länger als auf den anderen Schiffen. Wenn sie zum Fischen kamen, gingen die Wachen ohne Ende. Hier trug er die ganze Verantwortung. Der Bestmann löste ihn am Ruder ab. Noch einmal änderte er den Kurs. Er ließ den Kutter von Nordwest ein paar Strich nach West fallen. Seine Sorge war dabei, daß die Segel nicht back schlugen, denn ein schlimmer Rudersmann war das, dem bei einer Kursänderung die Segel klatschen. Strich für Strich, unmerkbar mußte der Kutter in den Törn* gebracht werden, so war das Fahrensart. Als Hinrichsen vom Ruder ging, lehnte er sich an den Großmast. Er törnte die an Deck liegenden Stroppen auf und blickte über das Wasser. Weit hinter ihm lagen zwei andere Kutter. Ihre rostbraunen Segel kamen auf und verschwanden.

* Wechsel der Fahrtrichtung, Arbeitsgang, hat auch die Bedeutung von drehen, wenden und anderen Vorrichtungen.

Rauchfahnen lagen überm Wasser. Ein paar Fischdampfer zogen heran. Sie rollten in der Dünung und ihre Mastspitzen beschrieben regelmäßige Kreise in der Luft. An ihren Bugs brach sich schäumend die See. Spritzer stiegen hoch und stäubten über die Decks hin. An den Hecks wühlten die Schrauben das Wasser zu einer wirbelnden Schleppe auf. So zogen sie zu ihren Fangplätzen. Nach Island, oder vielleicht zur Barents-See oder sogar ins Weiße Meer. Für sie mußten die Fänge lohnender sein als für die Kutter. Darum dampften sie mit eilfertiger Geschwindigkeit. Soviel, wie die Maschinen Kraft aus dem Dampf der Kessel sogen, dampften sie. „Time is money" — war ihre Losung. Hinrichsen ließ seine Flagge dreimal streichen. Er war es von der „Niobe" her gewohnt zu grüßen, wenn ihm ein Schiff begegnete. Den internationalen Seemannsgruß wollte er auch als Fischer nicht missen. Der Fischdampfer vergaß den Wechsel des Grußes.

„De hett keen Tid, der muß dampfen", dachte Jan. Er achtete auf seinen Kurs und stellte sich wieder hinter den Bestmann am Ruder.

„Zwischen Juist und Langenoog wollen wir die Kurre aussetzen. Wenn wir auf der Höhe sind, laß austörnen." Damit ging er nach unten ins Logis, goß sich Tee in seine Muck* und schnitt sich ein Stück Schwarzbrot ab. Bedächtig kaute er das und lehnte sich über die Seekarte, die er über die Back gebreitet hatte. Seine Finger be-

* Seemannsausdruck für Mug (englisch), deutsch: Krug, Becher.

schrieben Kreise auf dieser Karte. Plötzlich hielt er auf einem Punkt. Die Fingerkuppe drückte sich breit.

„Je — hier sind die Schulln." Er sprach mit sich selbst und war der festen Überzeugung, daß dort, wo er den Finger auf der Karte breit drückte, der beste Schwarm Schollen stand. Dann rollte er die Karte zusammen und steckte sie zu den anderen unter dem Halter an der Decke des Raumes. Langsam streifte er die Jacke ab und stand im niedrigen Logis im Isländer da. Die Luft in diesem Raum war schwer. Dann löste er die Stiefel von den Füßen und stieg in seine Koje, die lang im Raum stand. Er wollte ein wenig ruhen, bis ihn der Bestmann zur Ausreise rief, zum Ausbringen des Netzes. Der Kutter zog seine Bahn. Die See setzte Mützen auf, denn der Wind hatte aufgefrischt, er wehte von Südwest her. Es fegten Spritzer auf das Deck hin. Manchmal holte der Kutter über, sprang dann aber immer wieder in seine alte Bahn zurück. Das, was sich Hinrichsen von ihm versprochen hatte, das bewies er, denn er hielt sich gut in der See. Der Bestmann kannte Hinrichsen, darum segelte er bei der bemützten See und dem Wind noch ohne Reff. Erst wenn der Wind und See noch stärker wurden, wollte er den Fischer rufen lassen.

Der Junge stand nahe beim Bestmann und hielt sich an der Rudertalje fest. Sie hatten das Ölzeug übergezogen, denn das war notwendig geworden. So segelten sie durch die Dämmerung des Abends. Nach Backbord hin leuchteten Blitze durch den Raum. Sie kehrten

gleichmäßig wieder, denn ihre Zeiten gingen mit der Regelmäßigkeit eines Chronometers. Eine Sekunde zog der Blitz in die Runde, dann ruhte er fünf Sekunden und blitzte wiederum eine Sekunde. So funkten diese Blitze durch den Abend, durch die Nacht und begrüßten den Morgen, um mit dem neuen Tag zu ersterben. Mit Anbruch der Dämmerung der nächsten Nacht erwachten sie zu neuem Leben. Das war das Feuer vom Turm auf Helgoland. Sein elektrisches Auge war die Warnung und der Ruf für die Schiffe: „Dort weg — hier her! — Hier ist der Weg — dort die Gefahr!" Der Lichtkegel war der nächtliche Wegweiser, die leuchtende Warnungstafel für die Schiffe, die hier die Fahrstraße suchten.

Früh lag „H. F. 13" dwars von Juist. Die Mützen standen noch auf der See, nur der Wind hatte nachgelassen. Hinrichsen kam an Deck, ihm wehte die frische Brise den Schlaf aus den Augen. Jetzt hatten alle Hände an Deck zu tun. Sie setzten die Kurre aus und brachten das Schleppnetz ins Wasser. Der Kutter verlangsamte die Fahrt. Er lag in der See wie ein Ochse im Joch, der den Pflug durch den Boden ziehen muß. So wie die Stirn des Ochsen das Joch vorwärts drängt, drückte der Steven des Kutters gegen die See. Schwer zog er die Kurrleine mit dem Netz hinter sich her. Von der Leine stäubte das Salzwasser in die Luft und fiel in tausenden Tropfen zurück, wenn die Wellen den Kutter hoben und senkten.

Zwei Stunden kurrten sie so. Dann kam das Einziehen.

Das war die Mühseligkeit des Fischerberufes, dieses Einziehen des Netzes. Der Fock fiel mit Knarren und Klatschen nieder. Das Ruder ging lose. Alle drei Mann standen sie an der Winde. Auf der einen Seite Hinrichsen, auf der anderen der Bestmann und der Junge. Hinrichsens Hände umkrampften die Wrange. Sein Körper stieß die Arme vorwärts und die Arme wieder die Wrange. So stießen und zogen auf der anderen Seite der Bestmann und der Junge. In die Runde drehte sich die Winde.

„Klack — klack — klack", so schleifte der Abstopper der Winde über ihren Zahnkranz. Die drei Mann drehten, daß ihnen der Atem heiß aus dem Halse floh. Langsam, ganz langsam kam das Netz auf. Zentimeter für Zentimeter. Keiner der drei Fischer sprach bei dieser Arbeit. Es konnte auch keiner dabei sprechen, denn der Atem reichte kaum für die Umdrehungen aus. Endlich saßen die Scheerbretter in den Wanten und das Netz war über die Reling gebracht.

Da lagen die Bewohner des Meeres als Gefangene der Fischer an Deck und schlugen und sprangen und krümmten sich. Sie rissen die Mäuler auf, als wenn sie Protest gegen die Gefangenschaft erheben wollten. Die Kiemen der Schollen gingen hoch und fielen wieder zurück. Die Augen über dem breiten Maul bewegten sich wie die Kiemen. Alle drei Männer sortierten die Fische. Jede Sorte einzeln in die Bünn*, groß, mittel und klein. Die Rochen kamen auf Eis. Dann ging die Kurre wieder

* Mit Wasser gefüllter Raum zur Aufbewahrung der Fische.

über Bord. So ging das dreimal vierundzwanzig Stunden. Manchmal war das Netz gefüllt, manchmal fast leer. Der Schlaf und das Essen wurden auf Ration gesetzt. Immer zwischen zwei Stunden kurren, wechselte Schlaf, Essen und Rudergang. Das war der Arbeitstörn. Dann kam wieder das mühselige Einholen des Netzes. So begann und so endete der Rundlauf ihrer Arbeit.
Hinrichsen überrechnete für sich den Fang und dachte dabei an Lee.
Was würde sie raten?, ging es durch seine Gedanken. Ob er auf der Weser verkaufen sollte oder nach Altona segeln? Das lag nicht ganz bei ihm; wenn der Ostwind stand, mußte er zur Weser, dann konnte er schlecht die Elbe hinauf. Er mußte zu viel lavieren. Das Aufkreuzen nahm Zeit in Anspruch. Zeit und Dampf waren auch für ihn Geld. Die Elbe wollte er sich nicht aufwärtsschleppen lassen. Das kostete ihn einen Teil seines Fanges. Die Werft wollte den Anteil für die Überholung des Kutters haben. Sein Motto stand fest: Fischen, verkaufen. Segeln, fischen, verkaufen. — Fische, Geld, Abtrag. Leben wollen und segeln müssen, Fische dem Meer entreißen und wieder segeln — das war der Kreislauf seines Erwerbs. Auch als Fischer war er in der Abhängigkeit von den Dingen, die sein Leben bestimmten. Das war für Hinrichsen noch ein unmerklicher Kreislauf.
Freiheit des Meeres! — Unfreiheit des Berufes, der frei schien und es doch nicht war. Auch das merkte er nicht. Seine Liebe zur See war zu groß. Im Befahren

der See sah er seinen Beruf, zu dem er sich bestimmt fühlte. Menschen, Land und Häuser, Straßen und Plätze gingen an seinen Augen vorüber, die hafteten aber nicht in seinem Sinn. Wenn um ihn jedoch die See war, dann lachte sein Mensch. Wenn die Möven über ihm schrien, ihr seltsamer Flug ihn fesselte, so wie sie im Gleiten mit gezogenen Schwingen zum Fraß stießen, das war sein Bild, das Bild seines Lebens, mit dem er vertraut war. Er maß seine Kraft mit der Kraft der Elemente. Wenn der Wind blies und das Wasser sich färbte, dann lebte er auf. Wenn das Meer grün wurde, war es ihm recht, wenn es sich ihm schwarz entgegenwälzte, strafften sich seine Muskeln. So stand er jetzt auf Deck und prüfte den Wind.

„Wi nehmt alle Linwand rop", meinte er zum Bestmann und zum Jungen.

„No Geestemünde geiht datt."

Aus dem Logis holte er sich die Karte, kniete an Deck darüber gebeugt und enträtselte seinen Standort. Dann legte er den Kurs fest.

„Lot mi datt Ruder nehmen!" Er klopfte dem Bestmann auf die Schulter. „Goht dol — und schlaft euch aus."

So trieb er den Jungen und den Bestmann nach unten in das Logis. Die legten sich in ihre Kojen und nahmen zwei Augen voll Schlaf. Der tat ihnen not nach dreimal vierundzwanzig Stunden fischen. Der gelbe Schein der Lampe beleuchtete ihre Gesichter. Die harten Züge der Schläfer entspannten sich langsam. Ihre Körper

wiegten mit dem Kutter auf und nieder. Wenn eine See unter ihnen wegfiel, sausten sie in die Tiefe, die nächste Welle hob sie empor. Sie merkten es kaum. Wie hingeworfenes Holz lagen sie steif und erschöpft in der Koje. Der Kutter war die Schaukel ihres Berufes. Das Schwarzbrot und die See hatten ihren Magen fest gemacht.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

„Sieh da — geradeaus!" Hinrichsen rief es den beiden zu.

Am Backbord stießen zwei Mastspitzen aus dem gelben Wasser. Das war nördlich der Einfahrt zur Geeste. Neben den Masten hatte sich ein Bergungsdampfer verankert. Ein schwarzer Ball hing am Mast des Dampfers und eine rote Flagge wehte von seinem Halbmast die Warnung:

„Vorsicht — stoppen — langsame Fahrt!"

Hinrichsen brüllte durch die hohlen Hände. Auf seine Frage kam die Antwort über das Wasser:

„Ein Geestemünder Kutter ist gerammt. Der Fang, der Fischer und sein Junge liegen unten!"

Hinrichsen nahm die Fock weg, riß die Mütze vom Kopf und warf sie auf das Deck, dann ließ er seine Flagge auf Halbmast gehen.

Langsam segelten sie am Totenschiff vorüber und Hinrichsen redete mit sich selbst.

„Wieder zwei in de Bünn gesegelt — de kann de Pastur ok nich mehr helpen. Je! watt mokt de Fru vom Fischer nu? Seilen un fischen kann se nich. Dor unten sloppt

nu de Fischer — der, der Mutter helfen konnte, liegt bei dem Vater." Das war sein Selbstgespräch.
„Wi möt seilen! — Jung mok de Pfänder* und de Leinen klar."
Mit diesem Zuruf schwooite er in die Geeste ein.

Die erste Frucht des Sommers an den Bäumen nahte der Reife. Die Flut kam und die Ebbe ging im Zeitlauf ihrer Regel. Der Deich war still, das Wasser, das ihn bespülte, trug keinen Schiffsleib. Verblichene Netze hingen vereinzelt an den Stangen dicht bei den Häusern. Die Fischer lagen draußen auf der See. Sie jagten dem Meere Beute ab. Im Dorf lebten nur die Frauen, die Witwen und die Jungen. Die Jungen warteten in der Hoffnung auf den Mann. Die Alten hatten solche Hoffnung aufgegeben. Im Wandel ihres Tuns lebten sie zwischen Friedhof, Meer und Haus. Das, was Nahrung gab, nahm ihnen oft den Ernährer. Dieses Dorf hatte sein eigenes Gesicht. Fische, Wind und Wasser waren die bestimmende Unermeßlichkeit für die Einwohner dieses Dorfes. Nur die Jugend lärmte, sie erkannte die Bestimmung der Unermeßlichkeit nicht. Ihr Lärm teilte sich zwischen Dorf und Wasser.
Unter allen lebte Lee still in ihrem Haus fast am Ende des Dorfes, dort wo die satte Erde sich in dunkles Grün weitete, und wartete auf Hinrichsen.
Auf der Straße zum Haus kam der Postbote und schwenkte einen Brief. Er rief schon von weitem:

* Korkballen zum Schutze des Schiffes.

„Lee Tews! — ein Brief von deinem Mann, er kommt von der Geeste. Der Wind läßt die Schiffe nicht die Elbe raufkommen. Bei Altona liegen man bloß die Fischdampfer am Pier."

„Schön Dank!" Lee nahm den Brief, sah auf den Stempel und lief damit ins Haus. Auch Briefe waren eine Seltenheit im Dorf. Die Fischer schrieben nicht gern. Papier und Feder waren ein ungewohntes Handwerkszeug in ihren Händen. Die Sonne schien grell. Ihre Strahlen standen schräg im Raum der Diele des Fischerhauses. Das Glas der niedrigen Fenster wirkte wie ein Brennspiegel. Alle Gegenstände in der Stube bekamen eine eigene Farbe in dieser Beleuchtung. Auch das Papier in Lees Hand war schreiend weiß. Blau hoben sich die Buchstaben davon ab. Lee saß in der Diele des Hauses und entzifferte die Worte in Hinrichsens Brief.

„Lee!"

stand da auf dem Papier in großen, schweren Buchstaben:

„Der Fang war gut. Drei Kutter waren hier in Geestemünde. Die Schollen haben ihr Geld gebracht. Wenn die Dampfers nich wären, aber sie haben soviel Fische in ihren Leib. Wir haben alles verkauft. Die Kutter, die hinter uns kamen, hebbt nich so vel for de Schollen kregen. Wir müssen bannig segeln und fischen. Wenn de Wind steht, kommt wi mit de nächsten Schollen na Altona.

Wat mokt Klaas?

Geld hab ich hier auf der Post eingezahlt. Proviant is ok an Bord nohmen worden. Morgen seilt wi wedder zum Fischen rut.

Dein Hinrichsen.

Mit de annern Fischer heff ik mi unterhalten. Wi ment, wi möt Motore an Bord hebben. Das geht leichter und bringt schneller Fische.

Dieser Brief gab Lee zu denken. Sie überrechnete den Fang, die Prozente für den Bestmann und den Jungen, den Proviant für die Reise, die Netze, den Abtrag und das Leben. Zahlen an Zahlen stellte sie in Kolonnen auf das Papier, das vor ihr lag. Die Zahlenkolonnen standen darauf wie Reihen ungeordneter Mädchen im Tanzsaal. Sie strich Zahlen durch, malte neue hin und rechnete immer wieder. Ein eigentümlicher Gedanke hatte sie erfaßt: — „Die anderen Fischer — nein — die durften nicht mit ihrem Hinrichsen in Konkurrenz treten können."

Wieder stellte sie Kolonnen von Zahlen auf das Papier. Ihr Klaas rief. Er stand auf seinen jungen Beinen neben ihr und hatte ihre Schürze erfaßt. Daran zerrte er, das merkte die Mutter nicht, denn die Zahlen hatten ihre Sinne eingezwängt. Sie schrieb, sie rechnete, ihre Finger begleiteten die Zahlen auf dem Papier. Ein starker Atem floh aus ihrem Mund. Sie wollte die Zahlen wegwischen, sah ihre Unzulänglichkeit ein und malte neue Kolonnen auf das Papier.

„Nicht richtig — vom Hinrichsen! Der Motor muß in sein Boot — nicht zu den anderen", das waren die

Worte zu ihren Gedanken, die sich hetzten. Vom Papier lachten sie die Zahlen an. Den Klaas zog sie hinter sich her nach dem Garten hinaus. Der Baum hinter ihrem Haus trug Früchte, die zur Reife neigten.

„So muß der Kutter Frucht tragen und die Ernte dieser Frucht muß ein puffender Motor sein", sprach sie zu Klaas gewandt, indem sie mit der Hand auf den Baum wies.

Das Kind verstand weder ihre Worte noch deren Sinn. Nur aus seinen Augen sprach die Zugehörigkeit zum Blut der Mutter.

Noch einmal nahm Lee den Brief und studierte den Nachsatz. Da stand es schon für sie fest: sie wollte der Kaufmann des Kutters sein, fischen und segeln konnte Hinrichsen. Ihre Gedanken wollte sie in die Tat umsetzen.

Noch zweimal war Hinrichsen an der Weser. Seine Fische hatte er in Geestemünde abgesetzt. Aber das letztemal war der Preis für die Schollen nicht so hoch, denn die Fänge waren stark gewesen. Jetzt fischte er wieder draußen.

Die See lag wie mit Blei übergossen, so grau und träge war sie. Ein schwacher Dunstschleier stand über der schwachen Dünung. Rot, wie glühendes Eisen, tauchte die abendliche Sonne ins Meer. Feurige Tupfen standen auf dem Wasser in der Bahn zum Kutter hin. Kein Wind trieb die Segel; sie hingen wie müde Vögel, die

auf ihren Zweigen ruhten, an den Masten. So konnten die Männer nicht fischen und lagen mit dem Kutter still. Die Kurre trieb schlapp im Wasser, denn die Stille hatte sie überrascht, der Wind war plötzlich eingeschlafen.

„Das is eine dösige Zeit — morgen, wenn es nicht weht, werden wir das Netzzeug in Ordnung bringen", damit ging Hinrichsen in die Kajüte nach unten, drehte die Lampe hoch und kramte in seinen Karten. Dann griff er zur Tasche in seiner Koje. Der Tasche entnahm er zwei Postabschnitte. Er rechnete die Summen zusammen. Für zwei Fänge blieben ihm etwas über fünfhundert Mark. Die Rechnung, die er aufmachte, hatte immer ein Loch. Mit einem „Schiet ut" warf er Papier und Bleistift hin und stieg wieder an Deck. Hier unterhielt er sich mit dem Jungen und dem Bestmann. Mit dem letzteren tauschte er seine Erlebnisse auf der „Niobe" aus. Auf diese Dinge kam Hinrichsen mit einer wahren Besessenheit immer wieder zu sprechen.

„Watt moog wohl de Timmermann moken? Sicher würde er, wenn er jetzt bei uns wäre, einen Grog brauen."

Mit diesen Worten beauftragte er den Jungen, einen Teepunsch anzurühren. Mit dem Sinken der Sonne hinter den Horizont stieg die Kühle der Nacht über das Deck. Sie tranken zu dreien und unterhielten sich. Bei dieser Unterhaltung war der Junge passiv. Er hatte die Wache zugewiesen erhalten. Wenn es wehte, sollte er den Fischer wecken. Ehe Hinrichsen zur Koje ging, blickte er noch einmal über das Wasser und kratzte am Mast, daß der Wind wiederkäme. Das war eine dumme An-

gewohnheit, das „Mastkratzen" oder das „Windpfeifen", aber er konnte es nicht unterlassen. Überm Wasser standen Lichter in der Nacht. Rote, grüne und gelbe. Die schwankten wie bezechte Trinker leicht hin und her. Manchmal war die Bewegung härter, manchmal weicher. Das machte die Dünung. Wenn das Rot und Grün der Lichter der anderen Fischerboote, die dort drüben lagen, sich kreuzten, schien es Hinrichsen, als schielten ihn Teufelsaugen an.

Er war weder fromm noch gottesfürchtig. Das hatte er sich in den langen Sturmnächten abgewöhnt, denn er wußte, daß er sich selber helfen mußte. Es konnte ihn kein Gott erretten und kein Teufel vernichten. Von der Geistesgegenwart der Menschen und ihrer Voraussicht in der Einschätzung der Gefahr im Kampf mit den Elementen hing ihr Bestehen ab.

Aber die Nacht hatte ihre Tücken. Hinrichsen dachte an Lee. Plötzlich war ihm ihr Körper nahe, der so schlank und doch so fest war. Mit dem Gedanken an Lee betrat er die Kajüte.

„Wenn wir ausscheiden, gehen wir nach Altona — und wenn wir die Elbe aufwärts dampfen müssen", so murmelte er, als er in seine Koje stieg. Der Körper der Frau rief ihn in dieser sommerlichen Nacht. Er fühlte die Schlankheit ihrer Glieder neben sich in der Koje und drängte seinen Leib gegen das Holz.

„Wenn es man wehen wollte, denn kommen diese Schietgedanken nicht."

Wind war sein Wunsch, damit der Wind ihm diese

Stimmung vertrieb und er zur Elbe kam. Er bemühte sich krampfhaft, einzuschlafen, und konnte es doch nicht. Im dumpfen Raum rief er zu seiner Erleichterung nach der Frau. Wenn er bei ihr war, nahm er ihren Leib unter seine Schenkel, um von einem Druck befreit zu sein. Das alles war ihm eine Handlung, deren Notwendigkeit er fühlte. Die Augen der Frau, in denen der Wunsch nach der Vereinigung mit dem Mann brannte, sah er nicht, und er begriff auch nicht ihre Sprache, wenn sie ihn erneut rief. Nach getaner Arbeit war gut ruhn, — mit solcher Überzeugung schlief er seine Nächte neben Lee, im halben Unverständnis für die Frau.

Ehe er Lee kennenlernte und ehe der Zimmermann von der „Niobe" mit seiner Gradlinigkeit in der Lebensauffassung in sein Leben ungewollt eingriff, kannte er überhaupt keine Frau. Nur die Umhüllung ihres Körpers machte sie ihm als Weib erkenntlich. Sein Denken galt seinem Beruf, galt der See. Er dachte an seine Kameraden, die in den Winkeln der Häfen der Welt sich den Frauenleib für die Nächte, die sie an Land verbrachten, kauften, um dann darüber zu reden und noch daran zu denken, wenn sie wieder von der See empfangen wurden. Dieses Wissen blieb ihm fremd. Ihm fehlte die Andacht zu dieser Schattenseite seines Berufes.

Das Blut klopfte in seinem Hirn und er dachte an seine erste Nacht mit Lee. Jene Nacht war wie die heutige, schwül und voller Fragen. Wieder rief er den Namen seiner Frau ins Dunkel der Nacht. Langsam schlief er ein. Schwer warf ihn der Traum in seiner Koje umher.

Mit einem Schrei und einem Schmerz am Kopf erwachte er. Er sah um sich und horchte. Von der Luke klang ein Ruf. Das war der Ruf des Bestmanns vom Deck her.

„Fischer! — Austörnen!"

Eine leichte Brise trieb den Kutter auf der See. Er zog wieder das Netz in langsamer Fahrt hinter sich. So fischten sie Zug um Zug in den Tag hinein.

Die Sonne erwachte am östlichen Horizont des Meeres wie sie am Abend zur Ruhe gegangen war. Sie hatte die Nacht über auf der anderen Seite der Erde verbracht, um hier wieder ihr Tagewerk zu beginnen. Ihr Anfang war so flüssiges Rot wie ihr Ende am vergangenen Abend. Nur ein paar Stunden stand sie so, dann zog sich ein grauer Schleier vor ihr Gesicht. Das Wasser wechselte seine Farbe. Vom Blau ging es zum Grün über, um grau zu werden. Die Fischerboote, deren Lichter in der Nacht bunt durcheinander geleuchtet hatten, waren verschwunden. Irgendwo hinter dem grauen Schleier fischten sie, so wie Hinrichsen.

„Sechs Strich", meinte Hinrichsen, „das ist gute Fahrt!"

„Ja", rief der Bestmann, „noch sechs gute Törns, dann könt wi woll utscheiden!"

„Fische müssen wir haben und zuerst an de Pier sein — denn lohnt sich das. Wenn wi de ersten sünd, bestimmt wi de Preise."

Der Bestmann kannte seinen Quartermeister gar nicht wieder. Früher hatte der sich nie um die Preise von Waren gekümmert. Karten und Sextant, Kompaß und

Ruder, Segel und Trossen nahmen seine Sinne gefangen.
„Wie der Mensch sich ändern kann", murmelte er.

Am Elbe-Feuerschiff 4 suchte „Lee H. F. 13" nach einem Schlepper. Den fand er nach dem Wechsel seiner Signale. Mit dem Führer des Schleppers, der auf der Brücke stand, handelte Hinrichsen um den Schlepperlohn. Um keine Zeit zu verlieren, stimmte er dem geforderten Preis des Schiffers zu und nahm die Stahltrosse, mit der er geschleppt wurde, über Bord. Der Junge zog sie durch die Klüse und machte sie am Poller* fest.
An der „Alten Liebe" vorbei schleppte der Dampfer den Kutter die Elbe aufwärts. Gelb gurgelte der Strom an ihnen entlang. Das Land zu beiden Seiten schob sich enger zusammen und der Strom gebar Leben. Schiffe fuhren aneinander vorüber und Boote kreuzten sich im Fahrwasser.
Die Türme der Stadt sahen herüber und wuchsen höher, je näher sie dem Hafen kamen. Von den Ufern her sahen die kleinen Häuser so sonderbar zu den Schiffen und Menschen auf den Strom herab.
Sie kamen nach Altona zum Fischmarkt. Der Schlepper pfiff kurz und der Junge warf die Trosse los. Ganz langsam legte der Kutter an. Der Bestmann war der erste an Land. Er nahm den Tampen, um den Kutter

* Kurzer Pfahl zur Befestigung der Trossen.

anzubinden. Er hatte es eilig, um schnell auf einen „Lütten" zu Kohrs zu lotsen.

Der Markt war leer. Die Fenster der Häuser, die ihn umsäumten, gähnten müde in den Tag hinein. Ein paar Karren rasselten über das Pflaster. Am Ende des Platzes starrte ein Eisengerüst gegen den Himmel. In dem metallenen Skelett hingen Menschen und hämmerten, hämmerten. Die Schläge klangen vom Wasser zurück und fingen sich an den Häuserfronten wieder. Sie kletterten dort entlang und zerfielen, um immer wieder neu zu gebären.

„Nu baut se dor Hallen op, Hinrichsen!"

„Ja, für de Dampferware, wir brauchen sie nicht, wir handeln aus de Bünn an de Pier."

Langsam belebte sich der Platz mit Neugierigen und Frauen, die kaufen wollten.

„Fischer! wollt ihr den Fang verkaufen?", mit diesen Worten kletterte ein Mann an Bord. Das war eine gewichtige Gestalt. So neugierige Fragen kamen aus seinem Mund.

„Nee — wir verkaufen an de Frun!" meinte Hinrichsen.

Er schlug die Luken frei und trieb den Jungen und den Bestmann, der schon zurück war, zur Eile an.

„Den ganzen Fang kauf' ich auf einmal, ihr braucht nicht handeln", sprach der Mann auf Hinrichsen ein.

„Nee!" knurrte der und drehte dem Mann seine Achterseite zu.

Der Mann umschlich Hinrichsen immer wieder und machte erneut sein Angebot.

„Lot mi in Ruh — ick verköp an de Frun. De Fische möt Geld bringen. Ji verköpt man denn ok bloß an de Frunslüd!"

Wie er sich umdrehte, stand Lee neben ihm. Sie begrüßten sich. Er nahm sie auf seinen Arm, trug sie zur Kajüte und ließ den Mann stehen.

Nach einer Weile begann der Handel mit den Fischen. Lee strich das Geld ein und zankte mit den Frauen. Hinrichsen lachte und brachte seine Fische aus dem Raum.

Lärm stieg über den Platz. Die Menschen sprachen aufeinander ein. Frauen tippten mit ihren Fingern die Fische an. Warfen sie herum. Die Schollen zeigten ihren weißen Bauch. Die rötlichen Muster auf ihrem klebrigen Rücken leuchteten zart. Die Kiemen der Schollen saugten Luft auf und wehrten sich gegen das Absterben im wasserlosen Netz.

Lee sah von dem Lukendeckel, auf dem sie stand, über die drängelnden Frauen hin. Sie fühlte sich wie auf einem Kommandostand und dirigierte mit ihren Blicken und leisem Zuruf die drei Männer. Die hoben die Fische aus dem Raum heraus, riefen die Stückzahl und schmissen sie in die Netze, die Körbe und Taschen der Frauen. Der Bestmann lachte allen ins Gesicht. Von seinen Händen tropfte fischiger Schleim. Den wischte er sich an seinen Hosen ab. Mitunter machte er einen derben Witz zu den Frauen. Manchmal bekam er auch

eine Antwort, dann aber sah er zweifelnd die Frauen an, denn er verstand sie wohl nicht recht.
Andere Fischer machten hinter Hinrichsens Kutter am Pier fest. Sie sahen zu dem wirbelnden Handel hin.
„Segen des Meeres", meinte Lee zu ihrem Hinrichsen.
„Nee, Deern — datt seggt de Pastur man bloß, das ist der Lohn unserer Arbeit. Von selber kommt der Segen nicht. Wir haben fischen müssen und haben keine Zeit zum Beten gehabt."
„Hinrichsen!"
„Ja — Deern! De Fischerei is keen Kinnerspeel!"
Lee sah ihn vorwurfsvoll an, aber Hinrichsen ließ sich durch solche Blicke nicht beirren. Ruhig ketscherte er die Fische aus der Bünn, suchte nicht aus, sondern gab sie so, wie sie aus dem Raum kamen.
„Watt for Preise haben wir gemacht", und dabei lachte er seine Lee an. Die reichte ihm die Hand, trat ganz nahe zu ihm, versuchte ihm ein wenig zu schmeicheln, um die Angelegenheit, die sie im Innern so stark beschäftigte, mit ihm zu bereinigen.
„Hinrichsen?"
„Ja, Deern?" . . .
„Was hast du da von dem Motor geschrieben? Ihr habt euch bereits besprochen? Wer ist alles dabei gewesen?"
Sie bekam keine Antwort. Denn mittlerweile war der Fang abgestoßen und Hinrichsen wollte sein Schiff klar machen, um nach seinem Fischerdorf zu kommen. Jede nicht ausgefüllte Stunde bedeutete Zeitverlust für ihn. Darum drängte er mit einer Handbewegung ganz lang-

sam Lee beiseite und rief seinen Helfern zu, daß sie vom Steg abstoßen sollten. Er prüfte die Windrichtung, um festzustellen, ob er die Elbe hinunter konnte. Aber die Ebbe nahm ihn den Strom mit abwärts, der Kutter brauchte den Wind nur wenig. Hoch an den Trossen, zwischen Besan und Großmast, hingen die Netze.

Wie Hinrichsen am Fischdampferhafen vorübertrieb, lagen längsseits aneinandergepreßt die Fischdampfer. Eine ganze Flottille lag da und sah zerstoßen und zerdrückt aus. Das äußere Kleid der Schiffe war so seltsam bunt. Wie bei Scharlachkranken brannten rote Flecke auf ihren Körpern. Die See hatte das Eisen zerfressen und diese Wundstellen mußten geheilt werden. Wie bei Kranken der Arzt Salbe auf die Wunden schmiert, so fuhren die Mennigpinsel der Matrosen über die zerfressenen Stellen und färbten sie gesund. Scharlachbunt leuchteten die Körper dieser Schiffe auf, die von Island und der Barents-See und dem Weißen Meer kamen. Wind und Meer schlug die Schiffe und vor allem die Menschen auf ihnen wund. Alles, was dem Meere Nahrung entriß, um sich selbst zu ernähren, wurde gepeitscht und mußte wieder peitschen. Die ruhende Flottille der Fischdampfer rüttelte an Hinrichsens Gedanken. An der Backbordseite des „H. F. 13" puffte ein Motorschiff vorüber. Motor und Dampfer hämmerten ihm ins Hirn, daß die Technik die Helferin des Menschen sei. Daß das ein Irrglaube war, blieb ihm vorläufig fremd.

„Lee!“ meinte er zu seiner Frau, die neben ihm stand, „mit einem Motor muß das besser gehen.“
Die Frau dachte an die Zahlenkolonnen, die sie auf das Papier gekritzelt hatte; diese Zahlen hafteten noch in ihrem Sinn, und so trieben ihre Gedanken dem Denken des Mannes entgegen.
„Was mag der Motor kosten?“
Dieser Gedanke schleuderte mit einer Wucht durch ihren Kopf, als wenn ihr Hirn ein im Viertakt arbeitender Motor wäre, dessen Schwungscheibe den Ausgleich schaffen mußte.
Sie trieben um die Buhne ihres Hafenkopfes. Hinrichsen ließ die Fock fallen und machte zum Anlegen klar. Der Bestmann sprang wie ein Wiesel über das Deck hin. Das Fanggeld, das er ausgezahlt erhielt, konnte er nun unter die Leute bringen.

„Hallo, Hinrichsen!“
Jan, ein alter Fischer, der nicht mehr hinaus auf die See konnte, rief das von der Bank, die auf dem Deich stand, als Hinrichsen an der Anlegebrücke festmachte.
Diese Bank war der Ruheplatz der Fischer, deren Körper die See zum Wrack geschlagen hatte. Von dieser Bank aus übersahen sie die Einfahrt ihres Hafens. Hier saßen sie die Tage und die Abende ab und kontrollierten den Verkehr der Flottille ihres Dorfes. Sie waren die stillen Aufsichtsräte jedes einzelnen Kutters und seiner Menschen. Von hier aus hofften sie noch ein Stück ihres

verloren gegangenen Berufes neu zu finden. Sie waren wie hoffnungslose Fischer im Meere des Unerkannten.
Jan war der älteste der Fischer und der Fahrensleute im Dorf. Er schien aus einem vergangenen Jahrhundert herübergeboren zu sein in eine neue Zeit, zu der seine ganze Persönlichkeit im stärksten Widerspruch stand.
Sein Alter war schwer festzustellen, nur in den Augen las man den Zersetzungsprozeß seines Blutes, wie überhaupt seiner Organe. Diese Fischer waren Menschen, die, wenn sie nicht die See fraß, aufrecht in ihr Grab stiegen, trotzdem sie sich gegen die Erde wehrten, auf der zu leben sie gezwungen wurden. Jans Worte wurden gewogen. Was er sprach, war für die anderen Fischer ein Stück Bedeutung.
„Hallo, Hinrichsen!" rief er noch einmal, als Hinrichsen nicht sofort auf seinen Zuruf reagierte.
„Hest god fischt un god verkofft?"
Hinrichsen rief sein „Vörn Dag" nach oben. „Datt weur'n goden Fang, — wi hebbt 'nog Geld in de Tasch!"
Um Jan saßen andere Fischer, die gleichfalls nicht mehr hinaus konnten, weil die Gicht sie krumm geschlagen hatte. Ihre knotigen Hände lagen auf den Knien, die Füße steckten in ledernen Pantoffeln, weil ihre Füße für die Stiefel zu plumpe Klumpen waren. Aus ihren zerwetterten Gesichtern leuchteten nur die Augen. Das Spiel dieser Augen war sonderbar; sie schillerten wechselweise, wie das Meeresleuchten, in allen Farben. Es wurde ausgelöst durch ihre Gedanken, die sich um den jungen Fischer dort unten im Fahrzeug drehten.

„De ward een von de Seefischer warn, de mit de Kutter sien Geld mokt, wenn em nich de fleegende Holländer buten begegnet."

Jan sagte das vor sich hin, aber seine Rede war an die anderen gerichtet. Die saßen stumm und bewegten nur die knotigen Finger, als wollten sie versuchen, ob diese Hände noch Helmholz und Kurrleine regieren konnten. Das war vorbei. Ein anderer alter Fischer saß unter ihnen. Seine Stimme klang, wie wenn ein Pickhammer auf rostiges Eisen schlug und ein zerfressenes Stück nach dem Schlag des Hammers von der Platte sprang.

„De brukt keen Veteranensold von fiefuntwintig Mark im Monat wie ick em heff!"

Alle kannten den Alten und wußten, daß das sein Einkommen nach langer Fahrenszeit war, und daß die Gesine, seine Frau, krumm den Wagen vor sich durch die umliegenden Dörfer karrte und mit quäkender Stimme ihr „frische Schulln" ausrief, damit zu diesem Ehrensold noch ein paar Pfennige dazu kamen.

Hinrichsen, dieser „Butenländer", wie sie ihn nannten, schien den Neid aller zu erwecken.

„Lot sien", sprach der Alte wieder, „Tews hett en bös Nummer op sien Gaffel, datt is de Dörteihn, de Kutter is god in See, aber he hett all den veerten Besitzer."

Hinrichsen hantierte auf seinem Kutter. Lee ging an Land ihrem Hause zu. Der Junge kam mit einer Kiste lebender Schollen, die verteilt werden sollten, hinter ihr. Gesine sollte ihren Teil davon haben, denn Schiffer Tews, der Vater der Lee, hatte es nach jedem Fang

ebenso gehalten und diesen Brauch im Dorf hielt sie mit. Auch die Fischerwitwen, die vom Dezember 1909 her, als neun Kutter auf einmal mit Mann und Maus im Sturm blieben, sollten ihren Teil bekommen.
Am Deich standen die Garnstangen. Wo sonst die Netze trockneten, hingen Scharben* auf den Leinen. Immer zwei waren mit den Schwänzen aneinander gebunden. Die Sonne durchleuchtete ihren herzförmigen Leib. Die Scharben trockneten in der Luft, um im Winter, wenn der Nordwest wehte und Hafen und Strom zugefroren waren, Ersatz für die lebenden Schollen zu sein.

Ein Wetter stand über dem Dorf, das drückte von der See zurück. Rundum war der Himmel schwarz. Nur im Zenith stand ein rosig gefärbter, heller Fleck, der glich einem feinen Kinderlächeln. Hinrichsen stand hinter dem Haus, das auf dieser Seite tief unter dem Deich lag. Der Wind spielte um die Kronen der Bäume. Er fegte zur Erde nieder und wirbelte fallende Blätter, Papier und Spreu durcheinander, hob es auf, sog alles in einem steigenden Strudel in die Luft, ließ ihn zerplatzen und Spreu, Staub, Papier und Laub zurückfallen, um es dann mit einem rasenden Stoß die Straßen und das Land entlang davon zu jagen.
Lee stand neben Hinrichsen und sah von der Seite auf sein Gesicht, und beobachtete, mit welchem Ausdruck er das Wetter prüfte. Hinrichsen kehrte zurück ins Haus,

* Schollenart.

dabei nahm er Lee an die Hand, ging zum Barometer, der in der Döns hing und sah aufmerksam auf das langsam fallende Spiel des Zeigers am Glas.

„Ja — das wird ein Wetter — aber wir sind hier — aber ok op See harr ick keene Bange hatt. Vielleicht hätte ich noch schnell hinter Helgoland vor Grund gehen können."

„Das soll woll sein" — sprach Lee ruhig, „aber wenn ein Motor im Kutter ist, kann man schneller vor solchem Wetter ausweichen, so sind man nur die Segel da."

„Watt for ein fixe Deern bist du!"

Das sagte Hinrichsen mit Überzeugung, denn er sah in Lee einen halben Fahrensmann, der mit Schiff und Wetter vertraut war.

Sie setzten sich an den gebeizten Tisch in der Döns, während sich draußen der Wind legte und Stille eintrat. Das war die Gewitterstille. Die wird am Meere mit besonderer Spannung erwartet. Ein funkender Blitz teilte die schwarzen Wolken.

Er sprang in schneidender Eile am Horizont entlang, hinein in die Erde und erhellte die Stube bläulich rot. Lee erschrak, ihr Körper zuckte auf, aber Hinrichsen blieb ruhig und trat zum Fenster, um dem Spiel der Natur zu lauschen. Hier klangen schwere Tropfen gegen das Glas, sie perlten aneinander an den Scheiben nieder, um sich an der Wasserleiste des Fensters zu sammeln und abzufließen.

Hinrichsen ging zu Lee am Tisch zurück und sie diskutierten ernstlich über das Problem, das die An-

schaffung eines Motors für den Kutter darstellte. Für ihn war das Ziel vorläufig unerreichbar, denn noch stand die Abtragssumme für die Überholung seines Kutters. Die Reisen, die er noch machen mußte, um diese Summe zu decken, waren noch nicht übersehbar. Ganz unvermittelt meinte er zu Lee „Een poor Jahr dauert es doch noch!"

„Was dauert ein paar Jahr, Hinrichsen?"

„Der Motor!"

Draußen fiel der Regen gleichmäßig, denn der Sturm hatte sich gelegt. Die Wolken hatten ihre Reibungsflächen abgeschliffen, so daß die funkenden Blitze verlöscht waren. Das Gewitter hatte sich zu einem gleichfließenden Regen gewandelt, der fiel über die grünende Frucht, flutete über die Erde hin und gab neue Kraft und neues Leben. Die Eintönigkeit der fallenden Tropfen schläferte die Menschen ein. Auch Lee war wortkarg geworden. Sie dachte wohl noch an den Kutter, aber sie sprach mit Hinrichsen nicht mehr darüber. Ein neuer Gedanke überfiel sie: wie wäre es mit Harrald Johannsen?

Als sie noch in dessen Hause war, sprach er oft zu ihr. Sie empfand seine Art mit ihr zu sprechen als etwas Ungewöhnliches, ihr fast immer unverständliches Tun. Seine Augen sahen sie an, aber sie wußte nicht, was in ihnen stand, sein Gesicht war wortlos. Es war etwas in seiner Maske, was sie anzog und doch wieder abstieß. Oft wollte sie mit ihm sprechen. Das merkte er, dann strich seine Hand über ihr Haar. So ganz ungewollt,

Das tat er halb abgewendet, ohne sie anzusehen; dabei suchte sie seine Augen, aber die waren irgendwo anders. Auch seine Lippen blieben stumm. Dann schwieg auch sie und unterließ jede Frage.

Jetzt krochen Lees Gedanken heimlich aus dem Fischerhaus unter dem Regen fort nach dem anderen Stromufer, zu ihrer ehemaligen Arbeitsstelle. Zu ihrem Herrn, wie sie sich ausdrückte. Hätte jemand zu ihr von Johannsen als von einem „Arbeitgeber" gesprochen, so hätte sie das als eine Niedertracht empfunden. Für sie war er ihr Herr. Was er tat, wußte sie kaum, denn er sprach nicht darüber, auch nicht die Leute, die zu ihm ins Haus kamen. Lee dachte nur, daß er reich sein müßte, er hätte sonst kaum so leben können, wie er lebte.

„Ob wir wohl mal zu Harrald Johannsen gehn, Hinrichsen?"

„Watt schallt wi dor?"

„Ich meine, ob wir wegen einem Motor fragen?"

Hinrichsen gab keine Antwort. Er zog aus der Kammer ein angefangenes Netzzeug und hantierte daran. Der Regen floß nur noch in feinen Strichen nieder. Das Netz, das Hinrichsen auseinanderzog, wollte er für die nächste Reise fertigmachen.

„Mach man alles klar, Lee, das Glas steigt, morgen können wir wieder auf die Reise gehn."

Mit diesen Worten ging er aus dem Haus, um zum Kutter zu kommen.

An Bord fand er nur den Wachhund vor, denn der Best-

mann und der Junge waren an Land gepilgert. Sie saßen bei Mewes in der Gaststube und bereiteten sich für die nächste Reise vor. Der Bestmann probierte das mit dem Rezept des Zimmermannes von der „Niobe". Er versuchte, den Wirt mit diesem Rezept bekanntzumachen, aber der wollte darauf nicht eingehen und meinte, „es wäre gescheiter, wenn sich der Bestmann eine Buddel Rum mit an Bord nähme, dann könnte er den in der Kombüs heiß machen, denn Wasser gäbe es sowieso nicht viel an Bord". Aber damit war der Bestmann nicht einverstanden, denn an Bord konnte er, wie er meinte, lange genug sein. Der Junge trank halb Brause und halb Bier gemischt, bei jedem Schluck von seinem „Alsterwasser" blätterte er in alten Journalen, deren neuestes vor sechs Monaten aus der Druckmaschine gekommen war. Als Hinrichsen die Leute nicht an Bord fand, ging er den Deich entlang und hörte, daß seine „Crew" beim Gastwirt Mewes säße, und daß der Bestmann dort mit dem Wirt eine gründliche Diskussion über ein Grogrezept führe. Und so verlegte er seinen Kurs zum Gastwirt Mewes hin. Schon in der Tür hörte er seinen Bestmann dem Wirt das Rezept des Zimmermannes von der „Niobe" erklären.

„Watt versteihst du vun eenen anständigen Grog! Woter hebbt wi genog, Rum mutt dor in sien. Datt ol Tüch, watt du dor hest, mutt all warn; wenn datt in de Buddel steiht, ward datt slecht, du ol Flegenbost."

Diese Worte hörte Hinrichsen bei seinem Eintritt.

Der Bestmann sah Hinrichsen kommen und appellierte

an dessen Einverständnis mit diesen Redereien. Im Augenblick war aber Hinrichsen noch erbost, weil der Bestmann den Jungen mitgenommen hatte; er ging hin, haute dem Jungen eins hinter die Ohren, auch wenn er man „Alsterwasser" getrunken hätte und forderte den Bestmann zum Bezahlen auf. Dann nahm er ihn mit an Bord. Als sie den Deich entlang gingen, wollte sich der Bestmann noch immer nicht über den schlechten Grog vom Mewes beruhigen.

„Je — Woter — datt wull de Bosten verköpen un denn noch Geld for hebben. De Schieter sall man een Reis mit uns mitmoken, denn ward he vunt Woter de Nees vull hebben."

Das sagte er mit einem bieder-ehrlichen Gesicht, blieb am Deich stehen und sah Hinrichsen vertrauensvoll in die Augen, damit auch der davon überzeugt wurde, daß der Grog vom Mewes „man een Schiet" war. Dann gingen sie beide zu Külpers, um „einen einzigen, richtigen Grog" zu nehmen, wie der Bestmann meinte.

„Aber das Rezept segg ick dem Külpers", erklärte Hinrichsen. Damit war der Bestmann einverstanden, denn wenn der Fischer das Rezept angab, dann mußte er auch den Grog bezahlen. Gegen Abend gingen sie von Külpers mit wiegenden Schritten nach dem Kutter. Die Füße berührten die Steine, als seien sie Planken. Behutsam setzten sie ein Bein vor das andere, denn sie wollten die Steine schonen und ihnen nicht wehe tun. Der Bestmann sah gegen den Himmel, die Augen gingen

ihm dabei über Kreuz und sagte: „Hinrichsen, — wi könt nu reisen — de Schulln teuft op uns!“

„Ja — die stehen bei Juist und Amrum im Wasser wie der Rum bei Mewes in de Buddel!“

Mit dieser unerschütterlichen Überzeugung gingen sie an Bord. Unterwegs trafen sie andere Fischer, an denen sie mit einem kurzen Gruß vorübergingen, denn sie waren beide in Gedanken vertieft, der Bestmann wie der Fischer, daß der Fang gut würde und daß sie hinaus müßten, auch wenn der Grog noch so nördlich wäre.

An der Brücke im Hafen lagen längsseits aneinander die Kutter und Ewer. Hinrichsen mußte, wenn er an Bord von „H. F. 13“ wollte, über den Setzbord eines anderen Kutters. Er ging über das Deck seines Nachbarn, der am Rudergang stand.

„Hest Proviant nohmen, Hinrichsen, un wullt du wedder op de Reis?“

„Ja — man muß die Zeit wahrnehmen, je mehr buten — je mehr binnen!“ Dabei klopfte er auf die Hosentasche.

„Hest fix verköfft?“

„Es ging — wird man immer schlechter. Seit de Hallen stoht, gehn die ganzen Fänge an die Auktion, man bloß Sonntags geht es aus de Bünn an de Lüd!“

„Dafür brauchst du auch nicht lange zu liegen, kannst nach dem Ausladen wieder auf de Reise!“

„Ja — aber die Preise for de Schollen bestimmen de annern!"

„Bis jetzt heff ick noch nich an de Händlers verköfft, wenn de Motor bei mi in'n Kutter is, dann kann datt woll anners warn!"

„De letzte Reis hett fiefhundert Mark brocht! — Je, wi sünd ok Seefischers!" Damit brach Hinrichsen das Gespräch ab. Seine letzten Worte kamen betont stolz von seinen Lippen. Er fühlte sich als unabhängiger Seefischer, trotz der Lasten, die er zu tragen hatte.

Im Munde der Leute vom Dorfe hieß es:

„De Hinrichsen hett mit sien Netz über Vineta fischt. Bei ihm laufen alle Schollen ins Garn, he hett Glück."

Sein Glück war seine nicht zu brechende Arbeitskraft und sein einfach denkender Verstand, der die Dinge immer am richtigen Ende anpackte und sie zu Ende führte. Eine halbe Arbeit war ihm zuwider.

So bereiteten sie den Kutter für die Ausreise am anderen Morgen vor. Was an Proviant und anderen Dingen fehlte, trugen sie noch an Bord. Der Junge und der Bestmann legten sich in ihre Kojen, langsam wiegte sie der Kutter, der an seinen Trossen schaukelte, in den Schlaf. Ehe der Bestmann ganz einschlief, murmelte er noch einmal:

„Und der Mewes is doch een Flegenbost, aber morgen in der Frühe geht es an de Schulln!"

— — — — — — — — — — — — — — —

„Keine Bange!" rief Hinrichsen seinem Bestmann und dem Jungen zu. „Keine Bange, wir bringen den Kutter schon nach Altona!"

Der Wind pfiff aus der Nordwestecke und trieb Regenböen mit sich. Die See stand hoch und schlug über das Deck des Kutters hin. Hinrichsen hatte den Klüver und den Besan weggenommen, nur das Großsegel stand noch halb. Er hatte den Kutter in den Kurs gebracht und ihn halb vom Winde genommen. Das Wetter hatte ihn überrascht. Im Ruderhaus stand er jetzt allein, seine beiden Helfer waren noch unten im Raum. Über dem Kompaß schwelte die Lampe. Mit dumpfem Schlag brach sich eine See am Ruderhaus. Der Kutter holte gewaltig über, das übergekommene Wasser lief über den Setzbord ab. Wie eine Schaukel hob sich der Kutter empor und wurde von der nächsten See in die Tiefe gerissen. Hinrichsen stand im engen Ruderhaus, spähte zum Kompaß und blickte durch das Glas über Deck hin. Der Sturm heulte um das Ruderhaus und drückte den Kutter stetig in die See, es schien, als wenn er ihn unter die Oberfläche des Wassers drängen wollte.

„Wenn man die Leinwand hält." Das war Hinrichsens einzigste Sorge, an eine Gefahr für sich selbst dachte er nicht, denn solche Stürme hatte er oft erlebt. Er baute auf seine Kraft.

„Über Nacht wird der Sturm nachlassen", meinte Hinrichsen zu seiner eigenen Beruhigung. Der Wind wurde stärker, die Regenböen hatten sich verzogen, aber die See ging nun höher. Brecher auf Brecher gingen über den Kutter hin. Der Bestmann versuchte, Hinrichsen am Ruder abzulösen. Am Großmast ergriff ihn eine See, überspülte ihn und riß ihn mit sich fort — gerade zu

den Wanten hin, in die er sich mit aller Kraft anklammerte. Hinrichsen sah das und drehte ein paar Strich bei, dadurch holte das Fahrzeug gewaltig über und das Wasser floß nach der anderen Seite. In diesem Augenblick kam eine schwere See von vorn herangerollt und ergoß sich über das Deck. Der Bestmann hing noch immer in den Wanten. Hinrichsen hatte die Tür des Ruderhauses aufgestoßen und brüllte über das tobende Element hinweg: „Fastholln, fastholln!" Er wollte hinaus, seinem Bestmann zu Hilfe eilen. Eine neue Welle kam heran. Sie stieg wie ein riesengroßer, wandelnder Berg, der unaufhaltsam seinen Weg geht, auf das Schiff zu, riß mit einem Schlag die Tür des Ruderhauses weg und warf Hinrichsen an die Wand. Mit einem donnernden Knall zerriß das Großsegel. Die schlagenden Fetzen des Segels zerrten sich mit dem Wind um die Wette. Der Bestmann machte sich frei und versuchte die Fetzen des Segels zu bergen. Mit einem Tampen hatte er sich festgeseilt. Hinrichsen hatte wieder das Ruder erfaßt. So trieb sie der Sturm vor Topp und Takel.

Um das Großsegel war es dem Fischer nicht zu tun, denn er hatte noch ein anderes zur Hand. Um die Menschen ging es ihm. In der Stunde der Gefahr rechnete er nicht mit den Zahlen, er rechnete nur mit den Elementen, mit ihnen wollte er den Kampf um die Menschen führen. Jetzt kümmerte ihn nichts anderes.

Aus den Wellen tauchte einer Vision gleich das Gesicht seiner Lee auf. Er sah sie mit gefalteten Händen in der Stube sitzen, neben ihr die Mutter, die in der Bibel las.

Deutlich stand sie vor ihm: die alte Frau, wie sie den Finger netzte und ein neues Blatt umschlug. Er glaubte durch den Sturm die betenden Stimmen zu hören.

„Nee — nich beten, dazu ist keine Hand frei, die muß das Ruder halten, Gedanken für einen Bibelvers sind unnütz jetzt."

Alle Gedanken und alle Kraft für das Fahrzeug einsetzen — das schoß ihm durch den Sinn. Hinweg war die Vision, verweht mit dem Winde, der ihn umheulte. Eine neue See brach über den Kutter weg. Der Bestmann stand neben Hinrichsen im engen Ruderhaus. Sie brüllten sich gegenseitig in die Ohren.

„Wenn ich man wüßte, wo wir treiben, ob wir weit vom Land sind. Peilen könt wi ok nich!"

Der Kutter trieb, Hinrichsen hatte das Schaudern überwunden. Der Bestmann sah seinem Fischer in die Augen und las darin eine unerschütterliche Ruhe.

„Man keen Bang nich!" brüllte Hinrichsen und versuchte zu lachen. Wieder stürzte eine See über das Deck und schlug das Beiboot in Trümmer. Die Splitter trieben mit der See am Ruderhaus vorbei. Dieses Boot war solange noch ein Schutz für das Kompaßhaus gewesen, jetzt war auch der fort und frei stand das Haus für den nächsten Brecher.

Hinrichsen gab dem Bestmann für einen Moment das Ruder, sah auf den Kompaß, holte unter dem Rad eine Leine hervor und legte das Ruder fest. Dann zog er einen anderen Tampen herbei und seilte sich selbst am Ruder fest.

„Versuch' nach unten zu kommen", brüllte er dem Bestmann in die Ohren, „wenn das Ruderhaus wegschlägt, bin ich selbst am Ruder fest."

Die See hob das Schiff und warf es regellos hin und her. Der Sturm versuchte die Körper vom Schiff aufzuheben und in die See zu schleudern. Wasser und Wind wirkten auf diese Menschen, als wären sie fleischlos. Sie fühlten nicht das nasse Zeug auf ihrem Leib; ihnen war es, als wenn der Wind alles Fleisch von ihren Knochen geschält hätte und ihre Knochen frei lägen. Aus den Seestiefeln gurgelte das Wasser wieder hinaus und das durchnäßte Leder drängte gegen die Schienbeine.

Noch einmal holte der Kutter gewaltig über, eine achterliche See brach über ihn hinweg und riß das Dach des Kompaßhauses mit sich. Die niederspülende See floß wie ein Strudel aus der weggerissenen Tür, sie hatte den Bestmann erfaßt, der sich an den Fischer klammerte. Mit einem Arm griff der dem Bestmann um den Leib, mit der anderen dirigierte er das Ruder. So standen sie eine Weile.

„Es geht zu Ende!" brüllte der Bestmann, in seinen Augen flackerte das Suchen nach einem letzten Halt.

„Geh' nach unten, versuch' über das Deck nach unten zu kommen, sag' dem Jungen Bescheid, daß wir durch sind."

In seiner Koje erwartete der Junge seine letzte Minute. Ihn hatte die Seekrankheit gepackt. Klare Gedanken, in welcher Lage er sich befand, kamen ihm nicht, nur ein

schwacher Glaube an seinen Fischer blieb in ihm. Auf Grund konnte er nicht liegen, dort wäre es ruhiger gewesen, noch holte der Kutter gewaltig über.

So trieben sie achtundvierzig Stunden. Langsam beruhigte sich die See, der Wind hatte aufgehört zu heulen, er stand nur noch mit sechs Strich. Der Junge war wieder an Deck und alle drei hatten das neue Großsegel aufgezogen. Über Deck sah der Kutter wie ein gefledderter Mensch aus. Nur das halbe Ruderhaus stand noch da, das Boot fehlte ganz. Die Scherbretter waren weggespült und die Überreste des zerrissenen Großsegels lagen umher. Ans Fischen dachten sie nicht mehr, denn auch die Kurre trieb irgendwo auf Grund. „Nordsee — Mordsee", meinte Hinrichsen, „auch beim Kap hat das nicht schlimmer geweht."

Der Wind ließ mehr und mehr an Kraft nach, nur die Nordsee rollte in langer Dünung noch aufgewühlt einher und warf den Kutter von der Höhe in die Tiefe. Er tanzte auf den Wellen. Hinrichsen versuchte zu peilen, damit er wußte, auf welchem Punkt der Nordsee er sich befand. Ob er vor Borkum-Riff oder hinter Helgoland wäre.

Im Dorf hielten sie den Kutter für überfällig und der alte Jan meinte zu den andern Fischern, „daß dem Kutter nun wohl doch der fleegende Holländer begegnet wäre."

Sie wunderten sich, als vierundzwanzig Stunden später „Lee H. F. 13" am Ponton mit zerschlagenem Ruderhaus und ohne Beiboot festmachte.

Diese Nachricht ging den Deich entlang und drang in alle Stuben ein.

„Hinrichsen, Lee ihr Mann, ist zurück, der ist mit dem Holländer um die Wette gesegelt!" flüsterten die Lippen der Menschen. Sie sprachen diese Worte mit einer gewissen Scheu im Dorf. Auch Lee erreichte die Neuigkeit und sie eilte zum Hafen. Da lag der Kutter. Langsamen Schrittes kam Hinrichsen auf sie zu und lachte aus seinem Gesicht wie immer.

„Ich hab' dich gesehen, Hinrichsen! In der Nacht hab' ich dich gesehen, du hast mich gerufen. Am Ruder stand'st du und hast das Fahrzeug in der See wieder aufgerichtet, das hab' ich gesehen!" Mit diesen Worten trat sie ihm entgegen.

Hinrichsen sah Lee an, schüttelte den Kopf bei ihren Worten und sein Lachen vertiefte sich. Von seiner Vision sagte er ihr nichts. Langsam strich seine Hand über ihr Haar. Dann nahm er sie auf den Arm und trug sie die Treppe vom Steg hinauf zum Deich. Dort setzte er sie nieder. Ehe er ins Haus ging, schritt er zur Werft. Das Fahrzeug mußte für den nächsten Fang instand gesetzt werden. Mit dem Bootsbauer hatte er eine lange Unterredung über die Erneuerungsarbeiten an seinem Kutter. Dabei maßen sie die Räume und kletterten in die Achterplicht, untersuchten die Bünn, bis der Bootsbauer meinte: „Ja — Hinrichsen, das kann angehn, aber dazu müssen wir klassifizieren."

„Dann müssen wir klassifizieren", war die Antwort.

Den Leuten im Dorf wurde Hinrichsen immer unver-

ständlicher. Nun sprach man nicht mehr von dem „Butenländer", sondern mit einer scheuen Hochachtung vom Hinrichsen, und man ging an ihm vorüber, nahm sein Lachen entgegen und wurde dabei ernst. Dieser Fischer beherrschte das Dorf, die Menschen schlichen unter ihm weg. Der Unglaube, den man ihm in der ersten Zeit entgegengebracht hatte, wandelte sich zum Glauben an ihn. Es wurde über Hinrichsen nur noch gesprochen, wenn er selbst nicht anwesend war. Das geschah im Flüsterton. In seinem Beisein war der Gesprächsstoff ein anderer. Er drehte sich dann um das Dorf, das anfing, über seine Grenzen zu wachsen. Über den Boden, der gleichzeitig im Preis stieg und daß die Butenländer damit spekulieren wollten. Niemand fragte ihn mehr über Fang und Reise aus. Daß sein Fang gut sein mußte, war eine Selbstverständlichkeit; auch daß er von der Reise zurückkehren würde, selbst wenn er mit dem fliegenden Holländer um die Wette segeln müßte, wie das auf seiner letzten Reise geschehen sei, denn niemand könne das bestreiten, der zerschlagene Kutter bewiese das.

Die Fischer im Dorf gingen zur Bootswerft und besahen sich den zerschundenen Kutter. Dabei war nichts Besonderes an diesem Boot, was nicht jedem passieren konnte, denn mancher von ihnen hatte zu seiner Zeit mit einer Havarie am Deich festgemacht. Aber die Erinnerung an die Witwen vom Dezember 1909 lastete zu stark auf den Fischern. Damals wurden zehn Kutter an einem einzigen Tage draußen von der See gefressen,

und achtunddreißig Mann aus dem Dorfe kehrten nicht mehr wieder, weil sie mit den Fängen und den Booten und Netzen unten am Grund der Nordsee ruhten.
Seit diesem Tage wurde jede Havarie mit besonderen Augen gemessen. In der Erinnerung an dieses Unglück maß man das Glück des Hinrichsen. Die Depression dieses Tages verließ das Dorf nie wieder, und so wurde unmerklich Hinrichsen zum Drehpunkt aller Ereignisse.

Ein Geräusch schreckte Lee aus ihrem Sinnen auf. Sie saß am Tisch im Hause, die Hände im Schoß und war in Gedanken versunken. Noch einmal stand das Gesicht der Nacht vor ihr: Hinrichsen am Steuer in der bewegten See, geworfen vom Sturm, ohne Segel, vor Topp und Takel.
Sie sah auf, als Hinrichsen in der Tür stand und mußte sich in die Wirklichkeit zurückrufen und daran denken, daß der Fischer von der See zurück war. Diesmal hatte er keinen Fang, das Boot lag mit großer Reparatur auf der Werft, beim Segelmacher war ein neues Großsegel zu bestellen und beim Netzmacher ein Fangzeug. Das bedeutete wieder Reisen ohne Überschuß.
Hinrichsen besprach mit Lee die Beschickung der Dinge. Sie redete erneut auf ihn ein, daß es besser wäre, einen Motor einbauen zu lassen.
„Du bist unabhängig vom Wind, Hinrichsen, auch unabhängig vom Markt", dabei holte sie aus einer Truhe die Blätter, auf die sie die Zahlen gemalt hatte, breitete

sie auf dem Tisch aus, glättete mit dem Handrücken noch einmal die Seiten und erklärte Hinrichsen die Zahlen. Dabei begleitete der Zeigefinger ihrer rechten Hand jede Reihe.

„Bis zur ‚Alten Liebe' brauchst du mit der Tide* soviel Stunden, nachher zwei Stunden weniger; wenn du keinen guten Wind bei ‚Elbe 1' findest, dann bringt dich der Motor zum Fangplatz. Auch bei Windstille kannst du die Kurre hinter dem Kutter ziehen und gehst an den Markt wo du willst, auch der Ostwind hält dich nicht mehr ab, wenn du nach Altona willst."

Sie stand auf, neigte sich über ihn, „Hinrichsen!" rief sie mit Angst in der Stimme und wieder stieg die Vision der Sturmnacht vor ihr auf, „wenn das Glas fällt, hievst** du die Kurre und gehst in Sicherheit. Dir bleibt das Segel, das Netzzeug und du hast keine Werftreparaturen!"

„Und das Geld dafür, Deern?"

„Harrald Johannsen!" meinte sie leise.

Hinrichsen sah sie fragend an.

„Harrald Johannsen wird es gegen einen Vertrag leihen. Jetzt bleibst du unbestimmte Zeit auf einer Reise", wieder nahm sie ihre beschriebenen Blätter zur Hand, „dann dauert deine Reise aber nur fünf bis sechs Tage, und fast jedesmal hast du vier- bis fünftausend Pfund Schollen in der Bünn. Du brauchst nicht vor Cuxhaven

---

* Gezeiten, Ebbe und Flut; hier Ebbe.

** Einziehen, aufwinden.

liegen und dich aufschleppen lassen. Du bringst springlebendige Schollen auf den Markt."

„Die hab ich jetzt auch!"

„Diese Reise gar keine und einen zerschlagenen Kutter!" Dieser letzte Ausruf, den Lee fast schreiend herausbrachte, entwaffnete Hinrichsen. Er blieb stumm am Tisch und hörte die Vorlesung seiner Lee bis zu Ende an.

Durch die Tür stürmte Klaas auf seinen Vater zu. Beide sprachen nicht viel. Der Junge packte seinen Ränzel aus und sah seinem Vater ins Gesicht. Ihre Augen hielten eine stumme Zwiesprache. In ihren Unterhaltungen nahm der Mund erst die zweite Stelle als Ausdrucksmittel der sie bewegenden Gedanken ein. Immer sprachen die Augen. Das war auch so, als er mit Klaas zur Werft ging, um sich den Kutter jetzt richtig zu besehen. Als der Junge an Deck stand und das Beiboot suchte, meinte er kleinlaut: „Datt hett woll bannig brist, Vadder?"

„Man een büschen, Klaas!"

Von dem „büschen" war der Kleine nicht ganz überzeugt, als er das zerschlagene Ruderhaus und das zerfetzte Großsegel sah.

„Woveel Vadder? — wörn datt tein oder twölf Strich?" fragte er sachverständig.

„Bi acht nehm een ordentlichen Fischer noch keen Steek in de Seils."

Das wenige, was er mit seinem Vater besprach, geschah im Plattdütsch, bei seiner Mutter mußte er das

vertrackte Hochdütsch, das für ihr gar keine rechte Sprache war, anwenden.

„Hochdütsch un Seefischers geheurt nich tosomen!“

Das war seine Überzeugung. Keinen Fischer im Dorf hörte Klaas hochdeutsch sprechen. Daß er Seefischer oder Fahrensmann, wie sein Vater einer war, werden würde, stand für ihn fest, — nicht ganz bei seiner Mutter, trotzdem sie einer Fischerfamilie entstammte. Erst hatte sie Hinrichsen zu diesem Beruf gedrängt, um ihn öfter um sich zu haben, jetzt trug sie sich mit Gedanken daran, ihren Jungen einen Beruf an Land ausüben zu lassen, wenn er das nötige Alter erreicht hätte. Die See fraß so viele Menschen — Fischer und Fahrensleute. Lee war in steter Sorge um die Menschen, mit denen sie lebte.

Das Zimmer Harrald Johannsens sah für Lee so verändert aus. Die Möbel waren keine anderen geworden, es waren noch genau so wenig wie früher. Da stand der Schreibtisch mit dem mächtigen Lehnstuhl und dort das große Bücherregal. Ein Telefon und eine Schreibmaschine waren neu. Ein verändertes Aussehen hatten nur die Wände; an ihnen hingen Karten und Tabellen. Die Diagramme an den Wänden sahen Lee sonderbar an. „Marktbewegung“ stand über der einen Tafel. Zickzackförmig verliefen die dreifarbigen Kurven auf dem Papier. Nach einem Fall, stiegen sie immer höher. Die letzte Bewegung, die wie ein erhobener Finger in die

Luft stieß, hatte eine außerordentliche Höhe angenommen.

„Eigentümlich", ging es Lee durch den Sinn, „was für Zeug ihn interessiert, früher hatte er das nicht."

Das Haus am Hügel lag still, auch in diesem Zimmer ruhte eine weite Stille, nur in Harrald Johannsens Gehirn knatterten wie ein Motor die Gedanken.

Er betrachtete Lee und stellte fest, daß sie noch schöner als früher geworden sei, sogar noch schlanker und das Blond ihrer Haare noch gebleichter.

„Eigentümlich — eigentümlich", sagte sich dieser Mann, „daß blonde Frauen immer schön bleiben, ja, nach der Geburt eines Kindes vielfach noch schöner werden", und er maß ihren schlanken Leib und schätzte den Wert, wie er den Fang eines Dampfers taxierte, der zur Auktion kam. In diesem Augenblick übersah er den breiten Fischer, der ihm ruhig und unbeweglich gegenüber saß. Er mußte wohl die Schönheit dieser Frau, die früher in seinem Hause war, fast ganz übersehen haben. Johannsens rechtes Auge zog sich zusammen, mit seiner rechten Hand, deren Daumen sich stark vom Zeigefinger spreizte, wischte er sich über die Unterpartie seines Gesichtes, als wollte er die Gedanken, die ihn bewegten, unsichtbar machen. Dabei zog er das rechte Knie an, hob das Bein hoch und legte den rechten Fuß über den linken Oberschenkel. Sein verzogener Blick prüfte noch einmal unauffällig die schlanken Beine der Fischersfrau. Im stillen fragte er sich: „Ob diese Frau in diesen Räumen glücklich werden könnte?"

Blitzförmig stellten sich seine Gedanken um, er wendete sich zum Fischer, dabei saß er gerade und sah dem anderen ebenso gerade in die Augen.

„Sie haben gute Fänge und sind ein Fischer mit einer glücklichen Hand. Letzhin war Ihr Kutter überfällig, aber Sie sind zurück, — ein wenig ramponiert, aber bei dem Geschäft kann das vorkommen. Die See hat keine Eisenbahnschienen, auf denen man einförmig dahin rollt. Was führt Sie zu mir?"

Hinrichsen war verwundert, daß der Mann so gut über ihn Bescheid wußte, aber er antwortete in seiner kurzen Art: „Nee — een Schipp is keene Isenbohn, un een Fischkutter keen Luxusdamper, do hebben Se recht. Mien Fru wull mit Ihnen spreken!"

Lee hatte sich nach vorn über den Schreibtisch gebeugt und sah Harrald Johannsen ins Gesicht, so voller Vertrauen, wie sie es früher immer getan hatte.

„Wir sind gekommen, um mit Ihnen über Geld zu verhandeln. Hinrichsen soll einen Motor in seinen Kutter bauen lassen."

Sie entwickelte ihm den gesamten Plan und hatte ihre Blätter mit den Zahlen in der Hand. Dabei wurde sie so eifrig, daß ihr wieder der Fleck am Halse erblühte und langsam verwelkte.

Harrald Johannsen sah das alles und hörte auch ihre Zahlen. Seine Gedanken waren bei der Frau und auf dem Markt, er kalkulierte die Fänge, die Auktionspreise und sah auch die Kurve für den Schollenhandel steigen. Angebot und Nachfrage! das waren die Beherrscher

seines Marktes. Ausschaltung der Fischer vom direkten Handel mit den Konsumenten, das sah er hier. Der Zug der Zeit riß auch diese zurückgebliebenen Fischer mit sich, die noch Inhaber ihrer Produktionsmittel im vorwärtsentwickelten Zeitalter waren, an die sie sich klammerten und doch unmerklich bald verlieren würden. Das eherne Gesetz der Entwicklung der Gesellschaft setzte auch hier seinen Hebel an.

Das sah Harrald Johannsen, nur der Fischer und seine Frau nicht, denn sie glaubten ihren eigenen Wohlstand zu heben, wenn sie den Motor hätten. Die Nachfrage nach Fischen aus dem Inland war jetzt schon stark, für eine weitere Steigerung wollte Johannsen schon noch künstlich sorgen. Motore mußten diese Fischer haben, ihre Fänge konnten sie nicht mehr an den Konsumenten allein absetzen und — wozu war die Gesetzgebung da? Das übersah Harrald Johannsen alles.

„Ja, welche Sicherheiten bieten Sie für die geliehene Summe?"

„Sicherheit?"

„Wenn ich Ihnen Geld leihe, sehen Sie, muß ich auf die Sicherheit meines Geldes doch bedacht sein. Ich leihe es Ihnen gerne, aber Sie werden verstehen, daß Umstände eintreten können — — —, damit ist nicht gesagt, daß es so kommt, aber auch Sie müssen sichergestellt sein."

„Ja — ich muß sichergestellt sein und Sie auch!"

An die Sicherheiten hatten Hinrichsen und auch Lee in ihrer unkaufmännischen Einfachheit nicht gedacht. Jetzt

saßen sie still, sahen sich an und wußten nicht, was für eine Garantie sie bieten konnten. Harrald Johannsen nahm wieder das Wort. Seine Stimme war sachlich und ruhig, sie wirkte in diesem Raum wie einschläfernd auf die Sinne der beiden einfachen Menschen.

„Sie besitzen ein Haus, einen Garten und den Kutter. Das alles geben Sie als Sicherheitspfand für die geliehene Summe, außerdem zwanzig Prozent vom jeweiligen Fang als Abtrag von der Gesamtschuld und die bankmäßigen Zinsen für die geliehene Summe bis zur Tilgung des Restgeldes. Der Kutter wird vollversichert zu Ihren Lasten. Reparatur und sonstige Ausgaben werden voll von Ihnen getragen."

Ganz kurz sagte das Harrald Johannsen. So, als wenn er es schon vorher auswendig gelernt hätte.

„Bei einigermaßen ertragreichen Fängen haben Sie die Summe in einem Zeitraum von fünf Jahren getilgt. Zwanzigtausend Mark gebrauchen Sie für den Umbau. Die Schuld können die Motorenwerke und die Werft auf Akzepte auf mein Saldo ziehen!"

„Einen Sicherheitsvermerk, Hinrichsen", so meinte er beiläufig, „nehmen wir im Vertrag auf".

Lee sah Harrald Johannsen an und glaubte, wie in ihrer Dienstzeit, an seine Lauterkeit. Sie nickte Hinrichsen zu, daß er den Vertrag annehmen könnte.

Viertausend Mark pro Jahr, das war eine Summe, die vorläufig noch seinen Begriff überstieg. Viertausend Mark Abtrag ohne die anderen Lasten. Zwanzig Prozent vom Verkauf an seine Mannschaft für die Arbeit, das

waren schon vierzig Prozent, dazu die Zinsen, das machte zusammen fast die Hälfte seiner Fänge aus; aber das dauerte ja auch nur fünf Jahre, dann war er alleiniger Besitzer und bestimmte alles weitere. Der Kutter hielt noch zwanzig Jahre, zwanzig hatte er erst hinter sich. Mit diesen Gedanken stimmte er dem Vertrag zu. An den Betriebsstoff, die Reparaturen und Ersatzteile hatte er noch nicht gedacht. Hinrichsen und Lee kamen mit Johannsen überein, daß bei einem nochmaligen Besuch all das, was mündlich ausgemacht war, unterschrieben werden sollte. Dann trennten sie sich voneinander.

Beim Abwärtsschreiten sah Lee noch einmal zum Häuschen am grünen Hügel empor.

„Sieh — Hinrichsen! Hier sind wir uns das erstemal vor Jahren begegnet!" Sie nahm seine Hand und wanderte mit ihm abwärts zum Strand, wo ihre Segeljolle lag. Hinrichsen löste das Segel, heißte es auf und kreuzte mit dem Wind seinem Fischerhafen zu. Er saß an der Ruderpinne und sah unter dem Segel hinweg über den Strom, ob er freie Fahrt für die Jolle hatte, dann zog er die Seising fester und ließ den Wind voll in die Leinwand blasen. Lee sah ihm zu, wie er mit seiner großen Hand leise die Ruderpinne berührte und wie die Jolle sich in den Wind legte. Einmal ging er über Stag, kreuzte zurück, holte neu auf, um mit richtigem Wind und der Strömung in seinen Fischerhafen zu kommen. Mit einem Bogen um das Heck des letzten Kutters legte er an der Brücke an und setzte seine Lee an Land. Er selbst mußte erst noch sein Boot an den Liegeplatz und

in Ordnung bringen; dann ging auch er, holte den Bestmann, nahm ihn mit ins Haus und sprach eindringlich mit ihm.

„Willst du drei Wochen auflegen bei anständiger Kost und einem Teil Fanggeld?"

„Was willst du machen, Hinrichsen?"

„Das sag ich dir später, erst laß uns dem Mewes das neue Rezept vom Zimmermann lehren!"

„Nee", meinte der Bestmann und spuckte aus, „nee — de Fleegenbost wull datt nich leern, lot uns to Külpers gohn, de kann datt all, den hest datt all lehrt!"

So schritten beide den Deich entlang; sie waren in der Sturmnacht noch engere Kameraden geworden, als sie es schon früher waren.

„Wi könt nich all Seefischers mit een eegen Kutter warn, Geld for en Elwewer heff ick woll", meinte der Bestmann zum Hinrichsen, „obers kiek di de armen Pütschers an, watt hebbt se vun de Fänge? — datt is een Schiet".

„Warum?" fragte Hinrichsen zurück.

„Meenst, weil se nich no See gohn könt?"

„Datt nich! — een Schiet hebbt se for eere Reis."

Unten am Deich lag ein Elbfischer mit seiner Jolle. Er zog seine Netze an der Gaffel hoch, um sie zu trocknen. Den Fang hatte er am Markt in Altona gelassen, den Erlös dafür brachte er jetzt heim. Ein eigenes Haus besaß er nicht, sondern wohnte in Miete bei einem Seefischer. Er bewohnte die Räume im Keller des Hauses, in die eine Holzstiege hinabführte. Die Fenster waren

nicht nach dem Deich, sondern nach hinten gelegen und gaben nur die Aussicht auf das Nest frei.

Hinrichsen und der Bestmann unterhielten sich noch weiter über die Elbfischerei. Sie blickten als Seefischer mit einer gewissen Überhebung auf die Kollegen von der Elbe hinab. Unter ihrem Namensschild am Haus stand „Seefischer". Das stand in einer gewissen Protzigkeit da. Das Wort blähte sich unter dem Namen wie ein volles Segel im Wind. Seefischer, das wollte der Bestmann werden, Elbfischer nicht.

Jeden Tag waren sie auf der Werft, der Fischer und sein Mann. Sie legten, wo es not tat, mit Hand an die Arbeit. Der Schiffsbauer besprach mit Hinrichsen die Zeichnungen und mußte ihm immer wieder klarmachen, daß der Raum für die Bünn, in der er die gefangenen Schollen tat, nicht kleiner würde.

„In die Achterplicht wird der Motor eingebaut." Das waren jedesmal Hinrichsens letzten Worte und er spie wie zur Bekräftigung dabei aus.

Eines Tages stand der Gasolin-Motor auf der Werft. Da lagen die Welle, die Schwungscheibe, das Drucklager und die Schraube mitten zwischen Planken und Holzspänen am Boden. Die Monteure standen dabei, prüften die Teile, verhandelten mit dem Bootsbauer und dem Fischer. Der Bestmann lief mit gesenktem Kopf um „datt iserne Seil", wie er sich ausdrückte, und beklopfte den Motor, bückte sich, er wollte die Mechanik von innen prüfen, dabei richtete er an die Monteure hundert Fragen. Die gaben ihm die verkehrtesten Antworten,

er schielte sie an, lief zu seinem Fischer und fragte den um Rat. Plötzlich kletterte er eilfertig an Bord, stolperte dabei über die Welle, die am Boden lag. Aus seinem Hintern fuhr ihm ein mächtiger Wind. „Laß sein, Jan!" meinte der Bootsbauer, „du brauchst keinen Wind mehr zu husten, das macht der Motor jetzt!"

„Aber nich solchen feinen!" schrie der Bestmann erbost, richtete sich auf, kletterte an Bord und spuckte wütend aus.

„Son Schiet — son Schiet — nu schallt wi nich mehr seilen!", schimpfte er vor sich hin.

„Nu brauchst du auch nich mehr die Kurre aufhieven, das macht das eiserne Segel jetzt", tröstete ihn der Fischer.

„Datt ok noch, dor bruckst denn ok keen Bestmann mehr!"

„Ja, wir nehmen sogar noch einen Viertsmann an Bord!"

Das war dem Bestmann völlig unverständlich.

„Noch einen Mann und das eiserne Segel?" Sein Fischer schien ihm mit einem Male ein Narr geworden zu sein.

Auch die alten Fischer kamen zur Werft, standen abseits, kauten ihren Tabak, drehten ihn im Munde herum, damit er „achter de anneren Kusen to legen keem", sahen sich an und sagten nichts. Nur der alte Jan meinte: „Nu ward de Hinrichsen wohnsinnig, he will de Dampers Konkerenz moken!"

Hinter den Alten standen die Jungens. Sie standen mit offenen Mäulern und besahen die Arbeit. Ihre Augen

verfolgten mit Neugierde den Fortschritt. Im Dorf erzählten sich die Frauen der Fischer vielerlei über Hinrichsen und seinen Umbau. Von Lee wollten sie erfahren, was geschehen war. Lee wußte nichts, sie schwieg oder gab ausweichende Antworten, aber heimlich rechnete sie immer wieder. Das Endresultat ihrer Rechnung war stets das gleiche: daß ihr Hinrichsen vor dem Wetter gesichert sei, nach jeder Reise ins Dorf kam, die Reise nur ein paar Tage dauerte, daß er unabhängig vom Winde war und viel Schollen bringen würde, und daß damit der Wohlstand käme . . .

Eines Morgens puffte der Motor.

Hohl und stoßweise klang das „paff — paff — paff" vom Wasser her. Das ganze Dorf stand am Deich. Der Kutter machte seine Probefahrt. Ohne Segel und gegen die Flut drehte er von der Brücke ab zum Strom. Auf dem Deck rannten sich die Menschen fast um. Der Bestmann stand hinter Hinrichsen am Ruder und schüttelte den Kopf darüber, daß er nun nicht mehr die Schoten fieren lassen konnte. Er kam sich überflüssig vor und wollte wenigstens am Ruder stehen, aber da stand der Fischer. Der Motor hämmerte, seine 50 PS drehten die Schraubenwelle und schoben den Kutter im Wasser vorwärts. Hinrichsen hatte den Wind nicht mehr notwendig. Die beiden Jungmannen standen auf Deck, hatten die Hände in ihre Hosentaschen versenkt und feixten sich an. So ging der Kutter auf seine erste Fahrt. Von dieser kam er bald zurück, noch ehe es dunkelte. Die Monteure überholten noch einmal den Motor, dann

gingen sie von Bord, schüttelten Hinrichsen die Hand und gaben ihm die letzten Verhaltungsmaßregeln.

Am Deich stand auf seinen Haselstock gestützt der alte Jan. Sein Körper war mächtig und breit, nur die Füße waren von der Gicht gemartert und darum gebrauchte er den Stock.

Als er Hinrichsen sah, rief er ihn an.

„Schallt de annern Seefischers sich ok solche Motors inbaun loten?"

Hinrichsen gab ihm die Antwort, daß das Sache der anderen Fischer wäre.

„Meenst, datt de Schulln nich all warn, Hinrichsen?"

„Nee, Jan, de See is grot!"

„Meenst, datt de Lüd so veel Schulln köpt, Hinrichsen?"

„Wir werden die Fänge schon los. Harrald Johannsen sorgt dafür!"

„Meenst, datt de Preis för de Schulln bliwt, Hinrichsen?"

„De ward schon bliwen — meint Harrald Johannsen."

„Watt is datt for een Kerl, Hinrichsen?"

„Man bloß mein Freund", lachte Hinrichsen verlegen.

Der alte Jan hatte so eine Art zu fragen. Es waren weniger seine Fragen, als sein Gesicht mit den seltsamen Augen. Diese Augen wollten den Dingen bis auf den Grund sehen. Wenn Jan jemanden ansah, dann war es, als wenn seine Augen diesem Menschen langsam die Haut abschälten und er unter der Haut den Menschen untersuchen wollte, ob dessen Meinung echt sei. Das tat er jetzt mit Hinrichsen. Der suchte von

ihm loszukommen, um mit Lee zu sprechen, ehe er wieder hinaus auf die See ging.

Jan war mit den Antworten Hinrichsens nicht zufrieden. „Datt sünd de Jungen, de wullt kleuger als de Olln sien."

Vom Strom herüber brummte die Sirene eines Dampfers.

„Ok son Negenschieter, de keen Tid hett!" spuckte er und humpelte den Deich entlang zu seiner Kate. Er sah das Aufschnellen der neuen Zeit nicht, mit ihm ging die Tradition einer viele Jahrhunderte alten Segelschiffahrt in das Grab. Die paar Segler, die noch den Strom aufwärts geschleppt wurden, die waren eine Winzigkeit gegenüber dem Frachtraum der Dampfschiffe, der im Hafen umgeschlagen wurde.

Jan erlebte die Veränderung seines Dorfes, er sah, wie der alte Wasserlauf, der nordwärts seines Dorfes führte, totgelegt und ein neuer Strom geboren wurde. Vor ein paar Jahren noch floß dicht an seinem Haus der breite Strom vorbei, jetzt lag da Land, das man dem Wasser abgewonnen hatte.

Mit der Landanschwemmung waren neue Menschen ins Dorf gezogen. Auch das hatte er erlebt. Diese Menschen sprachen nicht seine Sprache, sie teilten nicht seine Gedanken, sie hingen nicht an seiner Lebensart und verstanden nicht sein Erleben — sie bauten eine andere Welt. So sah er auch den Fischer Hinrichsen als einen Menschen der neuen Zeit, der neue Methoden

BIBLIOTHEK der RATHAUSWACHE WIEN I. NEUES RATHAUS

des Erwerbs und eine neue Lebensart in sein Dorf brachte.

In dieses Dorf, das abseits der Welt leben wollte, das nichts Fremdes innerhalb seiner Grenzen und Familien duldete. Hier herrschten bisher nur ein paar Familien. „Datt is ok een von de Butenländers", murmelte Jan. Diesen Butenländern war das Dorf, das noch vor kurzem eine einzige große Familie war, auf Jahrzehnte verschlossen gewesen. Fast alle waren sie untereinander verwandt. Wenn auch in verschiedenen Graden, aber verwandt waren sie und wehrten sich gegen alles, was nicht aus ihnen heraus geboren war. Diese Inzucht hatte auch noch andere Nachteile mit sich gebracht als nur das hartnäckige Unverständnis, das sie der neuen Zeit gegenüber zeigten. Aber diesen Degenerationserscheinungen standen die Alteingesessenen blind gegenüber. Viele Jahrzehnte hatten sie sich erfolgreich gegen neue Einflüsse gewehrt. Das war nun vorbei. Ein neuer Zug war da erwachsen.

Hinrichsen war wieder auf der See und fischte. Das Fischen wurde ihm mit dem Motor leichter. Den Klüver und den Besan brauchte er nun nicht mehr, nur noch das Großsegel, um den Kutter in der See stetig zu halten. Auch die Kurrpausen wurden jetzt kürzer. Der Bestmann merkte schon auf dieser ersten Fahrt, daß vier Mann Besatzung beim Motorfischen nicht zuviel waren. Sie hatten zu tun. Einer stand am Ruder, einer stoppte

ab, einer bediente den Motor und einer die Winde. Als wenn die Mechanik zwangsläufig die Menschen trieb, so trieben sie sich gegenseitig bei der Arbeit vorwärts. Manchmal kurrten sie kaum zwei Stunden, dann holten sie das Netz auf. Die Fänge waren nicht anders als bei den früheren Reisen, aber sie taten Zug um Zug, ohne Unterbrechung. Jetzt störte sie keine Windstille, auch nicht der Ostwind. Fünfeinhalbtausend Pfund Schollen hatten sie in vier Tagen in der Bünn.

„Oha! watt een Fang!" rief der Bestmann Hinrichsen zu, als der das „Ausscheiden" anriet.

„Mit fiefeenhalfdusend Pund könt wi no Alteno!" Das sagte der Fischer mit vielsagender Betonung und kletterte nach vorn in das Logis, wo der Viertsmann beim Schollenbraten war. Hinrichsen langte sich eine Scharbe aus der Pfanne und drehte sie in der Hand. Der Raum stand voller Bratendunst, auch sonst war die Luft von Dünsten übersättigt.

Hinrichsen hörte nicht auf das, was ihn der Viertsmann fragte. Er war mit seiner Scharbe beschäftigt, biß in den knisternden, braunen Fisch, spuckte die Gräten aus und wischte sich mit der Hand das Fett vom Mund. Die Handfläche reinigte er am Hinterteil seiner Hose.

Er rechnete in Gedanken, wieviel ihm vom Fang blieb. Nach einer Weile stieg er an Deck, ging zum Ruder und legte den Kurs um. Der Motor puffte schwer. Alle Kraft mußte er hergeben. Trotz des Motors hatte Hinrichsen die Segel gesetzt, denn der Wind war günstig. Der Kutter zog durch die See, er stieg in der Dünung

auf und nieder. Manchmal schlug die Schraube aus dem Wasser, dann knatterte in der Achterplicht der Motor wie wild und beruhigte sich erst wieder, wenn die Schraube unter Wasser war. Von Helgoland blitzte das Feuer über die Nordsee. Mit der Morgendämmerung lagen sie beim Elbe-Feuerschiff. Land hatten sie noch nicht in Sicht, denn hier vereinigte sich der Strom mit der See und die Ufer lagen weit zurück. Wer die Einfahrt nicht kannte, glaubte noch immer auf hoher See zu sein. Querab, bei der „Alten Liebe", war noch starke Dünung. Die warf den Kutter, der gute Fahrt machte. So puffte der Motor bei Brunsbüttel vorüber, an Schulau und am Süllberg bei Blankenese vorbei nach Altona hin. Die Leinwand hatte Hinrichsen bei Brunsbüttel wegnehmen lassen, er legte mit der letzten Flut bei Altona an den Brücken an.

Ein paar Fischer kamen zu ihm an Bord, um mit ihm über den Motor und den Fang zu sprechen. An der Innenseite des Pontons hatten die Ewer der Elbfischer festgemacht. Sie warfen ihren Fang aus dem Behälter an Deck und sortierten die Fische nach der Größe. Hinrichsen ließ die Luken aufschlagen und die Rochen und Knurrhähne aus dem Eiskasten nehmen. Seine Schollen schwammen lustig in der Bünn. Springlebendig wurden sie in Kisten verpackt, dabei schlugen sie um sich, krümmten ihren qualligen Leib und leuchteten zart auf der Bauchseite, rot gemustert auf dem Rücken. Wie knallige Geranien brannten diese roten Muster der Schollen auf dem graugrünen, schleimigen Körper.

Auf den Pontons standen Käufer für die Schollen, meist Frauen mit ihren Netzen. Sie prüften die Fänge der Elbfischer. Die hatten neben den Schollen auch noch anderes Getier im Garn gehabt. Das lag extra an Deck. Von den Elbfischern hatte jeder seine Kundschaft. Die Frauen guckten, fragten, handelten, zum Kauf wollten sie sich schlecht entschließen. Sie gingen an den Schiffen entlang, wurden von Zeit zu Zeit von den kurzen Wellen, die über die Pontons schlugen, benetzt, aber das war ihnen nicht fremd. Zum Schluß kauften sie dann doch bei ihrem alten Fischer, denn, so meinte eine der Käuferinnen, so eine nette Dicke, „se sind ja man doch alle aus datt gleiche Wasser". Aus dem gleichen Wasser waren die Fische nun nicht, dagegen protestierten die Seefischer.

„Wi fangt nich in der Elbe, unsre Schollen sind bei Amrum her", das sagte einer, der in Schulau beheimatet war; er faßte es als eine Beleidigung auf, mit den Elbfischern gleichgestellt zu werden.

„Ihr seid bessere Leute!" Der Elbfischer, der dem Seefischer am nächsten stand, sagte das in einem verbissenen Ton. Es schien trotz der Kühle des Morgens eine heiße Luft um diese Fischer zu wehen. Hier an Land waren sie sich im Wege, hier stießen ihre Marktinteressen aneinander. Auf See hätten sie sich in der Minute der Not bis zum letzten unterstützt. Hier ging es um Geld, hier feilschten sie um die Ware, hier drehte sich alles um den Verdienst, hier wuchsen die Profite, hier konnten sie zunichte werden, hier entschied sich,

ob ihr Fang, ihre mühselige Arbeit einen Erfolg für sie brachte. Die Arbeit auf See war die Sonnenseite ihres Berufes, auf dem Strom waren sie unangefochten von der Gier der Menschen — hier an Land, auf dem Markt, war die Schattenseite zu spüren, hier verweilten die Fischer auch nicht gern.

„Watt hest, Hinnerk?" Das war Jan, der Bestmann, der den Elbfischer fragte, „warum er so rorte."

„Watt hest mokt?" Damit meinte er den Fang und den Erlös, den Hinnerk erhoffte.

Sie kamen beide ins Gespräch. Die Luft hing voller salzigem Fischgeruch, der von den Hallen kam, die nahe am Ponton lagen.

„Nich veel! Jetzt war ich drei Tage hinter de Brücken* und hab' gefischt, der Ertrag ist hundert Pfund. Auf der letzten Reise war es weniger. Wenn es so weitergeht, verkauf' ich den Ewer und geh' auf die Werft!"

„Warum?"

„Je! Jan! Kannst du mit fiefuntwintig Mark in de Woch leben? Süh! mehr wird das nicht und wenn das Eis steht, dann giwt datt gorniks!"

„Wie lange fischst du im Jahr?"

„Man höchstens neun Monat, die andere Zeit lieg ich auf. Der Ewer kostet sechszehnhundert Mark, den muß ich abbezahlen. In zehn Jahren muß er bezahlt sein, das ist nicht viel, hundertsechzig Mark im Jahr und die Zinsen. Aber verdient will das sein. — Nee, ick verköp den Kram und geh auf de Werft."

* Gemeint sind die elbaufwärts gelegenen Elbbrücken.

Um beide hatten sich andere Fischer gestellt. Sie hörten dem Gespräch zu, plötzlich sagte einer: „Ja, und wer soll de Schollen auf den Markt bringen?"

„Das machen die Dampfer und Hinrichsen mit seinem neuen Motor!"

Das Wort „Motor" durchschnitt die Luft wie ein Peitschenhieb.

Alles sah zu dem Motorkutter hin. Am Kutter standen Fischer, Frauen und Händler. Andere kamen hinzu.

Vom Deck wurden die Kästen mit den Schollen gehoben und auf Karren verstaut, die in die Hallen zur Auktion gingen. Hinrichsen beeilte sich mit dem Löschen, er wollte wieder hinaus, er mußte die Zeit nutzen. Der Junge sollte die Trossen vom Poller lösen, der Bestmann warf den Motor an, der puffte ein paarmal, dann blieb er mit einem Knall stehen. Er ging nicht vorwärts und nicht rückwärts. Hinrichsen stieg zum Motor in die Plicht und untersuchte, ob die Brennstoffzufuhr klappte, dann drehte er wie ein Wütender an der Schwungscheibe. Mit Schweiß im Gesicht und voller Schmiere kam er an Deck. Alle lachten, es war die reinste Freude in ihnen, nämlich die Schadenfreude darüber, daß der Motor nicht zog. Nun mußte er doch die Segel benutzen oder mit der Tide die Elbe abwärts treiben!

Noch einmal stieg Hinrichsen in die Plicht. Plötzlich hämmerte der Motor wieder, aber das klang hohl. Wie wenn ein tuberkuloser Mensch hustete, so bellte er.

„Egal", sagte Hinrichsen ruhig zum Bestmann, „bis zur Werft kommen wir."

Unter Gelächter und Zurufen fuhr er die Elbe abwärts. Diese Leute gönnten ihm alle sein sogenanntes Glück nicht. Die Niederträchtigkeit des Lebens riefen sie lachend herbei, um sie über ihn auszuschütten.
Der Kopf des Motors war ausgeglüht, nun mußte er einen anderen aufsetzen lassen. Einen Reserveglühkopf hatte er, den wollte er mit nach See nehmen, um, wenn das auch draußen vorkam, sofort gerüstet zu sein, denn nun mußte er fischen.

Lee saß in der Diele. Sie hatte den Vertrag vor sich ausgebreitet und rechnete. Der erste Fang ihres Hinrichsen war gut. Er saß neben Lee und verfolgte ihre Rechnung.
„Wir müssen Buch führen, Hinrichsen. Wir müssen wissen, was wir haben!", sagte sie und rechnete die Prozente vom Fang ab.
„Fünftausendvierhundert Pfund!" Der Auktionszettel zeigte siebenundzwanzigundeinhalb Pfennige pro Pfund lebendige Scholle Verkaufsgeld. Sie rechnete. Ihre Endsumme stimmte.
„Vier Prozent Abzug für die Verkaufshallen G. m. b. H."
„Zwanzig Prozent Harrald Johannsen!"
„Zehn Prozent der Bestmann", sagte sie und sah Hinrichsen an.
„Sieben Prozent der zweite, drei Prozent der Viertsmann!"

Sie ordnete die Zahlen untereinander und meinte unvermittelt: „Als Viertsmann kann der Klaas bald fahren."

Das war wie ein Signal für Hinrichsen. Jetzt, wo sie rechnete, stießen die Zahlen auf des Jungen Arbeitskraft, die bald in den Dienst des Kutters gestellt werden sollte. So wurde Lee zwischen Gefühl und Rechnung hin und her gepeitscht, denn eigentlich sollte ihr Klaas nicht die See befahren, sollte nicht Fischer werden. Sie rechnete wieder: „Fünf Prozent Zinsen, zehn Prozent Abtrag für alte Schulden, das sind schon neunundfünfzig Prozent", — bei dieser Zahl sah sie auf, rückte den Stuhl nach hinten und guckte Hinrichsen an. Der hatte die Augen geschlossen und atmete regelmäßig. Sie weckte ihn mit einem Lachen.

„Hinrichsen!" fuhr sie ernst fort, „neunundfünfzig Prozent Abtrag ohne Proviant, Brennstoff, Reparatur, Netze, Farbe, Teer und was du sonst noch gebrauchst." Hinrichsen war müde. Er wollte morgen reisen, die Prozente scherten ihn nicht, denn Schollen wollte er in der Bünn haben, das war für ihn die Hauptsache. So saß Lee noch lange über ihrer Rechnung und schrieb die Zahlen in ein Buch. Plötzlich fuhr sie auf: „Einen Posten habe ich noch vergessen", dabei war es ihr, als wenn sie jemand vorwärts triebe — „die Steuern!" Nun begann sie von vorne zu rechnen. Bei ihrer neuen Rechnung merkte sie ein neues Loch — die Versicherung. Jetzt stellte sie alle Posten nebeneinander:

Verkaufsabzug,	Reparaturkosten,
Fanggelder,	Monteurstunden,
Abzahlung an die Werft,	Brennstoff,
Abzahlung an Johannsen,	Proviant,
Versicherung,	Netzanschaffung,
Steuern,	Motorersatzteile.

Als Lee diese vielen Posten sah, verließ sie der Mut und sie legte sich neben Hinrichsen zur Ruhe.

„Morgen will ich weiter rechnen" — mit solchen Gedanken wollte sie sich einschläfern. Das gelang ihr nicht, denn die Zahlenkolonnen verfolgten sie weiter, die standen wie drohend vor ihr. Mit offenen Augen lag sie im Bett und dabei fielen ihr immer neue Posten ein. Sie sah einen großen Schatten, der sich wie ein Berg auf sie zu bewegte und erdrücken wollte. Das Holz der Wände arbeitete, und es schien Lee, als spräche das Haus zu ihr, das sie narren wollte; denn bei den springenden Geräuschen des Holzes wurde sie an den Unterhalt des Hauses erinnert und daran, daß es nicht ewig stehen würde. Auch der Kutter, wenn er nicht auf See bliebe, müßte eines Tages durch einen Neubau ersetzt werden.

„Morgen gehe ich zu Harrald Johannsen", das rief sie fast in die Nacht hinein und erschrak vor ihrer eigenen Stimme. „Geld hinbringen, denn der Vertrag ist da!"

Die Nacht gebar den Morgen. Lichtstreifen wuchsen im Osten auf und verkündeten, daß der neue Tag im Anzug war.

Hinrichsen stand am Deich und sah den Wehen der Geburt des Tages zu. Oft hatte er das erlebt, aber heut schien ihm das Aufkommen des Tages wie ein besonderes Wunder. Er ging zum Kutter und rief in das Logis:

„Reise, reise — ausquartiert — wir haben gut Wetter — wir segeln vor dem Wind!"

Unten schnarchten die drei ganz fest. Er riß das Scheinleigt* über dem Logis auf und brüllte seinen Vers erneut nach unten. Von dort antwortete der Bestmann mit einem lauten Furz, der ihm bei der schnellen körperlichen Bewegung, die Hinrichsens Gesang hervorgerufen hatte, entschlüpft war.

„Holl di stief, Jan!" rief der Fischer von oben, „wi brukt dien Wind nich mehr, wi hebbt een Motor an Bord!"

„Och Hinrichsen! mit deinem Motor pfeifst du auf allen Wind. Denn wer ick man sparsamer mit dem Zeug umgehn, aber ich muß immer einen in die weite Welt senden, dormit een datt in'n Lief nich so eng ward!" Hinrichsen lachte, er riß das Scheinleigt noch weiter auf, denn von dort unten wehte eine liebliche Brise herauf, sie schien von Arabien über Sardinien zu wehen, sie trug alle Wohlgerüche dieser Landstriche mit sich. Der Bestmann hatte seine Hosen noch in den Seestiefeln zu stecken. Seine Beine waren am Abend vorher so aus den Röhren gezogen worden. Jetzt bemühte

* Über Deck befindliche Fenster, die zur Erhellung und Lüftung des tiefliegenden Logis dienen.

er sich, wieder so in sie hineinzufahren, wie er sie verlassen hatte. Das gelang ihm aber nicht und er nahm das Zeug über den Arm und kletterte damit an Deck. Die ersten rosa Streifen am Horizont zeigten im Osten die kommende Sonne. Ganz glatt lag das Wasser, unberührt, nur nach Westen zu lag ein Nebelschwaden wie ein Silberstreifen auf der Fläche.

Hinrichsen meinte: „Das Wasser dampft!"

Da zog der Bestmann das Hemd vom Körper, warf es über die zusammengewachsenen Hosen und Seestiefel und jumpte mit einem „Ahohoi Schipper!" über Bord. Im Wasser prustete er wie eine Seerobbe, tauchte unter und verlor dabei den Schlaf aus den Augen, kam wieder hoch und krawelte mit Gegrunze im Wasser herum. Der Drittmann und der Junge kamen an Deck und schlugen Wasser mit der Pütze* aus dem Hafenbecken auf. Der Bestmann schwamm hinzu und hielt die Pütze fest. So trieben sie ein lustiges Spiel im Morgen. Hinrichsen sah das, nahm die Leine und zog den Bestmann wie einen gefangenen Hai über Bord.

Alle lachten in den frischen Morgen und weckten dabei die Frösche im Schilf am hinteren Ufer des Hafens. Die quarrten. Von den Gärten her schlugen die Amseln. Mit dem Lachen der vier Menschen war die Welt um sie her erwacht.

Der Bestmann streifte sich das Hemd über den nassen Körper und sortierte seine Hosen und Stiefel auseinander. Das glückte ihm jetzt.

* Schöpfeimer.

„Ob de Mewes ok so freuh opsteiht, Hinrichsen?"
„Nee, der muß länger aufbleiben, von wegen seiner letzten Gäste", und dabei sah der Fischer den Bestmann an.
„Je! gestern obend hett he mi rutsmeten!"
„War das nicht früh, Jan?"
„Nee! Klock twölf!"
Der Schiffer sah nach seiner Uhr. Sie zeigte etwas über fünf. Er sah sich seinen Bestmann an, aber der war lebendig wie eine Scholle im Garn, trotz der Ladung, die er sich am Abend vorher gekauft hatte.
Unter derben Scherzen und Flüchen machten sie klar Schiff.
Der Bestmann stand im niedrigen Logis und sortierte seine Wäsche in einen Sack, stolperte die Treppe an Deck hinauf, „de mutt noch schnell an Land!" Mit diesem Zuruf eilte er vorwärts über den Setzbord, lief den Steg entlang, brüllte zurück, — „Teuf een beten, Hinrichsen, ick bin gau torüch!"
Ehe er den Sack zur Gesine, seiner Waschfrau, brachte, drückte er beim Gastwirt Külpers die Klinke nieder. Die Tür gab nach und er stand im Schankraum. Seinen Hals, der trotz der nassen Last vom Abend vorher trocken war, wollte er schnell mit einem Korn reinspülen. Es wurden zwei Glas. Dann staakte er über die Straße, gab seine Wäsche bei der Gesine ab und ging zum Kutter zurück.
Hinrichsen wartete auf ihn. Der Motor puffte bereits. Als der Bestmann den Motor puffen hörte, brummte er

vor sich hin: „Nu meint Hinrichsen, der Motor is een Helfer, datt Luder bestimmt, watt wi moken schallt, datt is een Andriewer. So een Kerl — so een Kerl", rumorte er unterwegs und kletterte an Bord. Die Trossen fielen und wieder ging es nach See. Hinter der Bake lachte der Bestmann, ein wenig Salz kitzelte ihm bereits in der Nase und am Steven rauschte das Wasser auf. Mit dieser Musik söhnten sich seine schlechten Gedanken aus, er war in seinem Element.

„Wi wüllt man wedder fischen, in de Bünn is Platz genog for de Schulln", das sagte er lachend im Vorbeigehen zum Hinrichsen am Ruderhaus. Der freute sich, daß der Bestmann seine Landkrise überwunden hatte. Langsam befreundete sich Jan mit dem Motor, „wenn er man auch bannig rort", wie er sich ausdrückte.

Sie fischten gut bei Juist. Eigentlich wollten sie weiter hinauf, aber hier fanden sie bereits die Schollen. Mit halber Kraft zog der Motor die Kurre hinter sich.

Mit Hinrichsens Motorkutter lagen andere Fischer in gleicher Höhe auf der See, aber sie lagen mit ihrem Segel still. An Bord mühten sie sich mit dem Aufbringen der Netze ab. Auf „Lee H. F. 13" ging das mühelos. Der Atem des Motors war stärker als der Atem der Menschen. Die Kurre kam an Bord. Hinrichsen stoppte den Motor ab. Jan riß den Netzstert auf und klatschend fielen die Fische an Deck. Zwei Mann sortierten, zwei ließen die Kurre wieder ins Wasser. Bei Juist fischten

sie nur einen Tag. Der Schwarm der Schollen war nicht stark. Hinrichsen wollte auch nicht mehr in der Nähe der anderen Fischer sein, er hievte sein Netz auf und fuhr nach Borkum zu. Hier fischte er weiter. Drei Tage lag er noch bei der Insel.

Es wurde Nacht. Vom Süderturm der Insel Borkum leuchtete das Blinkfeuer mit dem scheidenden Tag auf. Da schieden auch sie aus, um wieder nach Altona zu gehen. Das Wetter war schön. Wie weicher Sammet umgab sie die Nacht. Die Sterne leuchteten. Hell, bläulich blinkte die Wega. Hinrichsen sprach mit Jan wieder von den Reisen, die sie gemeinsam gemacht hatten, und wie sie unterm südlichen Kreuz nur diesen Stern hatten leuchten sehen. Der nördliche Himmel war mit Sternen übersät. Sie versuchten, einzelne Bilder zu entziffern. Bekannt waren ihnen die Sternenbilder alle. In den langen Nächten, wenn sie fischten und fuhren, blieb ihnen die Zeit, sich die einzelnen Bilder einzuprägen. In ihrem Beruf wurden sie Kenner des Wassers und der Luft, bei Tages- wie bei Nachtzeit.

Bei Altona lagen die Kutter und Ewer und gaben ihren Fang zu den Hallen. Die Kisten mit den Schollen türmten sich auf den Wagen, die aufwärts zur Auktion gezogen wurden. Es war ein sonderbares Volk, das in den Hallen in Gruppen umherstand oder durch die Gänge schlenderte. Aus ihren Bewegungen heraus konnte man schließen, daß sie in Erwartung besonderer Dinge

waren. Ihrer Kleidung nach waren sie keine schwerwiegenden Menschen, das heißt, ihr Äußeres ließ keine Rückschlüsse auf den Inhalt ihrer Brieftaschen zu. Eine eigentümliche Erregung hatte diese Leute ergriffen, wie im Fieber schritten sie einher. Riefen sich Worte zu, hielten sich gegenseitig an, machten auf die Ware aufmerksam, die rund um sie aufgetürmt war und flüsterten sich in die Ohren, um sich im nächsten Moment anzubrüllen. In Reihen gegliedert standen nebeneinander die Kisten mit Schollen. Lebendige und auf Eis gehaltene. Da lagen Störe, Katzenfische gefleckt und buntscheckig, Rochen, Butten und Zungen, Aale, Bleie, Karpfen, Hechte und Taschen, sämtliche Bewohner der Nordsee lagerten als Gefangene hier, so wie die Lebewesen der Süßwasserströme sich in den Kisten krümmten und schlängelten. Alle waren sie nach Art und Größe in Kästen sortiert. Diese Produkte des Meeres und der Ströme wurden von den Menschen umschlichen, die ihren Wert und das Quantum prüften. Vorsichtig umgingen die Händler das gestapelte Gut, dabei sprangen in ihren Gesichtern die Augen, fast so wie bei den gefangenen Fischen, immer hin und zurück. Es schien, als wenn eine zwangsläufige Gemeinsamkeit zwischen ihnen und dem Produkt, das sie erwerben wollten, bestand.

Eine Glocke rief mit zersprungenem Schlag. Dieser Augenblick war wie ein feierlicher Akt. Einer Prozession gleich schoben sich die Menschen in der Halle vorwärts und standen geballt um ein Quadrat von Kisten.

In der Mitte des Quadrats stand der Auktionator. Er schien der Hohepriester inmitten eines Konvents zu sein und waltete quecksilbrig seines Amtes.
Stille lagerte in den Hallen, denn alle achteten auf ein Wort von diesem Zeremonienmeister des Verkaufs. Das fiel mit dem Schlag der Uhr, die sechs hämmernde Töne durch die Halle jagte.
„Angebot!", tönte die Stimme des Auktionators. Was dann folgte, war nur denen verständlich, die täglich hier diesen Hexensabbat des Schachers trieben.
Stimmen schrien auf. In allen Lagen fuhren sie durch die Luft. Hände schnellten in die Höhe, Finger spreizten sich, Zahlen schwirrten, diese Zahlen überstürzten sich. Die Leiber der Menschen, die diese Zahlen schrien, beugten sich vor, schossen hoch, krümmten sich zusammen, schrien wieder Zahlen, fauchten wie Tiere im Kampf um ein Stück Beute.
„Angebot!", schrie im schrillen Diskant wieder der Auktionator.
„Zwanzig Kisten lebendige Schollen."
In seiner linken hohlen Hand lagerte ein Klötzchen Holz, in der rechten bewegte er einen kleinen hölzernen Hammer. Dieser Hammer war eine Macht, er tanzte auf und ab, er besiegelte das gesprochene Wort. Gegen seinen Schlag gab es keine Gegenwehr. Was er beklopfte, mußte gezahlt werden.
„Angebot!"
„Sechsundzwanzig!" Eine Frauenstimme durchriß die Luft. Das war das Signal zum Angriff in dieser eigen-

artigen Schlacht. Der Hammer hüpfte in der Hand des Auktionators. Wie Geißelhiebe auf den Körper eines vernarrten Heiligen klatschten neue Zahlen nieder. Immer hüpfte der Hammer mit einem viertel oder halben Pfennig höher. Die Leidenschaft des Spiels um die Ware, die mit viertel oder halben Pfennigen in die Höhe getrieben wurde, hatte die Menschen ergriffen. Objekt waren die Fänge der Fischer, ihre harte Arbeit wurde nicht gemessen, hier herrschte der Kampf um den Profit. Das war kein ehrliches Spiel, das war eine seltsam zelebrierte Messe vom geweihten Schacher. Widerlich, wie sich die Menschen um die Quote des Gewinnes zu betrügen versuchten. Wenn der Gewinn nicht lockte, sie wären übereinander hergefallen. Das Faustrecht in erhöhter Quadratur war hier erkennbar, nur daß der Sieger blieb, der die größeren Mittel in Bereitschaft hatte.

Manchmal war das Spiel umgekehrt, dann mußte der Auktionator treiben. Angebot und Nachfrage war das Gesetz dieses Marktes, aber auch dieses Gesetz wurde hier künstlich belebt — oder unterbunden.

„Angebot!"

Ein neuer Posten stand bereit. „Dreißig Kisten Eisschollen — Angebot!"

Eine Stille folgte. Endlich rief einer, der abseits stand, „Sechs!"

Bei sechs blieb es, mehr erzielte dieser Posten nicht.

Neue Kämpfe lebten um neue Posten auf. Ein Hexensabbat von Menschen, die der Gier nach Geld zum

Opfer gefallen waren, tobte hier. Ein neuer Auktionator löste den ersten ab, der von seinem Stand wie ein erschöpfter Sieger aus einem beendigten Kampf kam. Schweiß lief von seiner Stirn.

Hinter ihm schlich ein Teil der Händler einher, die soeben Ware erstanden hatten; Frauen wie Männer sprachen auf ihn ein, sie zogen ihn am Arm, er wehrte sie ab.

„Was, keine Ehrlichkeit?" Hier war alles Ehrlichkeit. Vereidigter Auktionator einer Fischgesellschaft, die nach den gesetzlichen Bestimmungen der gesetzgebenden Ordnung aufgebaut war, — da hatte er über die Ehrlichkeit der Handlung und der Gesetze zu wachen. Er wachte darüber mit aller Autorität, die ihm wiederum diese Gesetzlichkeit gab.

Ein ehrliches Spiel trieb der tanzende Hammer. Die Augen der Menschen, die von Gier erfüllt waren, konnten dem schnellen Spiel kaum folgen. Ihre mißtrauischen Augen sahen überall Unehrlichkeit.

Hinrichsen hatte Jan mit zu den Hallen genommen. Sie sahen sich dieses Glücksspiel im Kampf um die Ware an. Abseits von den schachernden Hökern standen sie und wunderten sich über das aufgeregte Treiben. Ihre Schollen unterschieden sich an diesem Ort nicht mehr von den Schollen der anderen Fänge. Hier war alles Ware. Den Wert bestimmten die G. m. b. H. und die Sucht der Händler nach Posten und Verdienst.

„Komm!" Jan zog Hinrichsen am Arm, „hier bleiben

BIBLIOTHEK der
RATHAUSWACHE
WIEN I. NEUES RATHAUS

wir nicht, das ist schlimmer, als im Tempel von Jerusalem!"

„Was meinst du damit?" Hinrichsen sah seinen Bestmann fragend an.

„Hier fehlt einer, der Ordnung schafft, das ist eine sonderbare Manier, — Schollen zu handeln!"

Sie traten auf die Straße. In der Halle rief die zersprungene Glocke zu einem neuen Tanz um Fische und Preise.

Hinrichsen riß Jan zurück, der beinahe unter ein anrollendes Auto gekommen wäre. Aus dem Schlag stieg Harrald Johannsen, er ging in die Hallen. Hinrichsen sah, wie er ruhig durch den Trubel schritt und der Weg sich öffnete, wohin er kam. Die Händler traten zurück und grüßten ihn mit halber Unterwürfigkeit. Auch Hinrichsen grüßte ihn, aber erwidert wurde sein Gruß nicht.

„De hett mi nich sehn." Damit tröstete sich Hinrichsen und ging mit Jan über die Straße.

Lasten rollten auf Wagen heran, Fische wurden hinweggekarrt, Arbeiter, die ewig nach Fische rochen, hantierten mit langen, eisernen Haken und hoben damit gefüllte Kisten auf Karren und Wagen.

Auch die Straße vor den Hallen war Stau- und Stapelplatz für Fische. Vier Stunden lebte dieser Platz, dann erstarb sein Leben, nach der Auktion lag er ruhig wie ein faules Tier, das seinen Fraß verdaut und sich dabei sonnt.

Jan sah aufmerksam dem ganzen Treiben zu. Er be-

griff nicht den tieferen Sinn des Prozesses, der sich hier abspielte. Vor seinem inneren Auge stand nur das biblische Bild, von dem er zu Hinrichsen gesprochen hatte. Auch Hinrichsen erkannte nicht die treibenden Kräfte dieses Handels, er wußte nur, daß hier seine Schollen verhökert wurden und die Preise von den verschiedenen Umständen dieses Marktes abhängig waren. Bei einem Vergleich sah er, daß die Preise für Schollen, die die Bevölkerung zahlen mußte, andere waren, als die, die er für seinen Fang bekam. Über die Ursache dieser Erscheinung begann er nachzudenken.

An diesem Ort fehlte ihm aber die Zeit dafür. Die beiden wollten zurück ins Dorf. Sie gingen zu ihrem Kutter. Auf dem Strom fühlten sie sich wohler, nur in ihren Ohren tobte noch der Lärm der Hallen. Vom Wasser aus sahen sie die Gebäude liegen, die von weitem einen friedlichen Eindruck machten. Wenn der Kampf um die Ware erledigt war, lagen auch die inneren Hallen tot. Ein paar zerbrochene Kisten waren dann nur noch die Überbleibsel dieser feindseligen Schlacht um die Ware und den Profit. Die sammelte ein Hallenarbeiter und warf sie ins Hafenbecken. Dort schwammen sie mit dem Strom, um an irgendeinem Ufer zu versanden und zu verfaulen.

Hinrichsen stand mit dem Bestmann am Ruder, er hatte sein breites Lachen aufgesteckt und unterhielt sich mit Jan über den neuen Fang und wie sie am besten den Motor ausnutzen könnten.

„Je — ausnutzen mußt du den Motor und das Schiff."

Das klang ein wenig höhnisch aus dem Munde des Bestmanns, als wollte er daran gleichzeitig die Frage knüpfen, ob der Fischer ihn auch noch mehr ausnutzen wollte.

Hinrichsen mußte lachen und klopfte Jan auf die Schulter: „Deine Prozente sind nicht weniger geworden und dein Einkommen hat sich gesteigert."

„Das schon — aber die Arbeit auch, denn der Motor der treibt uns ja ständig an. Wir haben auf See keine Ruhepause mehr, das geht Törn um Törn."

Jetzt wurde Hinrichsen ärgerlich. „Watt wullt du, Jan, heff ick mehr Ruhe!"

„Nee, Hinrichsen — dich treibt der Motor auch."

„Ja! De Seilschipperei geiht slopen — auch die anderen Fischer lassen sich Motore einbauen. Zwei liegen bereits auf der Werft — Johannsen hat das Geld dazu gegeben."

„Immer Johannsen!" Der Bestmann spuckte wütend aus. „De Kerl hett bannig Geld!"

Hinrichsen ging in Gedanken den Deich entlang. Das, was er in den Hallen erlebt hatte, brannte in ihm nach. Den Zettel über den Erlös seines Fanges hielt er in der Hand. Er hatte ihn fast unbewußt aus seiner Rocktasche gezogen. Mit dem Papier trat er durch die Tür in sein Haus. Lee erwartete ihn. Merkwürdig verändert erschien ihr das Gesicht Hinrichsens. Er setzte sich auf einen Stuhl gegenüber dem Bild, das ihm aufgefallen war, als er das erstemal diesen Raum betreten hatte.

Das lag nun Jahre zurück. Der Kutter trug noch das gleiche Hoheitszeichen und seine äußere Form, aber innerlich war er verändert worden und ganz unmerklich war auch mit Hinrichsen eine Veränderung vor sich gegangen. Seine große innere Ruhe und sein durch nichts zu erschütterndes Selbstvertrauen hatte ein wenig gelitten. Beim Nachdenken über diese Dinge kam ihm noch nicht zum Bewußtsein, welche Ursachen dieser Veränderung zugrunde lagen.
Lee hatte ihre Bücher hervorgenommen und rechnete wieder. Nach jedem Fang tat sie das. Gewissenhaft trug sie Posten um Posten ein. Auch mit den Prozenten vom Fang ging sie zu Harrald Johannsen und bezahlte vertragsmäßig die Schulden ab.

„Heut standen die Schollen günstiger als beim letzten Fang!" Das sagte Lee ganz beiläufig. Die Tür zur Diele öffnete sich. Ein Seefischer vom Dorf trat ein, er wollte mit Hinrichsen sprechen. Er beabsichtige, einen Motor in seinen Kutter einbauen zu lassen, alle Fischer wollten das, ob sie nicht einmal die Sache zusammen besprechen könnten. Das war sein Anliegen an Hinrichsen, der jedoch nur mit halbem Ohr hinhörte, denn es ging ihm etwas anderes durch den Sinn. Lees letzte Worte waren es, mit denen seine Gedanken sich noch beschäftigten. Lee horchte auf und beendigte ihre Eintragungen. Sie sah Hinrichsen starr an, dann fiel sie den beiden in die Rede.

„Wenn ihr Geld habt, könnt ihr das."

„Das ist es, was wir mit Hinrichsen besprechen wollten. Da sind ein paar, die ausscheiden wollen, weil sie nicht weiter können. Die Schuldenlast ist zu groß, sie wollen verkaufen oder abwracken lassen", war seine kurze Entgegnung. Für manchen war das Geschäft nicht mehr lohnend genug. Von Zeit zu Zeit zogen die Dampfer mit auf den Schollenfang. Wenn diese ihre Ladungen brachten, dann fielen die Preise in den Hallen ganz bedeutend. Die Fischer wollten einen Ausweg zur Ausschaltung dieser lästigen Konkurrenz suchen. Täglich wuchsen die Fischdampfer-Flottillen. Nach Altona kam Cuxhaven. An der Weser hatten sich große Gesellschaften gebildet. Alle sandten sie ihre Dampfer auf den Fang. Zu einer Zeit, wo sie nicht in ihren Revieren auf Schellfisch und Kabeljau jagen konnten, waren sie hinter der Scholle her. „Die Dampfer machen uns nicht viel." Hinrichsen meinte das so nebenher, als wenn es seine innerste Überzeugung war, daß die Dampfer keine Konkurrenz für ihn bedeuteten. Der Fischer sah ihn zweifelnd an, denn diese Ansicht war ihm unverständlich. „Wie denkst du darüber — die Dampfer tun uns nichts?"

„Nein, die bringen Eisschollen!"

„Aber Schollen!"

„Keine lebendigen Fische, alles tote, auf Eis gelegte. Für unsern Markt kommt der lebendige Fisch in Frage."

„Ja, der lebendige Fisch, der mit unserer Not gefangen wird."

Hinrichsen schüttelte den Kopf. Er rechnete nach, wieviel Reisen er hinter sich hatte. Denn Jahre fischte er nun und lebte. Von der Not hatte er nichts kennengelernt. Was sagte ihm Harrald Johannsen damals, als er das Geld wollte? ‚Er sei ein Fischer mit einer glücklichen Hand.' Über diese Worte dachte er jetzt nach, dabei fand er heraus, daß keine dreihundert Kutter aus seinem Dorf mehr auf den Schollenfang gingen, so wie einst vor Jahren; es waren nur noch etwas über hundert. Andere Dinge fielen ihm ein, er stutzte und lud erst jetzt den eingetretenen Fischer an seinen Tisch, denn bis dahin standen sie in der Diele. Lee hantierte im Raum, aber sie sprach nicht. Sie wollte hören, was der Mann eigentlich beabsichtigte.

„Über deiner Haustür, Hinrichsen, steht: An Gottes Segen — ist alles gelegen."

„Was willst du damit sagen? Meinst du, daß es zwei Sorten von Seefischer geben soll?"

„Ich meine, daß alle gleich auf See fahren und fischen, daß aber mancher seinen Kutter verkauft hat, weil er nicht weiter konnte. Es gibt welche im Dorf, die schon mit zwei Mann einen Kutter gemeinschaftlich bewirtschaften und andere, die zur Werft gegangen sind oder auf den Dampfers fahren."

Hinrichsen horchte auf. Bisher war er an diesen Dingen vorübergegangen und hatte sich nur um seinen eigenen Kutter gekümmert. Was neben und um ihn lebte, war für ihn eine andere Welt. Die Frage des Fischers gab ihm zu denken.

„Zwei Sorten von Fischern?" Das war eine sonderbare Frage. Ja, es gab verschiedene Sorten Menschen, das merkte er erst jetzt. Seines Bestmanns Fragen und seltsamen Gespräche kamen ihm in den Sinn und er dachte nach.

Harrald Johannsen war ein anderer als er; und die Elbfischer vom Deich wiederum andere Menschen, die unter anderen Verhältnissen lebten als die Seefischer.

„Nee, da hat Gottes Segen nichts mit zu tun", sagte er unvermittelt zu dem Fischer, „das muß mit anderen Dingen zusammenhängen. Der Spruch über der Tür ist zu alt, der ist von der Zeit überholt. Laß ihn stehn — dor kiek nich op, ich habe ihn nicht hingeschrieben!"

Damit war für ihn vorerst das Gespräch zu Ende. Er war in Nachdenken versunken.

„Einen Motor willst du haben?" Mit diesen Worten riß sich Hinrichsen aus seinen Gedanken heraus.

„Es gibt zwei Wege, man muß darüber sprechen. Einmal ist Harrald Johannsen da — und das andere Mal — aber das ist fast unerreichbar — eine Stelle beim Senat der Stadt Hamburg. Geh' zu Harrald Johannsen, dann geht das schneller."

„Die anderen wollen auch Motore einbauen, Hinrichsen!"

Diesem Problem stand Hinrichsen ratlos gegenüber.

„Du bist der Fischer Hinrichsen, auf dich hören die anderen. Wenn wir mal zusammensitzen, dann können wir darüber reden."

Lee horchte auf und meinte: „Die Seefischer mit ihren

Kuttern und Ewern können keine Reederei wie die Fischdampfer bilden."

Das wollten die Fischer auch nicht. Jeder wollte Eigentümer seines Fahrzeuges bleiben, hier lag der Widerstand, an dem vieles scheiterte.

„Wollt ihr eine Produktion?"

Damit meinte Lee eine Genossenschaft*. Auch diese Form der Zusammenarbeit war eine Unmöglichkeit angesichts der Gedankenwelt, in der die Fischer dieses Dorfes, jeder für sich abgeschlossen und mit Traditionen belastet, lebten. Ihr Weltbild ähnelte dem starker, alteingesessener Bauern, die den Kampf um den Besitz in der eigenen Familie ausfechten, aber trotz der Fehden, die oft zu Gewalttätigkeiten und langwierigen Prozessen führen, fest an der Familie hängen und darauf achten, daß der Besitz ihnen immer erhalten bleibt. Aber die Bauern sitzen auf ihrer Scholle, halten Grund und Boden, der ihr Eigentum ist und Wertzuwachs bringt. Die Bodenspekulation erhöht ihre wirtschaftliche Kraft. Bei diesen Fischern war es umgekehrt. Wohl hatten auch sie den Willen, ihr Erbe zu wahren und zu mehren; auch sie waren im Besitz eines Produktionsmittels — aber das Objekt der Ausbeute für ihr Produktionsmittel war das weite Meer, ihr Feld hatte keine Grenzen, gehörte keinem und allen. Frei war das Meer. Frei? Sie mußten mit ansehen, wie sie trotzdem

* Die Hamburger Arbeiter-Konsumgenossenschaft führt seit ihrer Gründung den Beinamen „Produktion". Dieser Beiname ist in Hamburg und Umgegend sehr populär.

von dem Großbetrieb verdrängt wurden und wie sie in immer größere Abhängigkeit von den Zufälligkeiten des Meeres und von den Gesetzen, die den Markt regierten, kamen.

Die Zeit ging über das Dorf und seine Menschen hin. Sie entwickelten sich zwangläufig mit dieser Zeit. Der Motor hatte seinen Einzug gehalten, er puffte bereits auf den meisten Kuttern.

Klaas machte seine zweite Reise mit seinem Vater. Er war Fischer geworden und fühlte sich wohl in diesem Beruf, auch wenn er vorläufig nur als Viertsmann fuhr. Lee hatte das verhindern wollen, aber es gelang ihr nicht, denn Vater und Sohn und auch die Verhältnisse waren stärker als sie. Den Jungen zog es zum Meer, wie es den Vater zur See gedrängt hatte. In seine Ohren klangen die Geschichten der alten Fischer vom Deich. Seine Augen sahen die Schiffahrt auf dem Strom und die Sinne nahmen das Rauschen von der See her wahr, das immer in ihm nachklang. Dieses Rauschen und die Geschichten der Fischer verfolgten ihn zu jeder Zeit. Oft fragte er den Vater über seine großen Reisen aus. Der erzählte von früheren Zeiten, jetzt war das anders. Matrose auf einem Dampfer zu sein, darin lag kein Stolz mehr.

„Deckswäscher sind das man bloß noch, Tagelöhner der großen Schiffahrtsgesellschaften auf der See", sagte der Vater.

Hinrichsen hatte noch den Stolz des Segelschiffsmatrosen in sich. Diese Art der Fahrensleute war verschwunden, das Zeitalter der Technisierung brauchte andere Kräfte, Handlanger der Technik und nicht Handwerker des Berufes.
Pünktlich lieferte Lee die Prozente vom Fang an Harrald Johannsen ab. Oft betrat sie sein Haus. Persönlich sprach sie selten mit ihm, denn er war wenig anwesend. Das Geld nahm im Parterre des Hauses ein Mädchen, das nur das Notwendigste mit Lee besprach, gegen Quittung in Empfang.

Eines Tages — Hinrichsen lag auf, denn sein Kutter hatte eine Bodenreparatur —, saß die kleine Familie in ihrem Hause und sprach wie immer über Fischen und Fische, über Kutter und Dampfer, über einen, der wieder sein Schiff verkauft hatte und über Harrald Johannsen. Lee geriet dabei in Eifer. Vor ihr lag ein gedrucktes Heft. Eine Seite darin hatte sie aufgeschlagen. Alle Dinge, die mit Fischen und dem Markt zu tun hatten, beschäftigten sie jetzt.
„Hier — Hinrichsen!" Sie war erregt, „sieh, hier stehen komische Dinge. Alle Fischreedereien sind hier aufgezählt." Ein Stück Papier hatte sie neben sich liegen und darauf gerechnet. Immer rechnete sie, die Zahlen ließen sie nicht mehr los, sie war ihnen unterworfen.
„Im Dorf gibt es noch siebzig Kutter und Ewer, aber die Fischdampfer — . . .!" und nun zählte sie auf:

„Altona: fünfundzwanzig Dampfer —
drei Millionen Mark Kapital.
Cuxhaven: vierundsiebenzig Dampfer —
acht Millionen Mark.
Hamburg: zwanzig Dampfer —
zwei Millionen Mark.
Wesermünde: einhundertachtzehn Dampfer —
zirka elf Millionen Mark . . .“

„Hinrichsen!“ sie schüttelte den Mann am Arm. Er war über die Millionen eingeschlafen, nur Klaas verfolgte die Rede seiner Mutter. Der Fischer reckte sich, er berührte mit seinem Kopf nicht mehr ganz wie früher die Balkenlage der Stube. Etwas nach vorn gebeugt ging er jetzt. Sonderbar blühte die Frau neben ihm. Jung und schlank war sie und innerlich rastlos bei ihrer äußeren Ruhe. Der Junge neben ihr konnte ihr Bruder sein, so jung erschien sie.

„Nordenham: sechsundzwanzig Dampfer,
acht Millionen Mark Kapital“, fuhr sie fort.
„Emden — Heringsfischerei — achtzig Fahrzeuge.“
Dort gab es noch einundzwanzig Logger mit und ohne Hilfsmotor.

Sie rechnete rastlos, dann schrie sie es heraus, daß Hinrichsen wie Klaas sie anstarrten. Ihre Augen waren groß und ihr Mund schrie:

„Über achtunddreißig Millionen Mark sind in den Fischdampfer-Reedereien angelegt und vierhundertunddrei Fischdampfer sind mit über viertausend Fahrensleuten bemannt!“ Diese Zahlen erschreckten die drei für einen

Augenblick. Dann fuhr sie fort, ihre Erregung hatte sich etwas gelegt, aber nur für einen kurzen Augenblick. „Hier! Die Mengen vom Cuxhavener Markt — dreiundsiebenzig Millionen Pfund Fische und über acht Millionen Mark Ertrag dafür in einem Jahr — und das nur in Cuxhaven, ohne die anderen Häfen, ohne Altona und Hamburg, ohne die Fänge dieser Dampfer, die in England bleiben!"

Lee stand auf, ging im Raum hin und her, dann setzte sie sich und las weiter.

„Im letzten Jahr hat sich der Umsatz gesteigert. Die Zufuhr war achtundsiebenzig Millionen Pfund Fische mit einem Ertrag von rund zehn Millionen Mark."

Hastig fuhren ihre Augen über die Zahlen. An ihrem Halse blühte der Fleck, er verwelkte nicht, sondern blieb, wurde noch größer. Sie las mit erhöhtem Eifer:

„FISCHMARKT ST. PAULI".

Jetzt wurde Hinrichsen aufmerksam. Vor ihm stand das Bild der Hallen. Er sah die Menschen dort, diesen Konvent der Höker um die Ware. Er hörte sie schreien, sah ihre verkrampften Gesichter, den Hammer des Auktionators sah er tanzen, die viertel und halben Pfennige bohrten sich in sein Gehirn, in seinen Ohren summte der Lärm aller dort verbrachten Stunden nach.

Das Plakat an der Säule, das er in der Nähe der Hallen sah, sprang in seine Erinnerung:

Eßt Fisch, er macht schlank und gesund!

Er lachte bei dieser Erinnerung auf und Lee las weiter, ohne auf sein Lachen zu achten.

„Es landeten sechsundzwanzig Motor-Hochseekutter in drei Tagen siebenundsiebenzigtausendzweihundert Pfund lebende Schollen. Die Zufuhr war infolge stürmischen Wetters gering und nicht annähernd ausreichend, den Bedarf zu decken. Die Küstenfischer landeten kleine Quantitäten an Elbfischen, die Störfischerei blieb ohne Erfolg. Die große Nachfrage hatte ein Steigen der Preise für Schollen und fast alle Fische zur Folge."

Lee sprang auf, faßte Hinrichsen am Arm, mit großen Augen sprach sie auf ihn ein.

„Du mußt auf den Fang, die Preise ziehen an, es ist ein großer Bedarf vorhanden und kleines Angebot da!"

Der Fischer erkannte seine Frau kaum wieder. Er ging hinaus und trug sich mit dem Gedanken, einmal den Arzt zu seiner Frau zu holen. Draußen am Deich umwehte ihn die Luft, die vom Wasser kam; die roch so eigentümlich nach Frische und Losgelöstsein von allem. Dieses Land hatte die Menschen umkrampft, in ihnen war nur die Gier nach Erwerb. Auch seine Lee war davon erfaßt, das stimmte ihn ein wenig traurig. Selbst der Arzt könnte da nicht helfen, das macht die Zeit; er sagte das still vor sich hin und ging zum Fahrzeug nach der Werft, um nachzusehen, wann er wieder zum Fang hinaus könnte.

Hinrichsen war wieder auf der See beim Fang. Mehrere Tage schon, aber mit einem Male war die Luft so

eigentümlich. Das Wetter war beständig und doch schien es dem Fischer, als wenn der Wind umspringen wollte. Das Barometer fiel schnell und kletterte schnell wieder auf „Schön Wetter". Solch Fallen und Steigen des Glases hatte er bisher noch nie beobachtet. Er wußte nicht, ob er die Kurre einziehen, oder weiter fischen sollte. Die Preise am Markt waren gut, die Fänge infolge des stürmischen Wetters in der letzten Zeit schwach. Seine beste Reise hatte Hinrichsen aber dieses Mal schon übertrumpft, fast sechstausend Pfund Fische hatte er in der Bünn und auf Eis. Aber die Schuld drückte ihn. Ausscheiden wollte er noch nicht, denn die Schollen standen dicht.

Klaas schritt über das Deck, er sah nach der Kurre, ob es Zeit zum Aufhieven wäre. Die Nordsee färbte sich so sonderbar schwarz, aber der Himmel war unbewölkt, nirgends deutete ein Anzeichen darauf hin, daß schlecht Wetter kommen würde. Plötzlich setzte eine Bö ein, das Wasser blieb still, nur die Dünung rollte unaufhaltsam. Der Bestmann sprach mit dem Fischer, Klaas kam hinzu, sie fragten sich, was das wäre. Ähnliches hatten sie bisher auf der Nordsee nicht erlebt. Die Bö war vorüber gebraust und die Windstille war wieder da. Keiner der Fischer hatte in den letzten Augenblicken auf den Himmel geachtet. Der war grau geworden, Jan machte jetzt darauf aufmerksam. Mit einem Male brauste es durch die Luft. Ein schneidendes Pfeifen war das. Hinrichsen sprang zum Motor und schaltete ihn auf die Winde um. Die raste vorwärts und

zog die Trosse der Kurre auf, die Bretter scherten sich seitwärts und langsam kam das Netz.

Jetzt achtete Hinrichsen auf Himmel, Wasser und Winde. Seine Augen übersahen alles. Sturm war das nicht, es heulte nur eigentümlich in der Luft. Da brach plötzlich das Wasser hoch, das Meer schien von unterirdischen Kräften gerüttelt zu werden, es bäumte sich auf. Die Motorwinde kreischte. Der Kutter wurde regellos geworfen. Jan und der Junge machten zwei Reffs in das Großsegel. Hinrichsen blieb an der Winde stehen, um abzustoppen, wenn es notwendig wurde; Klaas achtete darauf, daß die Trossen klar durch die Scherbretter kamen. Jeder war mit seinen Gedanken und allen Kräften bei der Arbeit. Ein zweites Mal wollte Hinrichsen das Schleppnetz nicht verlieren und den Kutter, wenn möglich, hinter die Inseln bringen.

Er ließ außer Kurs drehen, daß er mit dem Winde käme. Der Seegang wurde stärker und jetzt ritt der Wind heran. Der Bestmann zog ein paar Leinen über das Deck, der Junge half ihm dabei. Plötzlich setzte wieder Windstille ein, ein langgezogener Donner rollte über ihre Köpfe hinweg und Blitze zuckten am Himmel entlang. Das war ein Gewitter über der Nordsee! Ein Naturereignis, das sehr selten ist und das wenige durchlebt haben. Es regnete noch nicht. Der Regen ging westlich vom Kutter nieder. Ganz deutlich schied sich die graue Regenwand von der dunklen Luft. Mit einem Male war alles schwarz um den Kutter. Hinrichsen stand un-

erschütterlich an der Winde, er rief dem Bestmann und Klaas Verhaltungsmaßregeln zu.

Wieder Windstille! Ein furchtbarer Donner rollte über sie hinweg, der Kutter wurde hochgehoben und in die Tiefe geschleudert. Dabei schlugen die Scherbretter gegen den Setzbord, die Trosse wurde unklar und Klaas kam in Gefahr, von der Trosse geprellt und in die See geschleudert zu werden.

Hinrichsen durchzog ein eigentümliches Gefühl, er stoppte den Motor ab und wollte dem Jungen zur Hilfe eilen. In diesem Augenblick holte der Kutter über, er sprang förmlich aufwärts wie ein Pferd in der Wende und drehte sich. Hinrichsens Hand hatte dabei einen Halt gesucht und war durch den Druck gegen den Hebel der Winde geschleudert worden und hatte ihn dadurch aufgerissen. Die Winde lief mit rasender Eile vorwärts. Der Gewittersturm tobte jetzt in voller Stärke und ungeheure Spritzer fegten über das Deck. Der Bestmann hielt das Ruder. Der Kutter flog auf, die Kurre riß ihn zurück. Klaas lag lang an Deck und versuchte mit aller Muskelkraft die Trossen klar zu halten. Hinrichsen holte das Kappbeil.

Er brüllte mit dem Wind, denn den Jungen wollte er nicht in der Gefahr lassen. Klaas hörte seine Zurufe nicht, eisern hielt er mit seinen Händen die Kurrtrosse klar. Unter seinen Fingernägeln tropfte das Blut hervor. Eine klare Vorstellung von dem, was er tat, hatte er nicht. Die Wellen schienen sich gegenseitig bekämpfen zu wollen, so quirlten sie durcheinander. Das

war keine aufgeregte See mehr, sondern ein brodelnder Kessel, der alles verschlingen wollte. In diesem Augenblick stieg der Kutter wieder auf. Hinrichsen hatte sich zum Klaas hingezerrt. Halb gebückt stand er über ihm und löste die Hände des Jungen von der Trosse, die sie eisern umklammert hielten. Da geschah etwas Fürchterliches! Der Bestmann sah es vom Ruderhaus aus. Er wollte in die Knie sacken, wollte aufschreien, wollte an Deck hinaus . . .! Der Schreck hatte ihn erstarren lassen. Wie lange er gelähmt war, wußte er nicht, mechanisch hielten seine Hände das Ruder fest. Der Schrei, den er dann ausstieß, zerriß fast seine Kehle.

„Hinrichsen!!" Das war kein Schrei mehr, sondern das war der Ruf eines Gemarterten, der tausend Jahre des Entsetzens in einer kurzen Sekunde erleben mußte . . .

Der Kutter hatte aufgeholt, die Kurrleine zerrte ihn zurück, der Motor raste, da warf eine See das Fahrzeug zurück, die Trosse schlug hoch, fiel in einer Schlinge zurück, umkreiste den Hals Hinrichsens, — in diesem Augenblick warf eine ankommende See den Kutter wieder vorwärts und riß Hinrichsen den Kopf vom Rumpf! Der Körper schwemmte mit einer schlagenden See über Bord. Das alles geschah so schnell, brach so plötzlich herein, daß sich niemand dagegen wehren konnte.

Klaas kam zu sich, richtete sich auf und griff verstört nach seines Vaters Kopf, den die See an den Setzbord geklemmt hatte. Den fürchterlichen Augenblick, als

über ihm das Unglück geschah, hatte er nur halb erlebt, denn im gleichen Moment überspülte ihn die übergekommene See. Mit einer Hand hielt er den Kopf an den Haaren vor sich, mit der anderen zog er sich an der gespannten Leine zum Ruderhaus hin. Hier legte er den Kopf zu Jans Füßen nieder. Mechanisch tat er das, das ungeheuerliche Entsetzen über das Geschehene war noch nicht von ihm gewichen.

Der Bestmann starrte den Kopf an.

„Mok de Oogen dicht, Hinrichsen!", brüllte er.

Der Motor raste, die Trosse riß, das Netz schleppte zum Grund, der Kutter ritt auf der Nordsee.

Die Augen des Kopfes waren weit aufgerissen, wirr umhing ihn das Haar, aus dem noch Salzwasser tropfte. Klaas versuchte die Augen seines Vaters zu schließen. Seine Finger hielten die Lider nieder, aber die wollten sich nicht schließen lassen; es schien, als wollte der Blick die beiden Menschen im Ruderhaus verfolgen, ihre Hantierungen kontrollieren und noch Ratschläge geben.

Der Bestmann drängte sich an Klaas heran.

„Du bist der Fischer jetzt — nimm das Ruder", sagte er dumpf, drückte den Jungen zum Ruder hin, nahm einen Fetzen Persenning und hüllte den Kopf ein, legte ihn unter das Rad und wandte sich dann wieder zum Klaas.

Das Gewitter war vorübergezogen, der Himmel klarte sich auf. Sie hatten sich im Zentrum eines Luftwirbels befunden, der durch die reibenden Wolken des Gewitters hervorgerufen wurde.

Die See hatte sich beruhigt und nur vereinzelte Spritzer stieben noch über das Deck hin.

Wie sich der ganze Vorgang abgespielt hatte, darüber konnten sie sich keine Rechenschaft ablegen. Hinrichsen war nicht mehr bei ihnen, den sie danach fragen konnten. Beide standen sie noch im Ruderhaus und beratschlagten, was sie nun tun sollten.

„Den Kopf über Bord — das geht nicht, den nehmen wir mit zur Mutter, den begraben wir im Dorf."

„Ja, Klaas! Wie wullt wi datt moken?"

„Erst de Fische no Alteno, dann zur Lee."

Er nannte seine Mutter in dieser Minute so, wie sie der Vater immer nannte.

Der Bestmann wollte nun in Klaas den Fischer sehen. „Na, lot man, Jan — bring' du den Kutter no Alteno!" Noch stritten sie ein wenig darüber, wer der Führer des Kutters sein sollte, dann übernahm Jan als der Ältere die Verantwortung. Sie legten bei und nahmen den Kurs nach Ost zu, Jan wollte dem Drittmann das Ruder übergeben, denn im Logis wollte er mit Klaas über alles Notwendige sprechen, das die Situation erheischte. Der Drittmann war nicht an Deck. Jan ging auf die Suche und fand ihn im Logis. Er lag in seiner Koje und hatte sich die Decken über den Kopf gezogen. Als Jan seinen Körper berührte, brüllte er auf. Das war nicht vor Schmerz, sondern ihn hatte der Schreck erschüttert. Mit weit aufgerissenen Augen lag er steif wie ein Holz in seiner Koje. Als Jan ihm die Decke vom Körper zerrte, stierte er den Bestmann an. Sein Gesicht war

entstellt, die Zähne entblößt, sie bleckten gelblich, die Lippen hatte er verzerrt, der Mund stand schief.
Jan rüttelte ihn — da trat er mit seinem Stiefel zum Bestmann hin. Der fluchte und hieb mit der Faust auf ihn ein. Der Faustschlag mußte den Jungen zur Besinnung gebracht haben, denn er erhob sich und stierte den Bestmann erneut an.
„Nich den Kopp — lot datt!" schrie er und wollte sich auf den Bestmann stürzen. Der hieb wie ein Besessener auf den Jungen ein, machte ihn durch Schläge mürbe, dann umschlang er den Leib, hob ihn auf und zerrte ihn die Treppe aus dem Logis rückwärts hinauf zum Deck. Hier in der frischen Luft kam der Drittmann zur Besinnung und sah sich um.
„Wo ist der Kopf?" fragte er leise den Bestmann.
„Watt for een Kopp? — ant Ruder schallst du gohn!"
Er taumelte wie ein Betrunkener vorwärts und hielt sich mit einer Hand an der gezurrten Leine fest.
„Man nich den Kopp!" murmelte er noch einmal zum Jan hin.
„Watt wull du mit dien Kopp, den hest opsitten!"
Der Junge faßte sich unwillkürlich an den Hals und strich von dort mit der flachen Hand aufwärts über seinen Kopf, um sich zu überzeugen, ob er den Kopf noch auf dem Rumpf hätte. Jetzt begriff Jan des Jungen Benehmen, griff ihn unter dem Arm, redete beruhigend auf ihn ein und ging zum Ruderhaus.
Hier nahm er den Kopf in der Persenning auf, klemmte

ihn unter den Arm und stieg in den Raum zum Motor, dort verstaute er ihn sorgfältig.

„Datt weur dien letzt Reis, Hinrichsen, dien best Deel geiht nu doch in de Eer!"

Er sprach das laut, um den Viertakt des Motors zu übertönen, denn er war davon überzeugt, daß er es sich und Hinrichsen schuldig war, zu betonen, daß sie eigentlich auf der See bleiben müßten.

Es war gewissermaßen die Grabrede, die er seinem Fischer hielt. „Schiet!" Er spuckte aus und schimpfte vor sich hin, wischte sich mit dem Handrücken die Augenwinkel trocken: „Nu is mi dor doch Soltwoter rinkomen, son Schiet!"

Mit diesen Worten kletterte er wieder an Deck.

„Holl den Kurs Ost zu Nord, zwei Strich nach Nord, bis wir dir einen anderen sagen." Damit drängte er den Jungen in das Ruderhaus und zog Klaas mit sich.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Den Stander hatten sie an der Gaffel auf Halbmast gesetzt. Die Fische waren in Altona abgeladen. Gewissenhaft holte Jan den Auktionszettel vom Schalter und übergab ihn Klaas; der steckte ihn in seine Innentasche und zog langsamen Schrittes wieder an Bord.

Der Kutter sprang lustig am Ponton. Die kurzen Wellen des aufgepflügten Hafens warfen ihn, und es sah so aus, als wenn er es eilig hätte, heimwärts zu kommen, und ungebärdig an den Trossen riß, um los zu wollen. Als einzelne Fischer nach Hinrichsen fragten, gab der Best-

mann immer nur die kurze Antwort: „De is buten bleben."

In große Gespräche ließen sie sich nicht ein. Der Bestmann war wie umgewandelt, er handelte, wie Hinrichsen in der gleichen Lage ebenfalls gehandelt hätte, sachlich und bestimmt.

Mit Klaas besprach er gemeinsam, was sie tun sollten, wenn sie heimkamen.

„Du kannst Lee datt nich so seggen, wir müssen Hinrichsen" — er vermied es, nur vom Kopf zu sprechen, sondern sprach immer vom Fischer, nannte seinen Namen, — „nicht gleich nach dem Haus tragen, am besten wird es sein, wir gehen zum Pastor!"

„Nee, dorvun hett Vadder nich veel hollen. Bi em weur een rechten Fahrensmann mehr wie een Pastur. Wir werden es Lee mitteilen, sie wird das verstehen, sie ist doch eene Fischersdeern, eer Vadder is ok op See bleben."

Der Junge war um Jahre gewachsen, dieses Erleben draußen auf der See hatte ihn über alles hinweggehoben. Seine Mutter nannte er jetzt so, wie sie der Vater immer nannte. Schmerzen fühlte er wohl, aber er ließ es nicht merken; es war ein dumpfer Schmerz, der ihn niederhielt, aber doch vorwärtstrieb, so daß alle seine Handlungen zweckmäßig erschienen. Heimlich stieg er in die Motorenplicht und sah nach dem Stück Persenning. Es ging ihm wie Jan, auch er hielt ein kurzes Selbstgespräch mit dem umhüllten Kopf seines Vaters.

BIBLIOTHEK der
RATHAUSWACHE
WIEN I. NEUES RATHAUS

Mit dem Stander auf Halbmast, legte der Kutter am Deich an. Oben auf der Bank saßen der alte Jan und die anderen Fischer stumm auf ihren Beobachtungsposten. Als sie das Zeichen der Trauer sahen, erhoben sie sich von ihrer Bank und gingen ein paar Schritt voran. Vom Kutter die Treppe aufwärts zum Deich kamen der Bestmann, Klaas und der Junge. Der Bestmann ging voran und hatte die Persenning unter dem Arm, dabei stieg er behutsam aufwärts. Die alten Fischer fragten nach Hinrichsen. Der alte Jan trat noch einen Schritt vor und sprach wie mit sich selber:
„He is bleben, nu hett em doch de fleegende Holländer holt! Nu kann een nieger an de Reeg kommen."
Die Fischer nahmen die Mützen ab und gingen hinter den dreien her. Das war wie eine trunkene Prozession anzusehen. Auf dem Deich blieben die Frauen stehen, sahen den Zug und heulten los. Sie hatten begriffen, daß wieder ein Unglück über das Dorf hereingebrochen war. Das Unglück eines Fischers wurde wie ein Unglück gewertet, das das ganze Dorf betraf. Sie schlossen sich dem Zug an. Nicht nur Teilnahme, sondern auch Neugierde trieb sie. Die Umstände des tragischen Ende Hinrichsens wollten sie kennenlernen, damit sie es über den Deich in die Häuser tragen konnten. Jede wollte die erste sein, die die Neuigkeit weitergeben und mit den Nachbarn breit darüber sprechen konnte. So kamen sie alle zu Hinrichsens Haus. Lee sah durch das Fenster der Stube den Zug kommen und trat vor die Tür.

Der Bestmann schob Klaas vor, der begrüßte seine Mutter, die ihn fragte, wo der Vater wäre.

„Du mußt man nich weenen!“ meinte der Bestmann zu Lee gewandt und schob sich hinter Klaas durch die Tür in die Stube. „He kummt schon, wi hebbt em mit“, dabei suchte er unschlüssig in der Stube nach einem Fleck, wo er versinken könnte, denn es war ihm schlecht geworden beim Anblick der Frau. Ihm schien, als wenn der Kopf unter seinem Arm Leben bekam, darum nahm er ihn unter dem Arm hervor. Bei dieser Hantierung löste sich die Persenning und der wirre Kopf Hinrichsens kam zum Vorschein. Aus dem schwarzen Gesicht starrten die toten Augen in das Leben im Raum, es schien ihnen allen, als wenn er zu ihnen sprach. Dem Bestmann wollte der Kopf aus den Händen gleiten, als ihn die Menschen anstarrten, denn er glaubte, die entsetzten Gesichter galten ihm, aber alle blickten nur auf das grausam wirkende Haupt. Da ging Klaas hinzu und ergriff den Kopf seines Vaters.

„Lee!“ — er sagte nicht Mutter in dieser Minute, sondern rief sie wieder so, wie sie der Vater nannte, und wie er das in den letzten Stunden oft getan hatte —

„Lee! Ich bringe dir Hinrichsen, er wollte mich retten und blieb dabei.“ Er sah seine Mutter an.

Lee sprach nicht, nur ihre Hände, an denen sich die Finger auseinanderspreizten, streckte sie vor. In ihrer Gebärde lag weder Abwehr des Grausens, das sie erfaßt hatte, noch konnte sie als Begrüßung gedeutet

werden. Nur ihre Augen wurden seltsam groß und endlich formte ihr Mund langsam einige Worte:
„Wir wollen ihn auf seinen Platz betten!“
Ihre Füße schoben sich voreinander, sie ging in die Stube hinein, auf ihren Jungen zu. Dabei lag etwas Feindseliges in ihrem Blick; es war nur ein kurzes Aufflackern, dann ließ auch das nach.
Die Menschen gingen langsam rückwärts aus dem Raum und eilten die Straße entlang. Nur der Bestmann blieb. Er setzte sich auf die Bank an der Wand, auf die Hinrichsen auf der Rückenlehne die Worte hatte schnitzen lassen, die ihn seit seinem ersten Besuch beim Pastor nicht verlassen hatten:

navigare necesse est.

Wie eine Flammenschrift leuchtete das hinter ihm auf, denn die Buchstaben waren golden auf blauem Grund. Lee sah zu ihm hin und sagte ganz ruhig: „Steh' da auf, Jan, setz' dich woanders hin.“ Der Bestmann gehorchte mechanisch, stand auf und setzte sich auf einen Stuhl, der unter dem Bild an der Wand stand, das den Kutter zeigte.
Lee bückte sich zu einer Truhe, entnahm ihr ein großes gebleichtes Tuch und überhing damit die Rückenlehne der Bank, dabei sprach sie laut: „Diesen Spruch soll keiner mehr lesen, er hat recht gehabt damals beim Pastor, der Hinrichsen — es ist Not bei der Seefahrt.“
Dann nahm sie ein zweites Tuch und faltete es über

Hinrichsens Bett so, daß der Kopf bis über das Kinn bedeckt war. Darauf nahm sie Klaas am Arm, bedeutete dem Bestmann, daß er sich um den Kutter kümmern möge, verschloß das Haus und ging mit dem Jungen den Weg entlang, um alles zur Bestattung zu ordnen.

Die blechernen Klänge der Dorfglocken zogen über die Häuser hin, hallten über Wege und Straßen, klangen über das Wasser, aber ihr Schall war dünn, als ob er suchend klagte. Lee ließ sich durch nichts beirren. Wenn die Frauen am Deich sie anhielten, um ein Klagelied über die Größe des Unglücks zu singen, meinte sie mit langsamer Stimme: „Das könnt ihr alle erwarten!" War es eine Witwe, die sie ansprach, dann antwortete sie nur kurz: „Na, es ist eine mehr in eurem Kreis, das Dorf hat nun eine Witwe mehr, wir sind eben Fischerfrauen!"

Das Dorf hatte, nach seiner Einwohnerzahl geschätzt, den größten Prozentsatz an Witwen im gesamten Reiche. Langsam fanden sich die Frauen der Fischer mit dem Verlust ihrer Männer ab. Die meisten von ihnen hatten nicht einmal einen Platz auf dem Friedhof, wo der Mann lag; sein Körper trieb irgendwo auf dem Grund der Nordsee, die ihre Beute festhielt und selten herausgab. Manchmal gab die See ihre Opfer frei. Dann schwemmte mit der Strömung an einer Insel der Nordsee ein nicht zu erkennender Körper an. Den begruben die Inselbewohner dann auf dem Friedhof der Namenlosen, als namenlosen Toten des Meeres.

Dieser Tote erhielt eine Nummer und lebte als Zahl im Totenregister der Insel fort.

Irgendwie schufen sich diese Fischerfrauen im Rahmen der Grenzpfähle des Dorfes eine neue Existenz, die aber immer in irgendeinem Zusammenhang mit dem Meer und mit den Fischen stand. Selten war es, daß sie außerhalb ihres Dorfes einen Beruf suchten, um weiter zu leben; das Dorf hielt sie fest, es umgab sie wie ein eiserner Ring, dem sie nicht entschlüpfen konnten.

Auf allen Masten und Stangen der Häuser wehten die Fahnen auf Halbmast, denn die Trauer eines Hauses war die Landestrauer aller Häuser des Dorfes, und Fahnen besaßen sie alle. Die wehten auch bei anderen Gelegenheiten, bei den Hochzeiten und den Kindtaufen, nur daß sie dann bis zum Flaggenkopf gehißt wurden. Lee behielt den Kutter und übergab ihn an Klaas mit Beteiligung; sie war der Besitzer, denn unter dem Vertrag mit Harrald Johannsen stand ihr Name neben dem von Hinrichsen.

Schnee lag über dem Dorf, es war die Anmeldung für die kommende Ruhepause der Fischer. Er trieb mit einer östlichen Brise heran und legte sich über die Dächer, färbte sie vorübergehend weiß und tropfte dann ab. Mit dieser Zeit strich eine bestimmte Schwermut über das Dorf, seine Bewohner zogen sich zurück in ihre Häuser, wie die Dachse in ihren Bau. Hier trieben sie die Vor-

arbeit für den ersten Zug, der mit den kommenden Vögeln des neuen Jahres einsetzte. Die Regelung ihrer Zeit ging nicht nach dem Kalender, sondern mit der Sonne, den Stürmen und dem Vogelzug.

Lee saß in Johannsens Zimmer ihm gegenüber. Er sprach mit ihr über den Vertrag und die Regelung desselben. Sie sah den Mann am Schreibtisch starr an, als er auf sie einsprach.

„Wie konnte das Unglück geschehen? Ist es Gegenstand einer Untersuchung gewesen? Wir wissen alle, daß Hinrichsen ein tüchtiger Fischer war, der die See und sein Fahrzeug kannte. Was soll nun geschehen — wünschen Sie einen Verkauf des Fahrzeuges, eine Lösung vom Vertrag oder eine Übernahme des Vertrages auf den Nachfolger — oder was ist Ihr Wille? Wie denken Sie sich das — kann ich Ihnen behilflich sein?"

Die Frau, die vor ihm saß, sagte nichts, er musterte sie hinter einem verkniffenen Auge, strich sich mit der Hand, seiner alten Gewohnheit nach, über die Unterpartie seines Gesichtes und fragte nebenbei: „Wie alt sind Sie?"

„Achtunddreißig? — das sollte man kaum glauben, ich habe Sie immer noch so im Gedächtnis, wie Sie hier bei uns waren. Verändert haben Sie sich kaum. Was wollen Sie tun?"

Lee erhob sich von ihrem Stuhl, ging auf ein Diagramm, das an der Wand hing zu und sah, was die Kurve des Schollenhandels auf dem Markt zeigte. Dann antwortete

sie kurz, ohne ihn anzusehen: „Den Vertrag halten und weiter fischen. Der Kutter gehört mir."

„Entschuldigen Sie, ich wollte Ihnen behilflich sein — bei Ihrem weiteren Fortkommen."

Er stand von seinem Schreibtisch auf und trat hinter sie. Sie wurde vom einfallenden Licht beleuchtet und stand in ihrem schwarzen Faltenrock, der über ihre schmalen Hüften fiel, wie angenagelt vor dem Diagramm. Über ihre flache Brust spannte sich die Schoßbluse, die das Auf- und Niedergehen der kleinen Brüste, deren spitze Warzen sich in das Tuch bohrten, als wollten sie durch das Gespinst ins Freie treten, genau erkennen ließ.

„Die Zufuhren im letzten Monat haben sich immer noch gesteigert und die Preise angehalten!"

Mit diesen Worten drehte sie sich um und sah in das erregte Gesicht Harrald Johannsens, der hinter sie getreten war. Er strich ihr über das Haar, wie er es früher tat, als sie noch bei ihm war, aber es war doch eine andere Bewegung. Sie spürte ein leises Zucken seiner Hand dabei.

Plötzlich setzte er sich wieder an seinen Schreibtisch und sprach in seiner ruhigen Art: „Sie wollen also den Kutter selbst führen; es dürfte Ihnen bekannt sein, daß es weibliche Fischer, die ein Fahrzeug führen, noch nicht gibt."

Wieder stand er auf, machte ein paar Schritte auf sie zu. Der Frau erblühte ihr Fleck am Halse und blieb bestehen. Sie sah ihm jetzt gerade ins Gesicht, trat einen

Schritt zurück. er folgte ihr, drehte sich dann wieder um und schritt erregt durch sein Zimmer.

„Sie sollen mich nicht mißverstehen, — kann ich Ihnen behilflich sein?"

„Den Kutter will ich nicht selber führen. Besitzer bin ich, führen werden ihn der ehemalige Bestmann und mein Junge, der Klaas. Der Vertrag wird weiter bestehen. Die Zahlungen werden pünktlich wie bisher geleistet, der Bürge bin ich."

Der Mann schritt rastlos im Zimmer auf und ab und hatte die Hände in die Taschen seiner Hosen versenkt. Scheinbar wurde es ihm zu warm, denn er zog sein Jackett aus, warf es über einen Stuhl, trat auf die Frau zu und gab ihr die Hand.

„Es ist Unsinn, Ihnen Glück zu wünschen nach diesem Unglück; wenn Sie mich irgendwie einmal benötigen, kommen Sie ruhig zu mir, mein Haus steht Ihnen immer noch offen, so wie früher."

Lee schien es, als wenn er sie an der Hand zu sich ziehen wollte, aber ganz förmlich neigte er sich plötzlich über ihre Hand.

„Ich danke Ihnen für Ihren Besuch und Ihre Offenheit zu mir, aber meine Zeit ist gemessen, ich habe zu arbeiten . . . ."

Er sah die Frau nicht mehr an, schritt zum Schreibtisch, beugte sich über seine Arbeit und sah nicht hin, als Lee die Tür öffnete. Er überhörte auch ihren Abschied.

Voller Zweifel ging Lee den Hügel hinunter. Was hatte ihr der Mann dort oben gesagt oder getan, was auch

nur irgendwie verletzend für sie sein konnte. Sie begriff nichts und war verwirrt. Die Sprache hatte sie überrascht, die er mit ihr geführt, das bewiesene Interesse an ihrem Erleben der letzten Zeit hatte sie sonderbar berührt. Was konnte ihn treiben, so starken Anteil an ihrem Leben zu haben? Dann besann sie sich, daß es in früheren Jahren fast ebenso war, daß er oft mit ihr gesprochen hatte, ohne etwas Besonderes von ihr zu verlangen. Sie sagte sich, daß ihre Gedanken in der letzten Zeit zu stark auf ihr Eigenleben gerichtet waren, und daß sie von nun ab sich ein wenig mit ihrer Umwelt beschäftigen müßte. Sie sah an ihrem schwarzen Witwenkleid nieder und fand es häßlich. Woher ihr das aufstieg, darüber wußte sie sich keine Rechenschaft abzulegen, sie fand es einfach häßlich und betrachtete mit offenem Blick die Frauen, denen sie begegnete: was sie für Kleider trugen, den Schnitt und die Farbe derselben. Ihre ganze Kleidung war der Zuschnitt ihres Dorfes, sie trug sogar den Geruch dieses Dorfes mit sich. Und plötzlich kamen ihr die Gedanken, daß, wenn sie das nächste Mal die Zinsen zahlen ging, sie sich anders als das Dorf kleiden wollte.

Die Novemberstürme waren vorüber und das Eis kam. Das Dorf lag tot. Stürme und Eis hatten es zum Erstarren gebracht. Die Menschen lebten von ihren getrockneten Scharben, der Einfuhr des Sommers, und sahen der Zeit entgegen, wo neue Stürme das Dorf zu

neuem Leben erweckten, wo die Kutter neu geteert, gewaschen und gestrichen wieder auf die Reise gehen konnten. In dieser Zeit waren sie sich selbst zu viel. Die Langeweile fraß sie förmlich auf. Die langen Nächte schliefen sie in ihren engen Kammern und an den kurzen Tagen rissen die Gespräche über den freundlichen Nachbarn nicht ab.

Der alte Seefischer Jan war eines Morgens nicht mehr aufgewacht. Der gefrorene Boden neben Hinrichsens Grab wurde aufgehackt und Jan neben Hinrichsen gebettet. Hier lag jetzt der alte Fischer neben dem jungen, der Eingesessene neben dem Butenländer, dem er immer mit Mißtrauen begegnet war, einem Mißtrauen, das er nie abgelegt hatte, solange er am Deich unter den anderen seinen Platz auf der Bank einnahm. Auch an diesem Tage wehten die Fahnen an den Masten und Stangen auf Halbmast.

Lee lebte in ihrem Haus mit Klaas fast zurückgezogen, nur der Bestmann kam täglich. Er schlich am Deich entlang, pendelte zwischen dem Haus vom Hinrichsen und den Wirtschaften im Dorf hin und her und verweilte bei den Wirten zur Grogprobe. Studierte die Karten, die Wetterberichte und die Schiffsnachrichten. Dabei träumte er von seinen großen Reisen.

Wenn er zum Gastwirt Mewes ging, mußte er am Kirchhof vorbei. Dann dachte er an Hinrichsen und an den Gewittersturm, sprach mit sich selbst und strich mit der Hand über den Kopf.

Lee verfolgte die Fänge der Dampfer, die spärlich ein-

trafen. Es waren ausschließlich Kabeljau und Schellfisch, gar keine Schollen darunter. Diese Berichte sammelte sie und legte sie sorgsam übereinandergestapelt in eine Truhe.

Eines Tages ging sie zu Johannsen. Das war, als das Eis am Deich brach und die Sonne höher kam. Vorher sprach sie noch mit Klaas über die neuen Reisen. Sie hatte eine Rechnung aufgemacht und das Resultat war nicht sehr günstig. Wenn sie alles zusammenrechnete, alle Abgaben und das Leben des Winters, dann blieb nichts, trotz der guten Fänge des letzten Jahres. Denn auch die letzten Reisen ohne Hinrichsen, unter Jan und Klaas, hatte der Kutter nicht weniger eingebracht. Bei den anderen Fischern war das nicht besser. Sie hatten alle nichts. Während des Winters waren zwei Kutter abgewrackt und nur ein neuer auf der Werft aufgelegt, der in einigen Tagen vom Stapel gehen sollte. Der Fischer hatte ihn mit Reichsgeldern gebaut. Achtundsechzigtausend Mark hatte der Bau verschlungen. Die Summe mußte in zehn Jahren samt den Zinsen getilgt sein.

Dieser Bau war der Gesprächsstoff im Dorf. Alle Leute zerbrachen sich die Köpfe darüber, wie der Besitzer die Abgaben aufbringen würde, über die sich das Dorf sonderbar genau unterrichtet zeigte. In den Dielen der Fischerwohnungen, auf dem Deich, in den Wirtshäusern — überall wurden immer dieselben Zahlen wiederholt. Und zuletzt kamen sie alle immer wieder zu der gleichen Feststellung: fast siebenhundert Mark sollte der Be-

sitzer in jedem Monat abtragen. Die Fischer schüttelten mit dem Kopf: „Wenn datt man god geiht ....!" Sie wußten, siebenhundert Mark sind keine Kleinigkeit, sind eine drückende Last.

Auch Lee beschäftigte sich mit dem Tagesgespräch. Die jahrelange Beschäftigung mit Zahlen und Berechnungen war ihr schon in Fleisch und Blut übergegangen. Sie sah darum die Dinge auch schon schärfer. Lee war dabei, den Erscheinungen auf den Grund zu gehen. Noch war ihr vieles fremd und unklar. Zusammenhänge sah sie noch nicht. Nur Tatsachen sprangen ihr in die Augen. Ihrem Wirklichkeitssinn blieben sie nicht lange verborgen.

„Ja", sagte Lee zum Klaas und spann den Faden ihrer Gedanken laut weiter, „ja, mein Vater hatte seinen Kutter noch ganz aus eigenen Mitteln gebaut. Damals gab es fast dreihundert Fahrzeuge im Dorf, heute sind es nur noch neunundsiebzig. Ein Ewer kostete wohl zwölftausend Mark — und doch waren die Fischer fast alle schuldenfrei. Ihnen gehörten die Kutter. Und heute haben sie Schulden. Die Schulden fressen uns auf. Die Schiffe gehören uns eigentlich gar nicht, sondern dem Staat — oder Harrald Johannsen. Wir sind nur noch die Mieter ...."

Harrald Johannsen! Dieser Name hatte sie plötzlich an ihre eigene Schuldenlast erinnert und daran, daß sie über den Strom fahren wollte, um Abtrag und Zinsen zu bezahlen. Sie machte sich sofort auf den Weg.

Diesmal wurde sie nicht empfangen. „Herr Johann-

sen", meinte das Mädchen im Parterre des Hauses, „läßt Sie bitten, doch morgen wieder zu kommen, wenn möglich, gegen Abend, er hat jetzt wichtige Besprechungen, die er nicht abbrechen kann."

Lee wollte eine Zinsüberweisung vornehmen, aber das Mädchen schüttelte den Kopf:

„Nein, Herr Johannsen meint, es hätte Zeit bis morgen", dabei senkte sie mit einer eigenen Gebärde den Kopf und sah Lee durchdringend an. Ein sonderbares Gefühl überkam Lee.

„Sind Sie schon lange hier im Hause?"

Das fragte sie in Erinnerung an ihre eigene Zeit.

Sie sprachen über verschiedene Dinge hin und her, bis Lee unvermittelt die Frage stellte, — was Herr Johannsen jetzt täte.

Das Mädchen lächelte eigentümlich, so, als wenn sie die Frau, die mit dieser Frage kam, belustige, dann sagte sie kurz:

„Vielfacher Aktionär, Aufsichtsrat, Direktor einer G. m. b. H. und was weiß ich . . ."

Lee horchte auf, da riß ein schrilles Geläut die beiden aus ihrem Gespräch. Das Mädchen schloß eilig die Tür vor Lee und folgte dem Ruf der Glocke.

Im Zimmer Harrald Johannsens saßen fünf Herren in einem erregten Gespräch beisammen. Johannsen hatte das Wort ergriffen.

„ . . . natürlich, die Entwicklung des Marktes ist auch für das neue Jahr vielversprechend. Die Kapitalsanlage im letzten Jahr war lohnend, der Reingewinn war gegen-

über dem Vorjahr um vierzehn Prozent übersteigert. Diese Aussicht bleibt bei einer weiteren Anlage erneuten Kapitals bestehen."

Jemand widersprach diesen Ausführungen Johannsens.

„Sie dürfen die Konkurrenz nicht vergessen!", schaltete einer der Herren ein.

„Kurzsichtigkeit, Kurzsichtigkeit, meine Herren — die Konkurrenz wird überwunden werden; ich schlage ernstlich eine Fusion der Gesellschaften vor."

„Wie meinen Sie das, Johannsen?"

„Ganz einfach: die Gesellschaften an der Elbe müssen zusammengeschlossen werden. Bei dem jetzigen Bestand des Fischerei-Schiffsparks an der Elbe würde das bedeuten, daß zwei Drittel der gesamten Fangflottille des Reiches in unseren Händen sind — gegen ein Drittel der Flottille an der Weser."

„Und der Marktausgleich?"

„Wird ermöglicht durch den Zusammenschluß oder durch Verträge der einzelnen Fischerei-G. m. b. H. an den Auktionsorten."

„Der Absatz, Johannsen?"

„Durch Propagierung des Fischkonsums unter der Bevölkerung im ganzen Reiche. Eine großzügige Propaganda für den Fisch als Volksnahrungsmittel . . . Meine Herren, wir machen den Markt lebendig und steigern den Konsum — und steigern damit die Gewinnquote."

„Die Stärke der Mannschaft auf den Schiffen?"

„Sie meinen die Stärke der Leute in ihren Forderungen an Heuer und Prozenten?"

„Wozu sind denn die Gesetzgeber da?! Und außerdem", Johannsen fiel wieder ganz in seinen kalten geschäftlichen Ton: „außerdem sind ja auch noch die Arbeitnehmer-Organisationen da." Eine lässige Handbewegung begleitete die letzten Worte — wie wenn es ein Nichts bedeuten sollte.

„Noch eine andere Tatsache, meine Herren, an der wir nicht vorübergehen sollten — der Markt von Aberdeen, auf den wir angewiesen sind, wird gleichzeitig durch Abmachungen mit unseren englischen Kontrahenten gesichert. Die Konkurrenz durch Unterbietung der Fänge wird durch die Verteilung der Fänge nach einem Schlüsselsystem ausgeschaltet."

Dann herrschte Stille im Raum. Man hörte nur das Saugen an den schweren Zigarren. Johannsen bedeutete dem jetzt eintretenden Mädchen, Kaffee zu bringen. Jeder dachte über die sie bewegenden Dinge nach, bis Johannsen aus seiner Ruhe heraus einen neuen Satz in das Zimmer warf.

„Überproduktion kommt nicht in Frage; was nicht als Frischfisch auf die Märkte geht, fließt der Konserven-Industrie in Cuxhaven zu. Auch hier wird eine Regelung des Absatzes getroffen."

„Der Hering? — der geht uns wenig an, den überlassen wir vorläufig den Leuten am Dollart — das Geschäft soll Emden machen. Unser Hauptaugenmerk muß bei den Hallen sein. Sie wissen, daß das Projekt der Ver-

legung und Erweiterung der Auktionshallen spruchreif ist. Das neue Gelände habe ich bereits an Hand und der Abstand des Staates für das alte Gebäude, das er für Verkehrszwecke notwendig gebraucht, wird bei den jetzigen Bodenpreisen um hundert Prozent gegenüber dem Anschaffungswert gesteigert sein. Ein Geschäft für die G. m b. H., wie wir es uns nicht glücklicher wünschen können."

Im Raum schwirrten Zahlen, die sich in die Hirne der fünf einbohrten. Sie knatterten wie Maschinengewehrfeuer, immer in geregelten Abständen erschienen neue Zahlen. Für diese fünf existierten überhaupt nur Zahlen und Verträge, Schecks und Kupons, Gewinne — und nur selten Verluste. Mit den letzteren fanden sie sich ab wie mit etwas Selbstverständlichem, denn die Verluste wurden durch neue, höhere Gewinne gedeckt.

„Im Augenblick stehen Hansa 154, sie haben angezogen", meinte einer der fünf auf die Anfrage eines anderen. „Hamburg-Süd werden mit 190 gehandelt, auch Cuxhaven - Hochsee haben eine Steigerung erfahren, haben aber keine Börse. Deutsche Werft ist gleichbleibend, Hapag-Aktien schwanken zur Zeit etwas."

Das Gespräch, das jetzt geführt wurde, war eine Erholung während des Kaffees. Harrald Johannsen lenkte mit zäher Energie das Gespräch auf die Fischerei zurück.

„Es gibt noch eine weitere Sparte, meine Herren, jedoch sie interessiert uns wohl weniger, aber man soll ihr Beachtung schenken, für uns ist das Interesse nur

als Marktleute vorhanden, — ich meine die Hochseefischerei auf Schollen mit Motorkuttern."

„Daran hat der Staat ein Interesse. Haben Sie nicht auch Gelder in einzelnen Kuttern investiert, Johannsen?"

„Soweit die Fischer zu mir kamen, habe ich diesen Leuten, natürlich gegen Sicherheit, geholfen. Es ist eine zurückgehende Kategorie von kleinen Leuten. Wie lange das Geschäft überhaupt noch geht, kann man nicht voraussehen, der Motor hält diese Leute vorläufig noch ein wenig am Leben!", damit brach er das Gespräch schon wieder ab, denn seine großen Interessen lagen auf einem anderen Gebiet. Beiläufig meinte er im Aufstehen: „Die Fanggebiete werden wissenschaftlich kontrolliert — das geschieht von Staats wegen — insbesondere wird der Wandererscheinung der Scholle Aufmerksamkeit gewidmet. Der Staat muß das im Interesse seiner nationalen Industrie unbedingt tun. Die Forschungskosten müssen vom Staat getragen werden, denn es ist eine Unmöglichkeit, daß wir, ich meine Industrie und Handel, alle Lasten tragen." Mit diesen Worten begleitete er seine Gäste zur Tür.

Unter den Frauen des Dorfes wurde Lee mit ihrem Mädchennamen geführt. Man sprach von der Frau des Fischers Hinrichsen, oder nannte sie kurz, wie sie vor ihrer Hochzeit hieß — Lee Tews. Sie war im Gespräch der Leute des Dorfes. Ihre Kraft, mit der sie das Ge-

schäft des Mannes weiterführte, verübelte man ihr. Eine sonderbare Frau, meinten die Fischer.

„Ob sie sich ihren Bestmann heiratet?"

Das war gewissermaßen das Preisrätsel des Dorfes, dessen Lösung jeder in diesem Sinne erwartete. Weder Lee dachte daran, noch Jan, der Bestmann. Der war ein eigentümlicher Kauz. Er verbrachte seine freie Zeit mit Netzestricken und Grogrezepten, die er mit Ausdauer in den Wirtschaften ausprobierte. Wenn es hoch kam, dann schloß er sich einem Zug von Jungmannen an, denen erzählte er von seiner Zeit auf großer Fahrt. Manchmal prahlte er dabei ein wenig, aber ihm nahm das niemand krumm, denn Jan hatte eine ihm eigentümliche interessante Art, Geschichten zu erzählen.

Den Kutter hatte er mit Klaas instand gesetzt. Jetzt lag der frisch geteert und gestrichen an der Brücke neben den anderen Fahrzeugen. Gewissenhaft ging Jan mit ihm um, so, als wenn es sein Eigentum wäre. Klaas war für ihn weniger der Fischer und Besitzer des Kutters, als vielmehr der Junge seines Freundes Hinrichsen.

Eines Abends saß er mit anderen Seefischern des Dorfes beim Grog.

„Willst nicht mit mir fahren, Jan?", fragte ihn der Besitzer des neuen Ewers.

„Nee, lot man, ick blief op ‚Lee H. F. 13'."

„Warum, Jan!, der ist alt, der meine ist neu!"

„Nee, ick bün ok old dorop worn!"

„Willst du dich mit dem Kutter verheiraten?"

Jan wurde borstig und gab eine derbe Antwort zurück.

„Schiet di ut mit dien niegen Ewer! Giff mi noch een Grog!", er schob sein Glas dem Wirt hin.

„Een beten nördlicher kann de ok sien", brabbelte er den Wirt an, als der das Glas entgegennahm.

„Der ist schon nördlich, Jan!"

„Ach een Schiet ist der. Hinrichsen hett di datt Rezept gewen, mok em so!"

Die Widerrede des Wirtes ließ er nicht gelten, er nahm seine Mütze, schob sie sich auf seinen Kopf, als wenn er ein Segel nach Backbord braßte und wollte vom Tisch aufstehen.

„Wenn du mi keen nördlichen Grog gewen kannst, dann lot datt, dann goh ick dor hen, wo ick den krieg!"

Der Wirt setzte ihm die Rumbuddel auf den Tisch und brachte das Glas mit dem heißen Wasser. Jan tat den Zucker hinein, zerstieß mit dem Glasstöpsel den Zucker, trank einen Schluck des heißen Zuckerwassers und spuckte das in die Stube, — dann goß er den Rum aus der Flasche hinzu.

„So, datt is een nördlichen Grog, un nu lot mi mit dien Schietewer tofreden", redete er den Fischer an, „fang man Schulln, datt em ok betohlen kannst, wi hebbt noch immer genog an de Hallen brocht. Seuk di een annern Bestmann, aber kumm nich bi mi! Watt schall de Lee Tews moken, schall de sick een annern Bestmann nehmen?"

Er nahm seine Shagpfeife aus dem Mund, klopfte an seinem Absatz die Asche aus und stopfte sie sich aus seinem Tabaksbeutel voll. Das tat er mit einer Sorgfalt,

als wenn sein Leben von der richtigen Füllung des Pfeifenkopfes abhing. Tief atmete er den Rauch ein und stieß ihn in grauen Wolken von sich. Er hüllte sich in den Rauch, als wollte er sich von den anderen Menschen, die um ihn saßen, absondern.

Klaas kam in die Gaststube; er suchte Jan, denn seine Mutter wollte mit ihnen sprechen. Als er ihn und die anderen Fischer begrüßte, meinte Jan in seiner holzigen Art: „De wull mi op sien niegen Ewer hebben, he schall man sehn, datt he man nich noch bi uns mol als Bestmann fohren wull."

Klaas wußte nicht, worum es ging und sah die Leute an. Der letzte Ausspruch des Jan hatte alle im Raum schweigsam gemacht.

„Drink du man ok een Grog, denn du büst Fischersmann von ‚Lee H. F. 13'. Du kannst den ok verdregen!"

Klaas setzte sich neben Jan und sie sprachen im Flüsterton miteinander. Sie tranken ihr Glas leer und beim Hinausgehen grüßte Jan niemanden, nur dem Seefischer vom neuen Fahrzeug rief er zu: „Denk man an mi, wenn nich mehr betohln kannst."

„Na, du bezahlst nicht für mich!"

„Nee — ober wi könt datt!" und er schlug sich auf seine Hosentasche, daß es klatschte, damit ging er hinaus.

„Dieser Jan ist ein Schwein", meinte der Fischer, als beide hinaus waren. „Und ein Trottel dazu", erklärte ein anderer.

„Wahrscheinlich denkt er doch daran, der Besitzer von ‚Lee H. F. 13' auf eine kalte Art zu werden", dann tranken sie ihren Grog.

Als Klaas und Jan in Hinrichsens Haus traten, drohte Lee mit der Hand Jan entgegen und lachte dabei.

„Jan, du hast deine Grogzeit wie der Fisch seine Laichzeit, nur bei dir kommt sie öfter!"

„Datt mutt sien, Lee Tews, datt is eene Notwendigkeit des Fischerberufes!"

„Eine andere Sache, Jan! Dieses Jahr tragen wir die letzten Raten ab, jetzt wird es leichter gehn. Bei gutem Fang sind wir bis zum Sommer mit dem Kram zu Ende. Wann wollt ihr hinausgehen? Morgen will ich Zinsen zum Johannsen tragen."

„Brukst Geld?", fragte Jan zurück.

Lee sah ihn bei seiner Frage an, denn die kam ihr unerwartet.

„Nein, Jan! Wie kommst du darauf?"

„Ick meen man, wenn du watt brukst, ick heff watt!"

„Wi könt in de nächsten Doog op de Reis gohn", meinte Jan dann unvermutet, „de Krom is all in Ordnung, ick war man noch to Gesine gohn, — datt is man wegen mien Tüch." Mit diesen Worten ging er aus der Stube, bei der Tür kehrte er noch einmal um.

„Also wi goht op de Reis!", rief er zurück, spuckte sich in die Hände und rieb sie gegeneinander, dann ging er zur Gesine, „von wegen seinem Zeug", wie er sich ausdrückte.

Johannsen blickte auf die Uhr. Es ging dem Abend zu. Er dachte daran, daß er die Frau des Fischers Hinrichsen

zu sich bestellt hatte. Für sich rechnete er, wie lange sie noch an ihn zu zahlen hatte. Trotz der hundert Dinge, an die er zu denken hatte, vergaß er nichts, am liebsten regelte er alle Sachen selbst, nur das Geringfügige gab er zur Bearbeitung an die einzelnen Büros weiter, aber immer behielt er die Fäden in der Hand. Eine bestimmte Methode der Bearbeitung seiner Sachen hatte er sich zu eigen gemacht, damit er nie den Überblick verlor.

In dieser Minute dachte er aber mehr an die Frau. Er wunderte sich selbst darüber. Im Grunde waren ihm Frauen nebensächlich und er beschäftigte sich mit ihnen, wie mit einer Unvermeidlichkeit des Lebens, die er hinnahm und die ihn selten tiefer berührte. Die Frau hatte er hinter sich, wenn die Begegnung mit ihr ihr Ende erreicht hatte, dann dachte er an nichts mehr, er löschte einfach die Erinnerung aus; so wie eine abgeschlossene Buchseite erledigte er auch das.

Eine bestimmte Unruhe ergriff ihn, wenn er Lee Tews in ihrer Schlankheit und mit dem blonden Haar vor sich sah. Er erinnerte sich, daß er sich in der Zeit, als sie in seinem Hause lebte, nur selten um sie gekümmert hatte. An ihrer einfachen Schönheit war er vorübergegangen, — möglich, daß er damals die Raffinesse der Frau seiner Kreise an ihr vermißte. Jetzt suchte er ihre Einfachheit, ihren schlanken Körper mit den schmalen Hüften.

Aus seinem Grübeln wurde er aufgeschreckt, als ihm Lee Tews gemeldet wurde. Er ließ sie in sein Zimmer

treten und begrüßte sie mit einem Lachen und einer Entschuldigung; daß er sich vor dieser Frau entschuldigte, darüber empörte er sich innerlich, aber er lachte. Lee setzte sich, ohne seine Aufforderung dazu abzuwarten.

Wie er sie ansah, bewegten sich seine Gedanken im Kreis und er rekapitulierte: schlank, blond, — schön? Ja, schön! Alter unbestimmbar; trotzdem er nach dem Alter gefragt hatte und es kannte, dachte er wieder: Alter unbestimmbar. Beim kreisenden Suchen hielten seine Augen an einem Pol. Das war die Brust. Wie am Tage der letzten Begegnung bezwang ihn diese unscheinbare Brust, deren Warzen in das Gewebe des Kleides stießen. Nichts belebte die Stille im Zimmer; er wollte aufstehen und zu Lee treten. Einen Gedanken hatte er, der ließ ihn nicht los — „die Frau, die Frau" —, das wiederholte er mechanisch, da riß ihn der Schrei der Glocke des Telefons in die Wirklichkeit zurück. Seine Hand bewegte sich unschlüssig dem Hörer zu. Nehmen — nicht nehmen — nehmen — drängte es in seinem Hirn. Gewohnheitsgemäß faßte er nach dem Hörer und meldete sich, dabei war es ihm, als wenn ein anderer seinen Namen sagte, nur nicht er selbst.

„Ja — selbst!", lispelte er in den Hörer, „nein! nicht! — Wiedersehn!"

Damit hatte er das Gespräch beendet. Er dachte daran, daß er der Frau etwas sagen wollte, ergriff ein Schrift-

stück, las darin, dann stand er auf, tat zwei Schritte in das Zimmer hinein, kehrte um, setzte sich wieder.

„Ich bin wohl doch zur unrechten Zeit gekommen?“

Lee fragte das in ihrer freien Art.

„Unrechte Zeit?“, er dachte nach, sah auf die Uhr, draußen dunkelte es bereits.

„Nein, gar nicht zur unrechten Zeit, gar nicht, — bin ein wenig mit Geschäften überhäuft“, mit diesen Worten ging er auf sie zu und begrüßte sie noch einmal, tat, als ob er es vorhin vergessen hatte und sah ihr dabei ins Gesicht.

Ein paar Sommersprossen waren um ihre Augen gezeichnet, sonst hatte sie eine fehlerfreie, gebräunte Haut.

„Dummheit, die kleinen Dingerchen könnte sie sich wegmachen lassen.“ Allerlei Dinge funkten durch seinen Sinn.

Er sah Lee an, der ein Lächeln um den Mund lag.

„Zähne gesund, ein bißchen gelblich, können gereinigt werden.“

So sah er hundert Dinge an ihr und wollte sie abgeändert wissen. Seine rechte Hand bewegte sich nach ihrer Brust hin. Der Zeigefinger stieß vor, da besann er sich, daß er Harrald Johannsen wäre und die andere — die Frau des Fischers Hinrichsen.

Er kommandierte seine Hand abwärts, die gehorchte. Der ganze Mensch stellte sich um, aus einer Karaffe goß er Wasser in ein Glas und trank es in kurzen Zügen.

„Den zwischen uns bestehenden Vertrag wollte ich mit Ihnen besprechen. Was machen Sie jetzt? — Das interessiert mich."

Lee bedeutete ihm, daß sie ihm bereits einmal gesagt hätte, daß der Kutter von ihrem Sohn und dem Bestmann geführt würde und daß sie selbst als Unterzeichnerin des Vertrages diesen einhalten werde.

„Die fälligen Gelder wollte ich bringen, im Sommer wird die letzte Rate gezahlt sein — wenn die Fänge einigermaßen eingehen."

Johannsen lächelte über ihre Geschäftsmäßigkeit.

„Wenn Sie so großen Wert auf Ihren Vertrag legen, soll er natürlich gehalten werden. Ich persönlich hatte ein Interesse daran, Ihnen zu helfen. Es muß für Sie doch immerhin schwierig sein. — Einen Vorschlag wollte ich Ihnen machen!"

Der Mann war wieder aufgestanden. Lee verglich ihn mit Hinrichsen.

„Nein, kleiner ist er, nicht solche breiten Schultern hat er, schönere Hände —", bei diesen Gedanken verweilte sie und sah immer nur die Hände. Johannsen fühlte den Blick, setzte sich, trieb ein Spiel mit seinen Händen, dann stand er wieder auf, trat zu ihr, seine eine Hand fuhr über ihr Haar, es war so, als ob er es kaum berührte. Die Frau krümmte sich ein wenig nach vorn, zog die Schultern ein, denn diese Berührung traf nicht nur ihr Haar, sie fühlte die Hand des Mannes am ganzen Körper. Ihr war es, als wenn sie ohne Kleidung vor ihm stand. Sie faßte nach ihrem Hals, dort war das

Kleid geschlossen, aber sie hielt die Hand flach, wie zum Schutz über die Brust gelegt.

Der Mann wendete sich wieder und nannte sie beim Vornamen, wie in ihrer Jugend, als sie hier im Hause war.

„Frau Lee!", sagte er, „ich hätte Ihnen einen Vorschlag zu machen!"

Die Frau sah ihn an und wieder verglich sie ihn mit Hinrichsen.

„So groß ist er nicht, seine Schultern auch nicht so breit, nur die Hände, die Hände" — sie sagte das in Wiederholung leise vor sich hin.

„Was für einen Vorschlag — Herr Johannsen — der Vertrag bleibt bestehen — der Kutter wird nicht verkauft!", laut sagte sie das.

„Nein, den können Sie weiter führen, Sie sollen hier in mein Haus kommen — ich brauche Hilfe."

Das schien ihr unverständlich, darum meinte sie: „Ich habe ein eigenes Haus!" und sie verglich diesen Raum mit der eigenen Diele.

„Was soll ich hier?"

„Einen besonderen Posten ausfüllen! Beschließerin können Sie hier sein, Ihr Monatsgehalt können Sie selbst bestimmen."

Lee stand auf. „Erst möchte ich meine geschäftlichen Sachen mit Ihnen erledigen!"

Er hörte mit Deutlichkeit, wie sie sich in seine Art zu sprechen einfühlte und trat wieder zu ihr. Größer als die Frau war er nicht, als er jetzt neben ihr stand.

Mit einer Wendung drehte sie sich ab.

„Wenn es notwendig ist, werde ich kommen, vorläufig nicht!"

Damit ging sie hinaus. Er ließ sie gehen. Lee hörte hinter der Tür noch ein kurzes Auflachen, das ihr aus seinem Mund folgte.

— — — — — — — — — —

Der Himmel glich einem schönen Gemälde. Der Mond stand zwischen den Wolken. Er kämpfte mit ihnen um sein Licht, das silbrigweiß war. Manchmal verdeckten es die Wolken, sie zogen wie ein schwärzlicher Schleier darüber hinweg, dann trat er wieder vor und warf dieses silbrigweiße Licht über den Strom und das Land. Schattenhaft lag alles unter dem Licht, nur auf dem Wasser spielte eine glitzernde Bahn und spiegelte darin Licht und Wolken wieder. Weiße Lichter tanzten auf dem Wasser, rote Bakenaugen schrien auf, grüne Lampen leuchteten stetig in der Scheide zwischen der schwärzlichen Luft und dem schwarzen Wasser. Es war die anbrechende Nacht eines kommenden Frühlings, durch die Lee Tews ihrem Dorf zufuhr.

Der Abend lastete auf ihr. Er bedrückte die Frau. Sie sah ihr Haus, den Kutter, ihren Jungen, den Hügel auf dem Friedhof, das Dorf sah sie, die Menschen — bei diesen Menschen verweilte sie, dann sah sie die Hände des Harrald Johannsen und fühlte, wie sie ihren Körper berührten.

Jetzt wollte sie an die Umkehr denken. Auf dem Verdeck

des Dampfers, der sie trug, drehte sie sich dem rückwärtigen Ufer zu. Da lagen im Dunkel der Bäume die Häuser. Lichter blitzten von dort. Sie glaubte das Haus Johannsens zu erkennen, sah ein Licht flammen, es mußte sein Zimmer sein, das Zimmer, das sie soeben hinter sich hatte.

Sirenen riefen über das Wasser. Ihr Laut war dumpf und lang, diese Signale riefen auch sie, sie riefen sie aus ihrem Traum zurück. Vom Dampfer stieg sie an Land und ging ihrem Dorfe zu.

Der Kutter lag draußen auf See, er fischte. Noch einmal wollte sie zu Johannsen gehen, um — „nein" zu sagen. Sie schüttelte den Abend ab, als sie ihr Haus betrat, denn dort stand die Bank mit der verhängten Aufschrift. Das Tuch hatte Lee seit dem Tage, an dem der Bestmann und ihr Junge den Rest von Hinrichsens Körper brachten, nie wieder entfernt. Sie riß es herab. Im gelben Lampenlicht leuchtete golden auf blauem Grund, umrahmt vom braunen Holz, der Spruch.

„Tut Seefahrt not?" fragte sie sich und dachte noch einmal an Harrald Johannsen und sein Haus. Dort nicht, hier bei ihr war die Seefahrt zur Not geworden. Der Kampf mit den Elementen und der Kampf um die Existenz hatten ihr diese Not diktiert.

Kräne drehten sich. Sie hoben Lasten empor und fierten sie nieder. Winden kreischten, sie rollten stählerne Trossen um ihren Leib und ließen sie wieder von sich.

Stimmen schrien, Stimmen der Menschen, sie warnten vor der Last und feuerten sich zu höherer Arbeitsleistung an. Ballen schwenkten über die Laderampen. Baumwolle aus Mittelamerika!

Sie wurde aus dem Leib eines Schiffes gehoben.

Kanonenrohre hingen in eisernen Klammern und versanken in dem Raum eines Schiffes. Ihr Bestimmungsort war ein entfernter Hafen über See.

Zwei Kisten schwebten in einem Stropp. Ihr Inhalt, Gebetbücher für kulturbedürftige Heiden im Sonnenland des erschlossenen Afrika.

Reis kam aus Indien, Guano von fernen Inseln.

Kisten wurden über die Laderampen gerollt, darauf stand: — „Rasierapparate". — Der Bestimmungsort Shanghai. Ein riesiges Ausmaß hatten diese Kisten. — Felle und Hanf kamen aus Rußland. Kohlen gingen nach Italien.

Öl! Öl! Dieses Gut umstrittener Gebiete floß durch Rohre aus Schiffen in eiserne Tanks.

Lasten rollten, Menschen schwitzten, Uniformen spazierten, die Wächter über diese kostbaren Güter hatten die Augen offen, sie suchten Eigentumsschänder. Makler sausten am Kai entlang, sie spürten Ware und Gewinne auf.

Das war der Hafen!

Er sang eine eigene Melodie, es war der Song um das Gold, das der Ware entsprang.

Flüche schallten, Signale flammten, Sirenen brummten, Motore knallten, Hämmer rammten, Autos summten

und trugen Menschen und Lasten durch den Hafen. Der schluckte die Lasten auf und verdaute sie, die Menschen sorgten für seine ordnungsmäßige Verdauung. Die Kette der Arbeit riß hier nicht ab. Dieser Hafen war der gefräßige Bauch des Hinterlandes, es gab kein Produkt, das er nicht verschlang und in seinem Inneren weiterverarbeitete. Dieser Organismus mußte immer gesund erhalten werden. Eine Verstopfung seines Magens bedeutete Krankheit für das ganze Land.

Mit ängstlicher Scheu wachten die Organe der Sicherheit über sein Wohlergehen.

Ein Teil dieses tausendfältigen Hafens war erkrankt. Ein wichtiger Teil — — —

„STREIK IN DER HOCHSEEFISCHEREI!"

Zeitungsjungens brüllten es.

Quer über die Seiten der Zeitungen schrie es in Balkenschrift.

„STREIK IN DER HOCHSEEFISCHEREI!"

Das schrie die Straßen entlang, hallte an den Häusern wider.

„Die Arbeitnehmer auf den Fischdampfern haben die Arbeit eingestellt, sie mustern ab!"

„Ein Schlag gegen unsere Bevölkerung!" Das schrieb eine große Zeitung.

„Mehr denn je ist unsere Bevölkerung auf den Fisch als billiges Volksnahrungsmittel angewiesen, es muß von Staats wegen gegen die streikenden Mannschaften eingeschritten werden!" So stand es in einem anderen Blatt.

Alles schrie in einer anderen Art, alle sahen ihre Interessen gefährdet, die sie hinter der Parole: „Der Fisch muß dem Volke immer erhalten bleiben!“ zu verbergen suchten.

Im Fischereihafen drängten sich die Fischdampfer Leib an Leib. Tot lag ihr Inneres, tot war das Äußere. Sie lagen an den Trossen vertäut und schaukelten sich im Wasser des bewegten Hafenbeckens, dabei rieben sich knarrend ihre Körper, wie faule Seehunde auf einer Sandbank, aneinander. Friedlich hingen die Netze an den Masten, so, als hätte sich nie ein Fisch in ihr tückisches Garn verfangen. Die Schlote waren kalt, ihnen entstieg kein Rauch. Die Stahltrossen, die aufgeschossen an Deck lagen, setzten Rost an und blinkten rötlich. Wie ein schlafendes Heer stählerner Delphine lagen in diesem Teil des Hafens die Schiffe. In den Meeren schwärmte der Fisch, die See rollte unbekümmert um diese Dinge, und auf den Kämmen der Dünung pufften nur die Motore der Schollenfischer, und die Wanderer der Ozeane durchfurchten das Wasser, um von Hafen zu Hafen zu pilgern.
Die Mannschaften der Motorkutter streikten nicht, sie brachten ihre Ware, Schollen von Amrum, von Borkum und von Helgoland. Das war alles.
Hoch türmten sich die leeren Kästen in den Hallen am Pier. Phosphoreszierend glänzten vertrocknete Schuppen an ihrem Holz. Alles atmete Ruhe — Gebäude und In-

ventar. Unruhig waren nur die Wächter, die in Zivil und die in Uniform. Aufgeregt durchliefen die Kommandeure der Gesellschaften die Schuppen, die Hallen und den Hafen. Die Mannschaften lagen an Land, sie warteten auf die Bewilligung ihrer Forderungen und organisierten den Kampf, um, wenn es notwendig wurde, ihm eine breitere Basis zu geben.

Sie harrten in Ruhe aus, sie hatten nichts zu verlieren — ihr ganzes Leben war eine Kette von Verlusten —, aber alles zu gewinnen.

Wenn die Hauptmonate der Fänge waren, dann mußten sie Wochen, ja Monate draußen auf der See liegen. Hoch oben in der Barents-See oder im Weißen Meer. Immer auf zwei Reisen gingen sie nach Aberdeen, dem englischen Fischhafen, und auf eine Reise kamen sie nach Hamburg. Vierundzwanzig Stunden hatten sie Ruhezeit, dann war der Dampfer leer von Fischen, frisches Eis wurde an Bord genommen und neue Tranfässer für die Leber des Fisches, dann ging es wieder hinaus.

Schlaf stand ihnen in dieser Zeit in den Augen, aber sie konnten ihn nicht nehmen. Den Schlaf durften sie sich aufheben, bis zur Zeit der großen Flaute, wenn sich für die Gesellschaften die Ausfahrt nicht lohnte. Jetzt hieß es fischen, fischen. Der Fisch mußte Gewinn bringen, für die Mannschaften brachte er nur erhöhte Arbeit bei kärglichem Lohn.

Ein Familienleben kannten die Seeleute der Fischdampfer während dieser Zeit nicht. Auch das war für

sie ein Artikel, den sie auf Konserven füllen durften, bis die Zeit der Flaute kam. Mit dieser Flaute kam das Familienleben, aber auch der Lohnausfall, denn die Reeder zahlten nur, wenn der Dampfer fuhr; wenn er auflag, hatten sie kein Interesse für das Wohlergehen ihrer Mannschaften. Das Wohlergehen der Mannschaften war gleichfalls ein Artikel, der nur etwas wog, solange Aussicht auf hohe Fänge und hohen Gewinn vorhanden war, dann konnten die Fahrensleute ein Körnchen Salz vom großen Block des Gewinnes erhalten, den sie unter tausend Gefahren aus der See für die schöpften, die die See nur in ihrer Schönheit kannten, nicht in ihrer Gewalt.

Gewalt! — Das war das Wort der Beherrscher der Netze, die die See durchfurchen mußten, damit der goldene Segen ohne Arbeit in ihren Schoß floß.

Die Arbeiter auf den Schiffen der Hochseefischerei waren zur Erkenntnis ihrer Lage gekommen.

Sie hatten ihr — Halt! — gerufen und nun ruhte der Hafen.

Erst ihre Kraft konnte ihn wieder beschwingen, konnte ihn aus der Erstarrung zum Leben erwecken und damit goldene Ernte in die Scheuer fahren..

„Halt! Tedje! Wohin?"

„Zum Schiff!"

„Hier gibt es kein Schiff — hier wird gestreikt! Weißt du das nicht? Die Fischdampfergesellschaften wollen

uns ne' neue Ordnung aufzwingen. Wir husten ihnen was — und haben unsere Gegenforderungen gestellt."

„Oha! datt mokt ji ok? Datt hett lang nog duert, bitt ji juch besinnt hebbt! Ji hebbt woll markt, datt ji keene Minschen mehr sünd, sondern — — —" Er hielt inne; er wollte einen derben Ausdruck gebrauchen, den er aber noch verschluckte, als er in das Gesicht des Streikpostens sah. Dann schwieg er.

Der Streikposten spähte noch einmal umher. Nach kurzem Besinnen meinte er:

„Sind wir allein daran schuld? Wir haben verdammt lange gearbeitet, um das Gros der Mannschaften rumzukriegen. Das is nu mal so: ohne eine geschlossene Organisation war nichts zu machen. Und . . ." der Mann hielt einen Augenblick auf zu sprechen, holte Luft, sah wieder zu den schlafenden Schiffen, und dabei bekamen seine Augen einen harten Glanz „. . . und kannten die Unternehmer nicht die Schwächen unserer eigenen Organisation?"

Wieder hielt der Mann im Sprechen inne, es schien, als wenn es ihm schwer fiele, Weiteres zu sagen, darum schloß er kurz:

„Dir sind ja die Dinge nicht unbekannt. Du weißt doch, um was wir uns mit den Leuten ‚oben' immer rumschlagen. Mit diesen Knechten!"

Der andere blickte den Kollegen verwundert von der Seite an. Also die Fahrensleute der Fischdampfer streikten wirklich. Donner und Doria!

„Tja — und nu streiken wir schon vier Wochen", fuhr

der Posten fort, „die Sache steht nicht schlecht für uns. Wir kriegen den vierten Decksmann wieder, den sie uns vor fünf Jahren genommen haben, weil wir uns nicht stark genug gewehrt haben."

„Sooo?" Dem anderen schien diese Zuversicht komisch vorzukommen.

„Dann müßt ihr euch ja bannig stark fühlen — " und er setzte hinzu: „und eine gute Unterstützung haben."

„Die haben wir!"

Eine Überzeugung sprach aus den Worten des Streikpostens, die so fest klang, daß der Fahrensmann ein wenig verwirrt wurde. Er hörte dem Streikenden jetzt noch einmal so aufmerksam zu. Donnerschlag, der hielt ihm ja jetzt eine lange Rede! Von dem langen Kampf vor fünf Jahren, als ihnen der vierte Decksmann genommen wurde; elf Wochen hatten sie sich heftig gewehrt — dann mußten sie passen. Da waren wohl Gesetze, auf die sie glaubten, sich zur Verteidigung ihrer Rechte stützen zu können. Aber Kuchen — das Unternehmertum bewies ihnen, daß man Gesetze in ihr Gegenteil verkehren kann. Mal so — mal so, gerad' so, wie's paßt.

„Und, siehst du, damals waren die Unternehmer im Vorteil, diesmal sind wir es — denn es ist Fangzeit, der Hering schwärmt und die Zeit für den Schellfisch kommt. Fünf Jahre lang haben drei Mann die Arbeit für vier schaffen müssen. Unsere Knochen haben gekracht", — er bewegte seine Handgelenke, zog den Arm an, daß sich die Muskeln unter dem Stoff des

Ärmels hoben und ihn spannten —, „aber die Dividenden sind gestiegen, nur unsere Löhne sind geblieben. Jetzt husten wir ihnen was und spucken auf ihre ‚Durchrationalisierung des Fischereibetriebes'. Ein gemeiner Trick ist das! Die Fischpreise sollen gesenkt werden, damit die Fische als ‚billiges Volksnahrungsmittel' zum Ausgleich gegen die anziehenden Fleischpreise auf den Markt kommen."

„Seit wann beschäftigst du dich mit wirtschaftlichen Studien?"

„Studien oder nicht!"

Es klang Musik aus der Ferne. Dumpfe Paukenschläge hallten im Rhythmus eines Marschtaktes.

„Das tägliche Leben lehrt uns viel besser die Dinge erkennen, als das Studium großer Bücher!"

Immer näher kam die Musik, härter wurde der Paukenschlag. Der Streikposten sprach weiter.

„Sieh' dir das an!" Er wies mit der Hand nach dem Plakat an einer Säule, das eines der Mittel der Propaganda für den Seefisch, die über das ganze Reich planmäßig geführt wurde, war.

Eßt Fisch, er macht gesund und schlank!

„Hast du etwas davon gehört, daß der Kleinhandelspreis für Seefische heruntergegangen ist?"

Der andere wußte nicht sofort die Antwort auf diese Frage zu finden, er wurde seinem Kollegen gegenüber unsicher.

„Den vierten Mann hat man uns genommen, wir waren

nur noch drei Decksleute auf einem Dampfer, die Fänge waren nicht kleiner, die Reisen nicht länger, unser Verdienst nicht höher — mit Ausnahme der paar Mark Lebergeld — aber die Reeder haben auf jedem Dampfer die Heuer, die Prozente und den Proviant für einen Mann gespart; das machen wir nicht mehr mit. Jetzt gilt ihnen der Kampf, wie er uns damals galt. Den vierten Mann wollen wir an Bord haben. Gegen viertausend Seeleute sind ohne Chance, also ohne Verdienst. O ja, diese Herren Reeder können diesen Zustand gebrauchen; je mehr Arbeitslose, desto größer ist die Aussicht auf billiges Arbeitsmaterial und Streikbrecher gegen uns — wenn wir nicht aufpassen."

Unwillkürlich hielt er in der aufgeregten Rede inne, denn aus der Nähe drangen die Töne der Kapelle scharf herüber, es klang das Lied vom Arbeitsmann. Auf des Streikenden Gesicht lag ein lächelnder Zug, sein Ärger, in den er sich hineingeredet hatte, war verflogen.

„Du fragtest vorhin, wer uns unterstützt, das kann ich dir sagen. Die Kapelle, die dort spielt, sind Arbeiter, Seeleute. — ‚Rote Matrosen" nennen sie sich. Sie sind erwerbslos wie wir und spielen auf öffentlichen Plätzen, sie konzertieren in Arbeiterversammlungen, auf ihren Vergnügungen und sammeln dabei; das Geld fließt uns Streikenden zu. Auch in den Betrieben wird gesammelt. Auf den Werften und in den Landbetrieben — überall. Das haben wir Seefischer noch nicht erlebt. Immer neue Listen werden angefordert und das gezeichnete

Geld geht uns ständig zu. Außerdem hilft uns noch die I A H . . ."

„Watt is datt?" fiel der Seemann ein.

„Die Internationale Arbeiter-Hilfe! Du weißt doch, daß im Jahre . . . im Jahre . . . — ich glaube 1922 —, na, auf jeden Fall — du erinnerst dich doch an die Hungersnot an der Wolga. Damals rief Lenin die Arbeiter der ganzen Welt zur Unterstützung der Hungernden an der Wolga auf. Und dann wurde die Internationale Arbeiter-Hilfe gegründet. Heute hilft sie uns, wie sie schon vielen anderen Arbeitern geholfen hat . . ."

Der Schall der Musik wurde vom Winde immer lauter herangetragen, immer näher, dumpf dröhnte die Pauke zum Takt des Marschschrittes.

„Ick weur Johre op lange Fohrt, un kun datt allens nich weeten. Ober datt mutt ick schon seggen — wenn datt so is, dann brukt ji keene Angst to hebben. Die I A H — de much ick gern kennenleern."

„Dann geh' dort drüben in das Lokal." Der Streikposten lenkte den Blick des Fahrensmannes auf ein Haus hin, vor dem Frauen und Kinder standen. Dort kamen Frauen und gingen wieder. Immer, wenn sie gingen, trugen sie Pakete mit sich, oder schleppten Brote auf ihren Armen hinweg. Ein bewegtes Leben war das, was sich dort abspielte.

„Sieh' dir mal das an — das ist die Lebensmittelverteilungsstelle der ‚Arbeiterhilfe'. — So halten wir durch!"

„Die neueste Abendausgabe!", brüllten die Zeitungsverkäufer.

„Der Streik der Seeleute im Fischereihafen beendet!"

„Was?", sagte der Streikposten, er glaubte, er höre nicht richtig.

„Die neueste Abendausgabe — die Forderung der Seeleute bewilligt, morgen gehen die ersten Fischdampfer in See!"

Das war die Schlagzeile, die die Zeitungsverkäufer brüllten.

Der Streikposten kaufte sich ein Abendblatt, ihm war das unfaßbar, er wußte von Verhandlungen, — aber nichts von der Bewilligung ihrer Forderungen. Er las in der Zeitung:

ABBRUCH DES STREIKS AUF DEN FISCHDAMPFERN!

Sonderbericht B.-S.-Korrespondent.

Wie uns unser B.-S.-Korrespondent soeben mitteilt, haben die Fischdampfergesellschaften beschlossen, die Forderungen der Schiffsbesatzungen zu bewilligen. Morgen sollen die ersten Schiffe bereits Orders erhalten, um an ihre Fangplätze zu dampfen. Die Reedereien haben sich bei ihrem Beschluß vom Interesse der Bevölkerung, für die der Fisch in den letzten Jahren ein nicht zu unterschätzendes, billiges Nahrungsmittel geworden ist, leiten lassen.

(Wir begrüßen diesen Schritt der Reeder und sehen, daß sie ihre eigenen Interessen dem Allgemeinwohl

untergeordnet haben. Das zeugt von einem weitgehenden Verständnis für die wirtschaftlichen Nöte unseres Volkes. Die Redaktion.)

Der Streikposten lachte dröhnend auf, als er den Bericht las.

„. . . . . im Interesse der Bevölkerung", er grölte es über die Straße, daß dort die Menschen auf ihn aufmerksam wurden.

„. . . . dem Allgemeinwohl untergeordnet!", er drehte sich um den Kollegen, hieb mit der Faust durch die Luft.

„. . . . . och! gitt-i-gitt . . . . . watt for eine menschenfreundliche Sorte sind doch diese Sonderberichterstatter", warf der Seemann ein und spritzte den Saft des Kautabaks in den Rinnstein.

„Nein!" . . . das Zeitungsblatt schwenkte der Posten wie toll in der Hand.

„. . . . ., das zeugt von einem weitgehenden Verständnis für die wirtschaftlichen Nöte unseres Volkes . . . .", er lachte, daß er bis zur Stirn rot wurde.

Das Blatt zerfetzte er und warf es in die Gosse.

„Wer hat Verständnis für unsere Not? — der Reeder? Wer ist das Volk? — Wir! Wir!" Seine Faust hämmerte auf seine Brust

„Was haben wir vom Fang — von der Arbeit? — Einhundertfünfunddreißig Mark im Monat und einen halben Prozent! Wieviel Prozente bleiben für den Reeder? — Wieviel Dividende? — Wieviel wachsendes Kapital?"

„Wer fährt im Sturm auf der brüllenden See und läßt sein Leben — um Gold zu scheffeln — Gold für andere? Wir! Wir! — Und wer erntet mühelos? — der Aktionär!"

Er stürmte die Straße abwärts.

„Wo willst du hin!", riefen ihm die Kollegen nach, als sie ihn rennen sahen.

„Man zum Internationalen Seemannsklub. Unser Freund Walter soll uns sagen, ob das mit der Bewilligung stimmt. .... Da liegt die Zeitung!"

Er zeigte auf die Gosse.

Etwas Unbestimmtes war in Lee. Sie wußte nicht was, nur wenn sie an die Hände Harrald Johannsens dachte, dann kam dieses unbestimmte Etwas, das sie verwirrte, wieder. In ihr brach ein Teil ihres Ich zusammen. Die Stetigkeit, mit der sie bisher sich wie auch Hinrichsen angetrieben hatte, war vorüber. Ruhelos war sie, unschlüssig in ihrem Tun, sie wußte nichts mit ihrem Selbst anzufangen, träumend ging sie einher.

Einen kurzen, geschäftsmäßigen Brief von Johannsen hatte sie empfangen. Dieser Brief erregte sie, ihr brannten die Buchstaben vom Papier entgegen, wenn sie ihn aus der Truhe holte, in der sie alle ihre Papiere aufhob. Ob sie wollte oder nicht, sie mußte zu Johannsen, denn der Vertrag bestand. Sie überlegte und rechnete, stellte wieder ihre Zahlenkolonnen auf und kam zu dem Ergebnis, daß, wenn alles so wie bisher ging, der Vertrag in ein paar Monaten erfüllt war, noch ehe der Kutter wieder auflegen mußte. Der Abtrag war dann erledigt. Die Schuld, die sie früher nie fühlte, war ihr jetzt zur Last geworden.

Ein erster Maiabend war es, als sie hinüber zum Haus am Hügel fuhr. Der Tag war grau und nicht sonnig gewesen. Lee fror ein wenig. Seltsam verändert kam ihr

BIBLIOTHEK der
RATHAUSWACHE
WIEN I. NEUES RATHAUS

die Umwelt vor, ihr schien, als habe sich das Bild des Stromes gewandelt.

Wenn sie sonst den breiten Fluß kreuzte, freute sie sich über das lebendige Bild der Segel und des Rauches, ganz gleich, ob das Wasser gelb oder schwärzlich war. Jetzt nicht, denn sie mußte an Hinrichsen denken . . .

„Frau Lee!" Mit diesen Worten begrüßte Harrald Johannsen sie.

Mehr sagte er nicht, sondern schob einen Stuhl herbei, drückte die Frau in das weiche Polster nieder, — setzte sich ihr gegenüber in einen anderen Stuhl und sah sie an. Eine Zeit saßen sie wortlos, er betrachtete nur ihren schlanken Körper. Diese Schlankheit fesselte ihn. Und Lee wurde wieder verwirrt beim Anblick seiner Hände, — dieser Hände, die so langsame, aber sprechende Bewegungen ausführten.

„Haben Sie sich mein Angebot, in mein Haus zu kommen, überlegt?"

Lee beantwortete diese Frage nicht — und er blieb still, beobachtete fortgesetzt die Frau, deren Gedanken sich auf ihrem Gesicht widerspiegelten. Sie versuchte den Mann vor ihr ruhig anzusehen, aber immer wieder wanderten ihre Augen von seinem Gesicht zu den Händen zurück. Ein Wunsch brannte in ihr: „Wenn mich diese Hände jetzt berühren würden!"

„Was würde ich tun?", fragte sie sich, und wollte aufstehen, um das Zimmer zu verlassen, aber sie blieb still sitzen.

Der Mann erhob sich und ging zu einem Schrank an der

Wand. Er mußte dabei das Zimmer durchqueren. Lee glaubte, er trete auf sie zu, und sie saß, als sei eine Lähmung über sie gekommen. Den Schlag ihres Blutes fühlte sie am Hals. Dort hämmerte es in ihrer Ader, es zuckte springend auf.

Der Mann entnahm dem Schrank ein Aktenstück, setzte sich wieder und öffnete den Deckel, dann blätterte er darin herum.

„Hier Frau Lee — der Vertrag!" Er reichte ihn der Frau.

„Sie kommen zu mir — er soll erledigt werden!"

„Nein!", meinte sie kurz, „dieser Vertrag ist ein Vertrag, den wir auf gegenseitiges Vertrauen geschlossen haben. Sie sagten das selbst, als er unterschrieben wurde."

„Aber der eine Kontrahent ist tot!"

„Der andere lebt und hält ihn, oder wollen Sie ihn zu ihrer eigenen Sicherheit umändern? — Bin ich nicht sicher genug?"

„Sonderbare Frau!" Er stand auf, trat zu ihr und strich mit seiner Hand über ihr Haar.

„Sie nehmen mein Angebot an?"

„Was?", fragte sie ihn, stand vom Stuhl auf und sah starr in seine Augen.

Dann spürte sie, daß sie den Mann küßte.

Der sah sie an und war von der Plötzlichkeit dieser Handlung überrascht.

„Den Vertrag nehme ich nicht zurück, Harrald Johannsen!"

„Und Sie kommen in mein Haus?"
„Ich habe ein eigenes Haus!"
Sie standen wie am Anfang ihrer langen Verhandlungen. Die Frau holte aus ihrer Tasche die fällige Summe des Geldes und legte sie auf den Tisch nieder.
„Warten Sie!" Er ging hinaus.
Lee wurde in ihrem Denken wieder klar und überlegte, was sie tun sollte. Entfernt kam ihr Hinrichsens Bild. Das löschte sie mit einer streichenden Handbewegung über die Augen aus, denn Johannsen kam ins Zimmer zurück und trat auf sie zu.
„Was soll werden, Frau Lee?" Er fragte das kurz und schob seinen Arm unter den ihren, dabei setzte er sich auf die Lehne des Sessels. So von oben her betrachtete er sie genau. Diese Frau war ihm eine Merkwürdigkeit. Groß, zart, — wie sie sich diese Zartheit in ihrem Leben neben dem Fischer Hinrichsen erhalten hatte, war ihm etwas Rätselhaftes. Dabei war sie voller Energie.
Jetzt ging in Harrald Johannsen etwas Sonderbares vor sich. Er nahm das Geld, legte es in ein Stahlfach seines Schrankes, machte ein paar Eintragungen in ein Buch, kam zurück, erfaßte die Frau um die Knie und um die Brust, hob sie aus dem Sessel, so, daß er sie auf seinen Armen quer vor sich liegen hatte, und wollte sie aus dem Zimmer tragen.
Die Frau legte ihren linken Arm um seinen Hals, zog seinen Kopf zu sich nieder und sah ihm groß in die Augen. An der Tür sprang sie aus seinen Armen und stieß ihn in das Zimmer zurück. Beide kämpften, die

Tür zum Zimmer stand offen, er sprang in dem Augenblick, als sich die Frau von ihm befreit hatte, dorthin, um sie zu schließen. Ihr kam der gleiche Gedanke, auch sie sprang zur Tür. Ihre Körper flogen im Sprung gegeneinander, gegen die Tür, die mit einem Knall zuflog. Der Knall brachte beide für einen Augenblick zur Besinnung. Wie Feinde standen sie sich gegenüber, die Augen hatten sie ineinandergebohrt. Die lichterten in der Dämmerung des Raumes. Jeder suchte die Schwäche des anderen. Lautlos, mit vorgestrecktem Kopf, wie auf der Lauer liegende Tiere, die gegenseitig die Bewegungen des anderen beobachten, um sich dann aufeinander zu stürzen, standen sie.

Langsam zog Johannsen seinen Kopf zurück und hielt der Frau die Hände hin. Sie sah die Hände, nur diese Hände, wie sie sich langsam zu ihrem Körper vorwärts tasteten. Von einem sonderbaren Drang getrieben, ergriff sie die Hände Johannsens und biß hinein.

Der Mann schrie auf, sie hielt die Hände eisern fest, drängte ihren Leib an den seinen, sie flüsterte etwas, sinnlose Worte, er verstand sie kaum. Ihr Leib schob den Mann zurück, sie bog sich, daß ihr Kopf rückwärts fiel, dabei richtete sie die Augen so starr aufwärts, daß er nur noch das Weiße in ihren Augen sah, — wie in einer plötzlichen Schwäche entließen ihre Hände den Mann.

„Lee!" Das war alles, was er sagte. Sie deckte eine Hand über die Brust, die durch ihre Bluse schimmerte, die beim Kampf zerrissen worden war. Schweigen

herrschte. Nach einer Weile nahm Johannsen Lee bei der Hand, er ging ein wenig von ihr entfernt, zog sie wieder in den weichen Stuhl und setzte sich neben sie. Er betrachtete seine Hand und dabei zeigte sein Gesicht ein schwaches Lächeln.

„Was sollte das?" Er deutete auf die gezeichnete Hand. Sie küßte den Fleck. Deutlich sah sie den Abdruck ihrer Zähne im Fleisch und nahm seine Hand an ihr Gesicht und liebkoste sie.

„Ich glaube — ich wollte die Hand vernichten, weil ich sie — fürchtete!"

Ihre Augen wurden groß, sie lichterten wieder. Johannsen zog ein wenig den Kopf zurück, als fürchtete er sich vor neuen Angriffen. Die Augen Lees wurden seltsam. „Ob sie irre wird?" — Das fragte er sich.

Der Mann bog sich noch mehr zurück, aber die Augen der Frau wurden größer und starrten in Johannsens Gesicht.

Plötzlich schnellte sie auf, öffnete ihre Arme und warf sich über den Mann.

Der wehrte sich, aber sie umschloß ihn eisern. Wieder ging der Kampf. Sie drückte den Mann nieder.

Sie sprach Worte zu ihm, die er nicht verstehen konnte, denn sie hatte seinen Kopf so fest an ihre Brust gedrückt, daß ihm das Atmen schwer wurde.

Mit einem brutalen Griff machte er sich frei und stieß die Frau zurück ins Zimmer. Da schlug sie nach ihm. Er packte ihre Hände und hielt sie nieder. Sie wurde ruhig und sprach zu ihm.

„Hier im Hause bleibe ich nicht und der Vertrag wird erfüllt!"

„Was soll werden?"

Sie sah ihn mit einem stechenden Blick an, dann wandte sie sich von ihm ab und versuchte ihre Blöße zu bedecken. Er riß die Decke von einem Tisch, der sich im Zimmer befand und brachte sie ihr. Gläser, die darauf standen, klirrten auf der Erde, die Splitter knirschten unter seinen Sohlen. Darauf achtete er nicht.

„Hier!" Um ihre Schultern legte er die Decke, dann setzten sie sich nieder.

Sie saßen ruhig, aber in Lee sprangen die Gedanken wie im Wirbel. Unvermittelt fragte sie: — „Und was ist mit dem Streik?"

Johannsen war auf eine solche Frage nicht gefaßt, ihn bewegten in diesem Augenblick andere Gedanken.

„Was ist mit dem Streik?" Hartnäckig wiederholte sie die Frage.

„Er ist zu Ende! — morgen bekommen die ersten Dampfer Order zur Ausfahrt!"

„Werden die Preise bleiben?"

Sonderbar, was diese Frau für Fragen stellte. Da kämpfte sie mit ihm, war Weib und fragte im gleichen Augenblick kaufmännisch kühl nach Fischpreisen und sonstigen Dingen, die seines Erachtens nur Männer interessieren konnten. Diese Frau wollte er ergründen.

Die Zeit schritt. Eine Uhr schlug. Zwölf Schläge. Sie sahen sich an, dann sprach der Mann, er fand das ‚Du'.

„Du mußt bleiben, Lee! — in dein Dorf kannst du nicht zurück."

Sie gab keine Antwort, sah ihn nur ruhig an. Dann stand sie auf, um zu gehen, sie drehte sich zu ihm hin.

„Dein Zimmer! — Wo?"

„Dort!", er winkte mit dem Kopf seitwärts zu einer Tür, die ein Vorhang überdeckte.

Es überfiel sie eine seltsame Mattigkeit, sie ging zum Stuhl zurück, und setzte sich wieder.

„Laß mich hier sitzen und ruhen, morgen mit dem ersten Schiff fahre ich in mein Dorf!"

„Mit meiner Barkasse fahre ich dich hin!"

Sie sprang auf. „Kennst du das Dorf?" Voller Haß sah sie ihn mit ihren seltsam großen Augen an.

„Nein!"

„Die Menschen dort?"

„Nein!"

Da sprach sie von ihrem Dorf. Das lebte vor ihm auf. Es blühten die Gärten, die Vögel sangen. Die bunten Häuser und die verfallenen Hütten zeichnete sie. Frischen Erdgeruch atmeten ihre Worte. Gelber Neid der Menschen schrie aus ihrem Mund. Fischer humpelten über den Deich, von der Gicht geschlagene Gestalten. Nach süßem Wasser roch es und nach getrockneten Fischen. Die Glocken der Dorfkirche klangen blechern über das Wasser und die Inschriften der Grabsteine des Friedhofes bekamen Leben. Verblühter Wohlstand und halbe Armut marschierten vorüber. Die spitzen Zungen der Frauen hörte er. Harrald Johannsen sah das Dorf

aus den Worten Lees vor sich aufsteigen und sah die Frau an. An ihrem Hals erblühte der Fleck, — da nahm er sie auf seine Arme und trug sie in sein Zimmer.

Dort stellte er sie wieder auf ihre Füße — vor seinem Bett. Das war breit. Seide lag darüber. Rote Seide, die leuchtete aus dem Halbdämmer auf. Er riß sie zurück, darunter war alles weiß und roch frisch. Sie sah das Schöne und ihre Finger tasteten über das feine Gewebe, so fein, wie sie es nie gekannt. Ihre Hand fuhr nach dem Tuch, das um ihre Schultern lag, sie nahm es und knüllte es zusammen.

Da bemerkte sie den Mann, der neben ihr stand und sie beobachtete. Sie stieß ihn zurück und warf ihm das Tuch ins Gesicht.

„Lee!" Er trat auf sie zu und seine Hand fuhr über ihr Haar. Unter dem Streicheln dieser Hand legte sie langsam ihre Kleider ab. Stück für Stück. Er musterte diese Kleidung, die ihren Körper bedeckte. Zuletzt stand sie im grobleinenen Hemd. Ein schmaler Bandstreifen hielt es über der Schulter fest. Der Mann hob seine Hand, riß das Band von der Schulter, daß ihr das Hemd über die schmalen Hüften glitt und um ihre Füße am Boden lag. Sie trat daraus hervor, ihre Hände krampften sich zu Fäusten. Die stieß sie vorwärts. Der Mann ging zurück. Er sah die Frau in ihrer ganzen feinen Schönheit. Schmal wie die Hüften waren die Schenkel, ihre Brust war unscheinbar, die Brustwarzen unterbrachen die Weiße ihrer Haut, die von feinen

Adern durchzogen war. Sie nahm die rotseidene Decke vom Bett und warf sie sich um ihren Leib und schritt aus dem Schlafzimmer, hinüber wieder in den anderen Raum. Dort setzte sie sich in den weichen Stuhl.

Lee war eine einfache Frau. Das, was sie jetzt tat, sah Johannsen für die Raffinesse einer Frau an, die den Mann bezwingen wollte. Sie dachte nicht an solche Dinge. Etwas anderes brannte in ihr, sie wußte nicht, was es war, sie war über sich selbst nicht im klaren. Etwas schrie in ihr nach dem Mann! Ein eigentümliches Gefühl kroch über sie. Der Mann hatte seine Augen starr auf einen Teil ihres Körpers gerichtet. Die Decke hatte sich verzogen, das nackte linke Bein war bis zum Schoß sichtbar. Daran hing der Blick des Mannes. Sie deckte es zu. Scham glühte in ihr. Die Augen suchten in der Runde und fanden keinen Halt, sie wollte aufstehen und konnte es nicht.

Endlich sprach sie, aber das kam aus dem Unterbewußtsein.

„Dazu war ich nicht gekommen!"

„Wozu — Lee?"

Um nichts sehen und hören zu müssen, schloß sie die Augen.

Johannsen trat zu ihr und löste ihre Haare. Wie rieselnder weißer Sand über roten Granit, sprang die Farbe ihres gelösten Haares von der Umhüllung. Alles Licht im Zimmer schaltete Johannsen ein und so saßen sie sich gegenüber und sprachen über alle möglichen Dinge. Erst jetzt erkannte Johannsen, daß die Frau eine un-

komplizierte Natur war, deren Verstand an ein einfaches Denken gewohnt war, aber alle Dinge sehr scharf und richtig sah. Was sie zu ihrem Tun getrieben, das konnte der rührige Geschäftsmann nicht ergründen, für seinen komplizierten Verstand, der jede Rechnung löste, war das ein besonderes Exempel, es ließ sich nicht in die Formel: r p=x, zwängen.
Und nun geschah das, was außerhalb seiner Berechnung lag.
Die Frau fragte ihn, ob er sie liebe.
„Dummheit", dachte er, gab aber keine Antwort darauf, sondern stand auf, zog die Decke um ihren Körper, nahm sie am Arm und ging mit ihr zurück in sein Schlafzimmer, das im Dämmer des verhängten Lichtes lag.

Früh erwachte er. Das Licht der Lampe und die Sonne, die sich durch den Vorhang des Fensters drängte, stritten miteinander. An seinem Arm spürte er einen eigentümlichen Schmerz. Als er ihn untersuchte, bemerkte er Farben in allen Tönungen. Vom Rot bis zum schwärzlichen Grün. An seiner Brust brannte derselbe Schmerz. Von dem Schlag der Zähne der Frau, die neben ihm schlief. Jetzt blickte er auf sie, erhob sich leise und ging um das Bett, löschte das künstliche Licht und wartete im erwachten Morgen.
Dort ruhte die Frau. Ihr Kopf lag tief. Das Haar floß vom Haupt über die Schulter, umrahmte ihre Nacktheit. Der Rücken war gekrümmt und von der schmalen Hüfte

zogen sich die schmalen Schenkel in einer sonderbar feinen Linie hin.

Der Mann stand am Bett und eine Erinnerung kam ihm. Er suchte in seinen Gedanken, wo er dieses Bild schon einmal gesehen hätte. Da besann er sich.

Auf seiner Indienfahrt war es. Von Kalkutta aus war er ins Land gefahren. In dieses Land „der Tränen und der tausend Flüche", von dem er geträumt hatte, in dieses „Land der vieltausendjährigen Kultur", wie es ihn auf seiner Schule gelehrt worden war.

Als er die Tadsch Mahal, das eindrucksvollste Grab der Welt, besichtigt hatte, dieses Bauwerk, das der Schah Dschehan in der Nähe von Agra seiner Lieblingsfrau als Grabstätte errichtet hatte, und er von der Schönheit dieses Baues fast erdrückt war, fuhr er, wie alle Indienfahrer, nach Benares. Unterwegs, am heiligen Strom der Inder, am Ganges, sah er Betende.

So wie hier die Frau lag, sah er das Bild vom Ganges, einen betenden Hindu. Der lag über die Erde gekrümmt, die für ihn heilig war. Eins war er mit dieser unterdrückten Erde. Sein Haar fiel über ihn. Die Form seines Leibes war in dieser Stellung die gleiche wie die dieser Frau, nur die Farbe der Haut leuchtete anders.

„Vieltausendjährige Kultur der Menschheit!" er sagte das einher, wie einst in der Schule. Dann besann er sich. Die Nacht stieg in ihm auf. Und was er in der Nacht mit Lee durchlebt, das war ein Stück der Kultur der Liebe, die über die Jahrtausende durch den Leib der Frau dem Mann als Opfer gebracht wurde.

Lee drehte ein wenig den Körper und atmete tief, wie ein Mensch kurz vor dem Erwachen atmet. Harrald Johannsens Gedanken waren noch am Ganges. Er glaubte das Heulen der Schakale in der Nacht zu hören, umschlich das Bett und legte sich nieder.

Lee erwachte, sah auf und fand ihren entblößten Körper, nur von ihrem Haar umkleidet. Dann erblickte sie den Mann, ließ ihre Augen auf ihm ruhen — nur einen kurzen Augenblick — und umschlang ihn. Die Seide behinderte sie. Sie warf sie, als ob es Plunder wäre, zu Boden und schenkte erneut ihren Schoß Harrald Johannsen.

Der nahm ihn wie etwas Selbstverständliches. Das Bild am Ganges war für ihn vergessen, auf seinem Gesicht lag nur die befriedigte Lust.

Nach dieser Nacht wußte Lee, daß sie achtzehn Jahre neben Hinrichsen gelebt hatte, ohne zu ahnen, was eine Nacht sein kann. Jetzt wußte sie es und lächelte Harrald Johannsen an. In diesem Lächeln lag das Bewußtsein der Erfüllung anderer Nächte, die sie bei Hinrichsen entbehrt hatte.

Als sie das Haus verließ, wußte sie noch nicht, daß ihr Schoß den Keim kommenden Lebens empfangen hatte.

Ihre Gedanken wanderten zurück, zurück zu Hinrichsen. Er war ein Mensch gewesen, zufrieden mit dem bestehenden Sein, ohne Forderungen besonderer Art an das Leben, groß und natürlich.

Die Nächte mit ihm kamen ihr in den Sinn. Viele waren

es nicht. Wenn er von der Reise kam, dann schlief er bei ihr.

Das war schon so eine Selbstverständlichkeit. Selten, daß ihn das Blut ein zweites Mal trieb, sie in die Arme unter sich zu reißen. Denn so war er: seine Fäuste griffen zu, als wenn er sich gegen das Helmholz im Sturm stemmen müßte. Nie beobachtete er die Frau. Sie lag unter ihm, das war ihm genug. Wenn er befriedigt war, machte er Schluß, schlief bald ein.

Diese Art war ihr zur Gewohnheit geworden. Ein größeres Verlangen kannte sie nicht, es lag verschüttet — diese letzte Nacht hatte es geweckt und ihr eine Erfüllung gegeben.

Die Menschen, denen sie am Deich begegnete, sah sie nicht. Mit lachendem Mund und geöffneten Augen schritt sie an ihnen vorüber, ihr Mensch lebte noch mit der enteilten Nacht.

Die Frauen drehten sich nach ihr um, die alten Fischer erkannten sie kaum wieder. Gelacht hatte Lee Tews auf der Straße selten, jetzt lachte sie leise in den Tag, der ihr einen neuen Abschnitt ihres Lebens gebracht hatte.

Hinter den Häusern des Dorfes, auf den Feldern der weiten Ebene, bogen sich die Ähren auf dem Halm. Weißgelb waren sie, mit langen Wimpern überm Korn. Die Sonne hatte sie zur Höhe ihres Lebens, der Reife, gehoben. Bald sollten sie unter der scharfen Schneide der Sense fallen, um Brot zu werden. Dunkelgrün lagen

die Wiesen am Deich. Das gefleckte Vieh auf der Weide wehrte den Bremsen. Es schlug mit den Schweifen. Wiederkäuend trotteten die Tiere langsam einher, dabei ertönte ihr Geläut am Hals. Manchmal zog ein blökender Ruf mit dem heißen Wind dahin.

Der letzte Julitag wollte sich vom Abend trennen. Zwielicht war, spielendes Licht ging unter im Dämmer der kommenden Nacht. Kratzende Geigentöne drangen aus einer Wirtschaft, sie verklangen mit den Melodien, die Hände auf ein Klavier hämmerten.

Tanz im Dorf!

Die Jugend war dort. Alle, die mit Wasser und Wind verbündet waren, vom Viertsmann aufwärts, schwenkten die Mädchen im Kreis. Ihnen tat die Hitze nichts. Sie zählten weder die Runden noch die Stunden, die sie sich drehten.

Machten die Geige und das Klavier eine Pause, dann quarrte ein Grammophon, das ein Jungmann mit Inbrust bediente.

„Datt is auf Konserven gezogene Musik", sagte Jan zum Klaas.

Sie waren beide gleichfalls zum Tanz gegangen. An diesem Tanz beteiligte sich Jan nicht. Er saß an einem Tisch und trank, wie immer, Grog. Mit dem ihm eigenen Verständnis des Grogtrinkers und nach seinem Rezept. Über dieses Rezept wachte er immer und auch hier. Die Mädchen betrachtete er und sprach auf Klaas ein.

„Du muß se immer in de Runde dreihn, de Deern, dann geiht datt", so erklärte Jan dem Klaas, der mit den

Füßen des Mädels und seinen eigenen beim Drehen immer in Konflikt geriet, die Kunst des Tanzens.

Beide standen sie jetzt am Tisch beim Jan. Das Mädchen wischte die betretenen Stiefelspitzen an ihren Strümpfen wieder sauber und blank. Klaas schmierte sich mit seinem nassen Tuch den Schweiß im Gesicht herum; zu trocknen ging das schlecht, denn das Wasser rann perlend über sein Gesicht.

Nach einer Pause setzte die Musik mit einem Hopser wieder ein.

Jan kam hinter dem Tisch hervor, faßte das Mädel um die Taille.

„So mußt' datt moken!" rief er Klaas zu.

„Kiek op mien Been", mit diesem Zuruf schleuderte er sich mit dem Mädchen durch die große Stube, die heute Tanzsaal war.

„Je — kiek! De Jan is in't Fohrwoter, de dreiht sick mit de Deerns umenanner un schwoit in!"

Die Jungmannen standen und sahen Jan zu. Sie gröhlten zum Tanz und schlugen mit Händen und Füßen den Takt, daß es knallte. Jan drehte sich um seinen linken Absatz und zog das Mädel an sich. Das sah aus, als wenn eine Jolle mit sechzig Grad über Stag ging, so schräg lag das Mädel in seinem Arm, ihre Röcke flogen hoch, der Wind setzte sich darunter.

„Süh de Been vun de Deern! — Mensch, watt for Masten!", meinte ein Jungmann begeistert zum Klaas. Der sah nur, wie Jans Beine sich zur Musik drehten.

Das Mädel hatte lachende Augen, als Jan sie nach dem

Tanz an Klaas ablieferte. Ihre Röcke zog sie über die Hüfte zurück. Sie waren bei den schneidigen Drehungen Jans etwas nach oben gerutscht, so in die Höhe der stehenden Brüste.

Rauch, Schweiß und Alkoholdunst lagerte über allen Menschen. Diese Luft taugte nur für Kenner solcher Stunden. Die Lungen der Jungleute waren daran gewöhnt.

Alle sprachen dem Bier zu. Auch die Mädchen hielten mit. So wie der Konsum an Bier stieg, wuchs die Stimmung bei den einzelnen und rann der Schweiß. Die Drehungen wurden wilder, die Röcke flogen höher und die Jungmannen wurden zärtlicher. Ihre Hände griffen nach den bedeckten Körperteilen der Mädchen, versuchten, verschlossene Geheimnisse zu lüften. Die erhitzten Gesichter der Menschen preßten sich beim Drehen aneinander, das erhöhte ihnen den Reiz des Tanzes, es drehte sich besser so, man fühlte den hingegebenen Körper des anderen und erweckte halbe Lust.

Jan stöpselte in seinem Grogglas herum und erteilte Klaas theoretischen Unterricht an den vorüberwalzenden Beinpaaren. Dabei trank Klaas Bier, das ihn mutiger machte. Er nahm eine neue Lektion und trank zwischendurch immer neues Bier. Alles quirlte durcheinander, nur der Wirt machte nicht mit, der achtete darauf, daß das Geld richtig in seine Kasse kam.

An einem Tisch in der Vorstube hing ein Junggast mit seinem Leib über der Platte. Er hatte Grog und Bier

durcheinander in seinen Magen geschüttet und suchte nun einen Halt, den er im Begriff war, zu verlieren. Durch den Druck der Platte auf den Magen entleerte sich der, und der Segen ergoß sich über den Tisch und den Boden. Plötzlich verlor er das Gleichgewicht und schoß mit dem Tisch zugleich zur Erde, ihm nach klirrten die Gläser. Er drehte sich in dem Erguß und versuchte sich aufzurichten. Mühsam gelang ihm das.

Von seinem Stand aus zählte der Wirt die ganzen und die halben Scherben, nahm einen Bleistift und notierte ohne Hast eine Summe auf einem Zettel, auf dem schon eine Latte stand. Dann gröhlte er mit fettiger Stimme — „Gesine!"

Gesine kam mit einem Eimer Wasser, Lappen und Schrubber. Sie stieß sich rücksichtslos mit ihrem Handwerkszeug vorwärts. „Ji Swinegels!" murrte sie den Junggast an. Der hatte sich taumelnd erhoben und wollte sie umarmen, dabei stand er scheerbeinig, sein Gesicht grinste breit. Sie schlug ihn mit dem Schrubberstiel über die Rippen, daß es krachte. Dabei entstand ein allgemeines Hallo. Alles stand um die beiden, niemand hörte auf die Musik, die große Stube wurde leer. Jan kam hinzu, nahm den torkelnden Junggast und brachte ihn ins Freie, dort lehnte er ihn gegen einen Baum. Die Luft nahm dem Trunkenen den Rest seiner Besinnung.

„Büst seekrank worn, mien Söhn? Datt is eene slechte Ort, annere Lüd Kinner to argern."

Jan gab ihm eine Maulschelle. Der Jungmann kippte

um, Jan nahm ihn von der Erde auf und stellte ihn wieder auf die Beine, mit dem Rücken gegen den Baum.

„Du mußt noch speen", meinte er vorsorglich, griff nach den Fingern der rechten Hand seines Pfleglings, führte sie ihm in den Mund und drängte mit seiner eigenen Faust gegen den Magen und Baum.

Der Jungmann kotzte, als sei er das erstemal auf der See mit dem Kutter im Sturm. Jan hatte etwas von diesem Erguß abbekommen.

„Een beten anständig mußt di benehmen, du hest eene slechte Büldung, mien Söhn!" damit hieb er dem Trunkenen erneut eine Maulschelle herunter, daß der wieder umkippte. Jetzt ließ Jan ihn dort liegen, wo er hingefallen war, und meinte in seinem gutmütigen Ton:

„Slop, mien Söhn — datt is god no solch een Wehdag!"

Jan ging wieder in die Stube und wollte mit Klaas seinen Unterricht fortsetzen. Den hatte das Bier ein wenig gelehriger gemacht. Er stampfte, daß ihm die Backen glühten. Seine Tänzerin stierte bei den Drehungen immer auf ihre Schuhspitzen. Wenn Klaas' Beine niedertrampeln wollten, dann zog sie ein wenig ihren Unterkörper zurück. Dadurch machte sie Bewegungen wie ein fetter Erpel auf dem Anger, wenn er nach Futter sucht.

Jan war im Fahrwasser.

„Woveel heff ick all!?" fragte er den Wirt.

„Sechs!" sagte der und schielte Jan an.

BIBLIOTHEK der
RATHAUSWACHE
WIEN I. NEUES RATHAUS

„Giff mi noch een Grog — aber een beten god nördlich, so no den Pol to!"

Damit staakte er in die Stube, sah den Klaas und die Deern tanzen, pfiff die Melodie mit und schlug im Takt der Deern auf den Hintern, gerade dann, wenn Klaasens Beine runterfuhren, die Fußspitzen der Deern in Gefahr kamen und der Unterkörper die rückwärtige Bewegung machte.

„Jung", meinte er zum Klaas nach dem Tanz, „datt is watt for eene Mark un föftig, Jung, de hett een bannigen Mors."

Klaas verstand ihn nicht recht.

„Drink di man noch een", forderte er Klaas auf, „du bist doch der Fischersmann von ‚Lee H. F. 13' — aber benehm di een beten gebüldeter wi de Swinegel dor buten. Immer manierlich mutt de Mensch sien, — besonders wenn er in Gesellschaft von Damen ist!" Er zwinkerte mit den Augen zum Klaas und lachte das Mädchen an.

Der Wirt brachte selbst den Grog. „Halt!" Jan hielt ihn am Arm fest, stocherte den Zucker klein, nahm einen Schluck, nickte wohlwollend, „ganz nördlich is he nich, ober datt geiht. Bring noch een Beer, oder nee, nehm man een Grog", er klopfte Klaas auf die Schulter, „also noch een Grog und for de Deern ok een — mit 'n Schuß Rotwin in."

Die Musik machte Schluß. Die Arbeit des Grammophons begann. Ein Jungmann quälte die Platten. Aus dem

Trichter scholl, von einem flötenden Tenor gesungen: „Mädel, mein Mädel, wie lieb ich dich."

Alle grölten mit, auch die Mädchen sangen. Die Fenster der Stube waren geöffnet und der letzte Duft der verblühten Linde zog von draußen herein.

„Och! datt is so een seuten Gesang. Un de Kerl singt datt, as wenn een natter Feudel öber't geöilte Parkett geiht. To mien Tid gew datt annere Soken. De weurn mooier!"

Er stand hinter dem Tisch auf, ging mitten in die Stube, stemmte die Hände in die Hüften und schallerte los:

„Opp un dal, opp un dal,
geiht de Brut eer Muttermal!"

Dabei jumpte sein Körper in die Kniebeuge, schnellte wieder hoch, die Beine gingen vorwärts und wieder zurück, die Arme kreuzte er, wenn er niederging. Riß er den Körper zur vollen Höhe auf die Zehenspitzen, dann stemmte er die flachen Hände in die Hüften. Manchmal drehte er sich wirbelnd um einen Absatz. Eine Weile tanzte er so. Alle klatschten Beifall, als er mit seinem Matrosentanz zu Ende war.

Die Jungmannen versuchten es ihm gleich zu tun, aber das gelang ihnen nicht, denn es fehlte ihnen die Übung zu solchem Tanz, und das Bier ließ die Körper ihre Erdenschwere spüren.

„Dazu muß man geboren sein!" Jan sagte das kurz und trank seinen Grog in einem Zuge aus. Als er das Glas niedersetzte, kam der Wirt und meinte: „In fünf Minuten will ich keinen mehr sehen!"

Das war das Feierabendgebot, der Schluß des Tages.

Die Junggäste sahen die Mädchen an. Klaas war der Alkohol in den Kopf gestiegen, er lehnte sich an die Deern, mit der er getanzt hatte. Der Rotweingrog vom Jan hatte auch bei ihr die Wirkung nicht verfehlt, sie hielt Klaas' Kopf an ihre Brust und strich dem Jungen über Haar und Nacken.

„Ja!", rorte der Bestmann zum Wirt, „da möt wi ja wull no Hus gohn!"

Er schob Klaas zur Tür hinaus, dabei klopfte er ihn auf die Schulter: „Nehm de Deern un goh no Hus — du bist doch der Fischersmann von ‚Lee H. F. 13' — holl di een beten stief!" Er sagte das mit einem gutmütigen, spöttischen Lachen.

„De Minsch mutt veel leern, ober he is nich dreibastig", rief er dem Mädchen nach, dann kreuzte er selbst durch den Garten zum Deich.

Am Baum lag noch der Jungmann von vorhin und schnarchte. Jan sah ihn liegen und trat zu ihm; er riß einen Grashalm aus, hielt dem Schläfer den Mund zu und steckte den Grashalm in ein Nasenloch und bohrte darin herum.

Der Schläfer wollte Luft holen, es ging schlecht, denn Jan hielt die Hand fest auf den Mund gepreßt und bohrte jetzt mit dem Halm im anderen Nasenloch. Der Bursche krümmte seinen Leib, drehte den Kopf, schlug mit einem Fuß in die Luft, aus seinem Hintern strich polternd ein Wind, er nieste schließlich und wachte mit einem Fluch auf. Wie er stand und sich umsah, sah er

nur noch einen Schatten durch den Garten huschen, er wollte hinterher und stürzte über einen Gartenstuhl. Das brachte ihn zur vollen Besinnung.

Das letzte Licht erlosch in der Wirtschaft, der Schlüssel drehte sich in der Tür. Der Jungmann wurde von einem heißen Durst gequält.

Der Mond stand überm Dorf. Schattenhaft lagen die Häuser unter dem fahlen Licht. Die Nachtluft machte Klaas noch trunkener. Das Mädchen führte ihn und sprach auf ihn ein. Den Sinn der Worte verstand er kaum. An der Tür des Hauses drückte sie ihn an sich, sie nestelte an seinem Körper entlang, er suchte das Schloß der Tür, fand es und trat ins Haus. Das Mädchen kehrte um, ging zurück zum Deich.

Leise ging Klaas über die Diele. Auf allem lag das Mondlicht, die Schatten der Gegenstände kamen auf ihn zu und gingen wieder hinweg. Der Raum drehte sich um ihn im Kreise. Ihm war, als drehte er sich mit. Langsam tastete er sich vorwärts. Die Trunkenheit trieb ihr Koboldspiel mit ihm, der Mond lachte ihn aus. Plötzlich hatte er einen Halt, er drückte eine Klinke nieder und öffnete wieder eine Tür. Über die breite Bettstatt, die im Raum stand, hatte der Mond sein gelbliches Licht ausgegossen und beleuchtete das schlafende Gesicht Lees.

Klaas stand in der Tür, er wollte die Gedanken in seinem Gehirn aufjagen. „Das Mädel liegt dort!“ — seine Sinne vermeinten es, einen Schritt tat er vorwärts, dann entkleidete er sich, ließ seine Sachen fallen und

stand im weißen Hemd mit seinen blonden Haaren im gelblichen Licht. Er wischte sich mit der Hand über die Stirn, um diese verfluchten, kreisenden Gedanken zu greifen. „Das Mädchen? — da liegt die Deern", er sah sie deutlich im Bett. Leise rief er ihren Namen.

Lee öffnete die Augen aus einem schweren Traum, sah die Gestalt im geisternden Licht, es mußte noch der Traum sein — „Hinrichsen!" bettelte sie leise, dann drehte sie sich ein wenig zur Seite, schloß die Augen und atmete im Schlaf tief und regelmäßig. Klaas stieg mit dem Namen des Mädchens auf den Lippen in das Bett und tastete am Körper der Frau entlang.

„Hinrichsen!", sagte sie noch einmal zwischen Traum und Schlaf und ließ es geschehen.

Es kam der Morgen. Lee suchte in der Erinnerung ihres Traumes Hinrichsen — und sah Klaas liegen. Sie sprang empor, erfaßte den Schläfer, schüttelte ihn, aber der atmete tief. Sie riß sich ihr Hemd herab, befühlte ihren keimenden Leib und fuhr mit der Hand über den werdenden Schoß. Die Rundung, kaum merklich, bestrich sie und dachte an Harrald Johannsen. Sie nahm ihre Sachen und trug sie hinüber in Klaas' Kammer. Dort zog sie sich an, kam zurück und weckte energisch den Schläfer. Sie trieb ihn zur Eile an.

„Du mußt reisen!"

Er sah sich um, suchte seine Gedanken und seine Sachen zusammen. Lee half ihm in seine Sachen zu kommen, die Gedanken dämmte sie absichtlich zurück. Klaas tat keine Frage, er hielt seinen schmerzenden Kopf. Die

Gedanken waren wirr, polterten durcheinander, er konnte sie nicht ordnen. Ungeordnet in Kleidern und Gedanken stand er in der Kammer. Lee drängte ihn zu stärkerer Eile.

„Du mußt reisen, Klaas!"

Er war wortlos. Etwas wie Scham vor seiner Mutter über seine Trunkenheit erfaßte ihn. Nichts begriff er. Den Versuch, sein Denken zu ordnen, gab er auf. Nur seine Hände und sein Körper verrichteten Funktionen, sein Hirn nicht, das drückte dumpf gegen seine knöcherne Umhüllung.

„Du mußt reisen, Klaas — Jan und der Kutter warten!"

Ohne Widerrede ging er zur Tür. Lee begleitete ihn in den Morgen.

Im Licht des Morgens achtete sie auf seine Züge. Die waren unlebendig. Ihm war es anzumerken, daß die Energien seines Hirns nicht reagierten. Sie rüttelte auch nichts in ihm wach, denn in ihr selbst wühlte eine Frage, die sie unterdrückte. Mit jedem Schritt, den sie näher zum Kutter tat, wurde ihr leichter.

Jan war bereits an Deck und auch die Helfer. Sie gab Jan die Hand. Der wunderte sich, wie feucht die war und wie ihr Gesicht keine morgenfrische Farbe zeigte. Er sah Klaas und auch ihm stiegen Bedenken über den gestrigen Abend auf. Als er zu Lee darüber sprechen wollte, wehrte sie ihn kurz ab, besprach nur das Dringlichste mit den beiden und ging zurück zum Haus. Noch am Deich hörte sie den Motor puffen, drehte sich befriedigt um und sog tief die Luft ein, denn eine Last war von ihr genommen.

Im Haus kamen ihr die Fragen. „Hatte sie geträumt? — oder was war?“ Wieder strich sie sich über den keimenden Schoß. Die Erinnerung an die Nacht drückte sie.
„Hatte sie Hinrichsens Bild im Traum gesehen?“
Sie glaubte es, denn zwischen Wachen und Traum lag der Schlaf.
„War Klaas — Hinrichsen?“, das war die Frage, die sie bedrängte, „oder hat mir mein Zustand dieses Bild gebracht?“
Mit Gewalt unterdrückte sie alles, entkleidete sich und wusch ihren Schoß, dann ging sie an ihre alltäglichen Verrichtungen im Haus.

Graublau stand die Wolkenbank nach Nordwest hin. Der Kutter puffte sich im diesigen Wetter vorwärts. Schwer drückte die Luft, wie ein feiner Regen rann es von oben und die See war bemützt. Klaas stand am Ruder. Mit dem Blick auf den Kompaß kam ein grübelndes Suchen in sein Hirn. Es tastete sich vorwärts. Hülle um Hülle fiel, er entkleidete das versunkene Bild. Mit Gewalt zerrte er die Gedanken herbei.
Der Tanz im Dorf, — Jan mit dem verfluchten Grog, — das Mädchen, — der Heimweg. Wieder stieg der Tanz auf. Er verfolgte in Gedanken noch einmal die Geschehnisse des Abends ...
Das Mädchen beim Tanz, Jan mit dem Mädchen, der Grog, Jans Tanz, das Bier!

Im engen Ruderhaus brüllte er gegen die Wände. Der Schrei riß in seinem Ohr und überbrüllte die Gedanken. Dann fing er erneut an, die einzelnen Teile des Gesamtbildes aneinanderzureihen.

Erst war die Freude, der Tanz, die Jugend, das Lachen. Er sah den Ring der Jungmannen, die Mädchen, wie sich alle im Kreise drehten. Dann kam das Wachsen der Trunkenheit und der gärende Sinn der Jugend nach Sinnlosigkeit. Da stand Jans Bild von diesem Abend vor ihm. Ein Haß gegen den Bestmann stieg in ihm auf. Er hörte Jans Worte:

„Du bist der Fischersmann von ‚Lee H. F. 13'."

„Verfluchtes Wort!" brüllte er wieder. Hier stand er am Ruder. Sein Schiff.

Lee, seiner Mutter Bild tauchte vor ihm auf.

Wo war er erwacht am Morgen der Reise? War das ihre Kammer, das Bett des Vaters? So fragte er sich.

Sein Hirn hämmerte mit dem Motor im Takt, er brüllte über das Deck und rief nach Jan. Der kam aus der Motorenplicht und trat zu ihm.

„Was hast?"

„Nimm das Ruder! — Kurs auf Borkum-Riff wollen wir nehmen!"

„Warum?"

„Wir gehen nach der Doggerbank!"

„Warum so hoch?"

„Nach der Doggerbank!" brüllte Klaas und seine verzweifelten Augen maßen Jan.

Der nahm das Ruder. — „Du bist der Fischersmann!“ — meinte er.

Wieder hörte er dieses verhaßte Wort, er trat ins Ruderhaus zurück und stand dicht neben dem Bestmann, dem Freund seines Vaters. Er sah mit den Augen seiner Mutter. Groß wurden die — weit, mit hartem Ausdruck.

So hatte Jan den Jungen noch nie gesehen. Da brüllte Klaas erneut auf. Jan legte das Ruder fest und ging auf ihn zu. Beide sahen sich an. Jans Augen tasteten den Jungen ab, sie suchten nach der Ursache der Veränderung in dessen Wesen, und in Klaas wühlte der Haß nach dem Geschehenen, das er noch nicht ganz begriffen hatte.

„Büst du krank worn?“ Jan fragte das ruhig. Da drehte sich Klaas um und ging zur Koje.

„Nach der Doggerbank!“ rief er noch einmal zurück.

„Bi tein Foden op de Grund“, murmelte Jan.

„He is de Fischersmann!“ dieser Gedanke schlich in ihm umher.

„Watt kann he hebben?“ das fragte er sich, und auch ihm traten die Bilder des letzten Abends vor der Ausreise vor Augen. Er suchte nach der Ursache der Erregung und fand sie nicht.

Klaas ging zur Koje, mit offenen Augen lag er dort, starrte zum Holz über ihm und suchte in der Erinnerung. Die kam ihm langsam.

Jetzt sah er sich am Abend im Haus. Die Hand suchte an seinem Körper entlang und er bespie sich selbst.

Dann schloß er die Augen. Gewaltsam wollte er alle Gedanken verjagen. Die Lampe im Logis schwelte, nur kurz um sie her war ein schwacher Schein, alles rings um ihn lag im Dunkel. Die beiden anderen Helfer schliefen den Schlaf der Jugend und Erschöpfung. Er wand sich ruhelos in seiner Koje, wollte einen Halt finden in der Ruhelosigkeit seiner Gedanken und erwartete so die Nacht.

Die kam.

Er ging an Deck, nach dem Ruderhaus zum Jan. Leise schlich er über das Deck hin, sah sich um. Der Schein der grünen Steuerbordlaterne leuchtete freundlich, die Backbordlampe warnte rot in die Nacht, die den Kutter und die Menschen auf ihm schwarz umhüllte, nur die kämmende Gischt fegte weiß durch die dunkle Nacht über Bord hin. Die See stieg, sie rollten in der kämmenden Dünung. Leise trat er neben Jan ins Ruderhaus.

„Watt hest mit mi mokt?" Seine Hand griff hart nach des Bestmanns Arm und er zerrte ihn vom Ruder hinaus auf das Deck. In Jan blitzte ein Gedanke auf. „He is nich ganz bi Verstand!" Er faßte Klaas um die Brust und zog ihn zum Ruderhaus zurück, hier sprach er auf ihn ein.

Das Feuer des Süderturms von Borkum blitzte achterlich am Horizont auf. Die Höhe von Rottum mußten sie haben.

Der Motor setzte mit einem Male aus. Das Großsegel hielt den Kutter in der See. Der Wind war vom Westen her nach Nord umgewechselt und pfiff über das Wasser.

Jan sprang in die Motorenplicht, um zu sehen, was mit dem Motor war. Weiß ritten die Wogen heran. Klaas sah zum Kompaß, plötzlich erfaßte ihn ein Gedanke. Schwarz wie die Nacht war dieser Gedanke, geboren aus der schamvollen Erkenntnis dieses Abends ... Jetzt verkehrt über Stag gehen — Halsen über Backbord — den Kutter auf den Grund legen — das wollte er. In der Plicht, in die Jan gestiegen war, wurde er wie ein Stück Holz gegen den Motor geschleudert, er raffte sich auf, enterte an Deck, da hörte er das Ruder knarrend und regellos in die Runde schlagen. Klaas hatte die Schoten gefiert und zurrte nach Steuerbord auf. Der Wind und die See hatten den Kutter gehoben, das Großsegel knallte im Winde. Plötzlich wurde es wieder von Luv erfaßt und der Wind drückte das Fahrzeug mit Gewalt über Stag. „Bist du blöd geworden!" mit diesem Ruf sprang Jan hinzu, da packte ihn Klaas, umklammerte seinen Leib und riß ihn an Deck nieder.
Der Kutter holte über und die nächste See spülte über ihn hinweg, sie begrub die Menschen und den Kutter. Noch einmal tauchten zwei Köpfe über dem Wasser auf. Ein Mund schrie Entsetzen — der Schrei verhallte im Endlosen, dann rollte nur noch die See in der dunklen Nacht, durch die das Feuer von Borkum blitzte.

Lee ging über den Deich. Die Fischer waren alle zurück, sie wartete auf ihren Kutter. Er war schon über die Zeit geblieben. Überfällig konnte er nicht sein, denn

schweres Wetter hatte in den letzten Tagen nicht auf der See gestanden. Sie fragte die heimgekehrten Fischer, ob sie „Lee H. F. 13" gesichtet hätten. Einer antwortete, daß er ihn noch vor Borkum an einem Abend mit dem Glas ausgemacht hätte. Hinter einer diesigen Wand war er dann entschwunden.

„Die Schollen standen schlecht. Er wird nach der Doggerbank hoch sein und dort fischen!" rief er hinter der Frau her, als sie sich umdrehte, um zum Strom zu gehen. Hier stand sie und suchte den Strom nach dem Fahrzeug ab. Sie glaubte es in der Ferne zu erkennen — wartete, bis das Segel erschien, auf dem das Hoheitszeichen stand, und mußte feststellen, daß es nicht ihr Kutter war. Bis in die Nacht wartete sie und suchte über den Strom hin das Fahrzeug, das nicht mehr kam.

Am nächsten Morgen war sie wieder am Deich. Als sie den Kutter nicht fand, ging sie wieder zum Strom und wartete geduldig am Strand, machte alle Fahrzeuge aus, aber was sie suchte, fand sie nicht.

Die Flut kam und die Ebbe ging. Lee achtete nicht auf die Zeit, sie suchte mit ihren Augen den Strom ab. Ein dumpfes Gefühl überkam sie. Überfällig! Wen dieses Wort im Dorf traf, der wußte, daß nicht nur das Fahrzeug, sondern auch die Besatzung nicht mehr heimkehrte.

„Lee H. F. 13" war nun schon seit Tagen überfällig, war nicht mehr zurückgekommen, und Fahrzeug und Mannschaft trieben irgendwo auf dem Grund in der

Nordsee. Lee wehrte sich immer noch gegen diese Gewißheit.

Die Fischer im Dorf fragten sich: „Was konnte sein?“ Das Wetter war in den letzten Tagen nicht schwer gewesen, starker Wind stand, nach Beaufort Stärke 6, der mit einer Geschwindigkeit von fünfzehn Sekundenmetern in die Segel blies. Solch Wetter war den Fischern nicht unbekannt. Die Fischer, die ausfuhren, suchten vom Elbefeuerschiff bis nach Borkum auf der See nach dem Kutter, sie kreuzten die Fangplätze ab, konnten ihn aber nirgends ausmachen. Er blieb verschollen.

Lee stand am Strand und dachte an die Nacht und den Morgen vor der letzten Ausreise. Sie sah ihren Klaas mit dem unbeweglichen Gesicht. Alle Einzelheiten des Morgens durchlebte sie und hörte noch das letzte befriedigende Puffen des Motors, der den Kutter trieb. Ihre Hände strichen am Körper, über ihren Leib hin; das tat sie in der letzten Zeit gewohnheitsmäßig, mit innerer Befriedigung. Sie dachte bei dieser Bewegung an die erste Nacht mit Harrald Johannsen, trug sie doch das neue keimende Leben als ständige Erinnerung an dieses Erlebnis. Und wieder wußte sie, daß sie jetzt zu ihm, zu Harrald Johannsen gehen müsse, um ihm den Verlust des Fahrzeuges und der Menschen mitzuteilen, der würde Rat wissen.

Überfällig! Verschollen! Sie glaubte es trotz alledem noch nicht und hoffte auf die Rückkehr. Die Tage von der Ausfahrt her bis jetzt berechnete sie und mußte sich doch sagen, daß die Zeit der Rückkehr vorüber war.

Ein Unglücksfall hatte das Dorf seit langem nicht betroffen. Mit dem Motor war die Sicherheit der Fischer eine größere geworden. Sturm war nicht gewesen, der Verlust war ein Rätsel. Von keiner Insel wurde angeschwemmtes Strandgut, das vom Kutter stammte, oder eine mit dem Strom ans Land gespülte Leiche gemeldet, die von „Lee H. F. 13" sein konnte; und so hatte Lee immer in der Hoffnung gelebt und auf die Rückkehr gewartet. Vom Morgen über den Tag in die Nacht wartete sie und erhoffte vom kommenden Morgen eine Antwort. Die erhielt sie nicht.

„He ward nich mehr komen, — du mußt dich damit abfinden, Lee Tews, nur sonderbar ist das!"

Der Fischer vom neuen Ewer sprach mit ihr, er maß die Frau mit einem eigentümlichen Blick und ging mit ihr den Deich entlang. Ihn reizte eine alte Frage, grob wie ein Hufschmied ging er auf sein Ziel los, er wollte sich seine Vermutung durch sie bestätigen lassen.

„Bangst di um Klaas oder Jan?"

Seine Augen maßen den Leib der Frau und er wurde durch die Wahrnehmung, daß der Schoß wuchs, in seiner Annahme sicherer.

„Hest watt?" Er sah sie ruhig an. Ihr Gesicht wurde rot, mit einer drohenden Gebärde ihrer Augen wandte sie sich ab und ging allein weiter. Dem Fischer war es jetzt klar, daß Jan wohl doch mit der Frau des Hinrichsen etwas hatte, wie er sich ausdrückte, sonst wäre ihr Schweigen nicht so starr gewesen und ihre Augen wären nicht so groß geworden, als er sie ansah. Der

Leib der Frau kam ihm verändert vor. Er dachte an seine letzte Zusammenkunft mit dem Bestmann und an dessen Widerborstigkeit dabei.

„Een fixen Fischersmann is he doch wesen", sagte er bei sich. „Hinrichsen ebenfalls, ist aber doch auf der See geblieben." Mit solchen Gedanken erinnerte er sich an den Ausspruch des alten Jan, der jetzt neben Hinrichsen auf dem Friedhof ruhte: „Eine Unglückszahl is datt, eenmal ward he doch bliewen, eenmal ward em de fleegende Holländer doch begegnen." Jetzt war er geblieben, der „Holländer" hatte den Kutter auf den Grund der Nordsee gedrückt.

Die Zungen der Menschen im Dorfe tuschelten, sie fragten, hielten die Ohren spitz, kehrten die Worte um und die Gerüchte liefen. Sie sprangen von Tür zu Tür, vor keinem Haus machten sie halt, mit wahrer Wollust stürzten alle über den Gesprächsstoff her, wie Hunde über einen gefundenen Knochen.

Der Körper Lees wurde von den Augen des Dorfes seziert. Der Fischer, der mit ihr gesprochen hatte und die Veränderung sah, hatte den Anlaß dazu gegeben.

Vor den Blicken dieser Leute floh Lee aus dem Dorf zu Harrald Johannsen.

Sie traf ihn nicht an. In seinem Hause wartete sie, bis er kam. Endlos wurde ihr die Zeit des erzwungenen Wartens. Langsam rannen die Minuten. Ihre Augen waren auf die Uhr im Zimmer gerichtet und verfolgten den springenden Zeiger, der unendlich langsam über die Minuten strich. Dabei durchlebte sie noch einmal die

letzten Wochen. Jeder Stunde erinnerte sie sich. Sie lächelte verloren, fast unbewußt, als sie an ihre erste Nacht in diesem Hause dachte. Wieder strichen ihre Hände über den Leib und sie wußte nicht, wie sie es dem Manne sagen sollte, denn bisher hatte sie darüber geschwiegen.

Die Zeit rann und das Haus lag ruhig, nur in ihrem Innern stieg die Qual der Ruhelosigkeit. Die sonst besonnene Frau wollte alle Überlegung vergessen und begann durch das Zimmer zu wandern. Sie faßte an die verschlossenen Türen der Schränke, wischte über den Schreibtisch hin, setzte sich wieder und begann nach kurzer Pause erneut ihren ruhelosen Lauf.

Endlich hörte sie eine Tür im Parterre des Hauses gehen. Lee wurde von einer schmerzenden Reglosigkeit erfaßt, ihr Herz begann zu schlagen und eine eigentümliche Furcht beschlich sie. Jetzt wollte sie aus dem Zimmer, ohne mit Harrald Johannsen gesprochen zu haben. Da hörte sie seine Stimme, und wie er in einem eigentümlichen Tonfall noch einmal fragte, „wer da sei" — und sie hörte ihren Namen. Da stieg in ihr etwas wie Zorn auf.

Johannsen trat ins Zimmer und begrüßte sie. Ihr schien, als hätten sich die Züge seines Gesichts verändert ... Schweigend ging er auf sie zu und sah sie an.

„Der Kutter ist nicht mehr zurückgekommen!"

Überrascht hörte er hin und fragte, als habe er nicht recht verstanden: „Welcher Kutter?"

„Mein Kutter — ‚Lee'!"

„Und was soll sein? Der Verlust gemeldet?"

„Wo?"

„Bei der Versicherung? Er war in voller Höhe versichert, du kannst bei der Auszahlung der Summe das Restgeld des Vertrages decken und vom übrigen leben!"

„Menschen waren auf dem Kutter! — Menschen! — Harrald Johannsen!" Sie schrie es heraus — trat zu ihm und rüttelte an seiner Schulter. Der Mann blickte in ihr schreiendes Gesicht und sah die veränderten Züge.

„Klaas — mein Junge, der Bestmann und die beiden anderen!"

Er stand auf, nahm Lee bei den Schultern, erfaßte ihre rechte Hand, führte sie zu einem Stuhl, strich ihr über das Haar und sprach beruhigend auf sie ein. Der Druck der letzten Tage, unter dem Lee gelebt hatte, wich. Hier fand sie Entspannung. Sie schrie dem Mann ins Gesicht. Sie weinte nicht, das Weinen war ihr fremd, nur ihr zerquältes Gesicht zuckte und die Augen wuchsen, wurden größer und färbten sich zu einem tiefen Grün.

„Es ist immer schade, wenn Menschen verlorengehen, Lee, aber man muß solchen Verlust überwinden — letzten Endes ist man selbst noch da und muß nicht so viel an andere, sondern an sich selbst denken."

Auf diesen Trost hörte sie nicht. Sie saß, gekrümmt und erdrückt von dem Bewußtsein des Verlustes der vier Menschen, das ihr erst jetzt gekommen war, in ihrem Stuhl und spielte mit ihren Fingern.

„Möchtest du nicht mit mir über die geschäftliche Seite des Falles sprechen — das hat dich doch sicher zu mir gebracht?“

Auf seine Frage gab sie keine Antwort. Er setzte sich. Die Situation war ihm ein wenig peinlich. Trauernde Menschen wirkten abstoßend auf ihn, der Verlust von Menschen quälte ihn nicht, solche Verlustkonten standen nicht in seinen Büchern, dazu waren die Büros und Bücher der Polizei und Meldeämter da. Die Seiten seiner Bücher füllten Zahlen. Wechseltermine waren seine Sorgenkinder, Aktien dominierten, Eingangsschecks waren Aktivposten, Menschenleben für ihn aber nebensächliche Dinge, von Toten nicht zu reden, die nutzten zu nichts mehr, das war unnötiger Ballast, mit dem man sein Denken nicht belasten sollte.

„Lee, möchtest du mit mir sprechen?“

Sie stand auf und ging zu ihm. Und schwieg noch immer.

„Laß die Menschen! Daß dein Sohn darunter war, ist schwer für dich — aber laß die Menschen!“ Seine Hand machte die Bewegung eines Schlußstriches unter einer Bilanz.

„Der Kutter ist überfällig, nach dem Vertrag ist er zur vollen Höhe versicherungspflichtig gewesen.“

Diese Worte Johannsens schreckten Lee auf. Sie hatte in der letzten Zeit sehr selten an ihre Geschäfte gedacht, das Leben mit ihm hatte sie ausgefüllt, alles andere übersah sie. Jetzt forderte sie von ihm die Mappe.

Die nahm er und blätterte darin.

„Verloren!“ meinte er, „die letzte Prämienzahlung ist, wie ich hier aus den Quittungen ersehe, nicht geleistet worden.“ Die Frau lehnte sich über ihn, fuhr mit ihren Händen erregt durch die Papiere, blätterte, dann riß sie die Blätter, Quittungen und sonstigen Papiere aus der Mappe heraus und prüfte jedes einzelne Stück. Der Termin war, wie sie sich selbst überzeugen mußte, um drei Wochen überschritten. Eine nachträgliche Einzahlung war unmöglich.

„Die Versicherung zahlt unter diesen Umständen nicht aus — ich würde das auch nicht, denn eine Terminversäumnis entbindet rechtmäßig von jeder Verpflichtung.“

Harrald Johannsen sprach als Kaufmann. Die Minute, in der er es tat, war ihm nebensächlich; ob sich jemand um verlorengegangene Menschen bangte, gehörte für ihn nicht zum geschäftlichen Teil. Hier war ein Verlust zu buchen, der der Vergeßlichkeit eines Menschen zuzuschreiben war. So etwas übersieht man im kaufmännischen Leben nicht. Vergeßlichkeit bedeutet Dummheit, und ein Dummkopf muß Verluste buchen und sie tragen. Das sagte er der Frau nicht frei heraus, denn in ihrem Gesicht zeigten sich Anzeichen einer starken inneren Qual; aber bei sich dachte er so, und seinen nervösen Händen war es anzumerken, daß diese Sache ihn ärgerlich berührte. Er wünschte recht bald von dieser Angelegenheit erlöst zu sein, darum trat er auf Lee zu und sprach mit ihr in einem ruhigen Ton. Er wechselte sein Benehmen gegenüber der Frau.

In Lee brach alles zusammen. Mit dem Verlust der Menschen ging Hand in Hand der Verlust ihres Besitzes. Sie hatte ihren Kutter verloren, der ihr bisher noch die Möglichkeit der Existenz, wenn auch einer eingeengten, gab. Das war nun vorbei. Der Vertrag enthielt Klauseln, die von ihr jetzt nicht erfüllt werden konnten. Vertragsmäßig ging ihr Haus an Johannsen über. Das war verbrieft, und sie fragte sich, was aus ihr werden sollte.

„Harrald!" Mit diesem Ausruf kam sie zu ihm. Er sah in ihr gelbes Gesicht, in das die Augen tief gebettet lagen und schwarz umringt waren.

Das war nicht die Frau, mit der er jene Nacht durchlebt hatte und der andere Nächte mit gleichem Inhalt gefolgt waren, sondern vor ihm stand ein zusammengebrochener Mensch, mit dem er sein Spiel treiben konnte.

„Ja ....?"

„Du sagtest einmal, daß du den Vertrag lösen wolltest!"

„Aber du drangst auf Erfüllung desselben."

„Es ist jetzt anders!"

„Nur durch dein Versäumnis — hier kann ich nicht helfen!"

Jetzt sprach sie bittend, lehnte sich an ihn.

„Nach dem Vertrag bin ich dir noch einen Rest des geliehenen Geldes schuldig, dafür hast du eine Sicherheit auf mein Haus im Dorf, ... leiste darauf Verzicht!"

Im Grunde lag ihm nicht viel an der noch offenstehenden, für ihn kleinen Summe, aber er wollte die Frau

treffen, um auch dieses Konto, das ihm lästig wurde, zu bereinigen.

„Nein!“ Kurz und bestimmt sagte er das, schob sie beiseite und setzte sich.

„Friert dich?“ fragte er nach einer Weile, als er die Frau sah, die zusammengesunken auf dem Stuhl saß und ihre Schultern zur Höhe zog, als wenn sie den Kopf in die Schultern hineinpressen wollte. Lee glaubte zu träumen. An ihr zogen Bilder vorüber, eine endlose Reihe. Es kam ihr in den Sinn, wie sie das erstemal mit ihrem Hinrichsen hier in diesem Zimmer saß und der Mann dort drüben mit Bereitwilligkeit das Geld gab und wie sie Hinrichsen zum Vertrag drängte.

Sie stand auf und ging zum Tisch, hinter dem Johannsen saß — und redete. Was sie sprach, wußte sie kaum. Ihre Augen wurden immer größer, immer brennender. Plötzlich entkleidete sie sich und stand in ihrer Nacktheit vor dem Mann. Leicht wölbte sich ihr Leib, sie stieß ihn noch stärker vor, damit er die Veränderung, die mit ihrem Körper vor sich gegangen war, bemerken sollte; sie fuhr mit der Hand über den Leib, dann neigte sie den Kopf und schrie dem Mann ins Ohr: „Hier! Dein Kind!“ Sie riß die Hand des Mannes an sich und drängte ihn gegen ihren Schoß. „Dein Kind!“ schrie sie noch einmal, drohend und mahnend, ihre Augen hatten Haß gefressen. Langsam legte sie wieder ihre Kleider an.

Johannsen versuchte mit ihr zu sprechen, sie ließ ihn nicht reden, sie forderte von ihm.

Forderungen waren ihm verhaßt, zu fordern hatte nie-

mand bei ihm, er war Harrald Johannsen. Dieses anerzogene Selbstbewußtsein der Unfehlbarkeit seiner Persönlichkeit brach bei ihm durch.

Wer war denn diese Frau, daß sie fordern konnte? fragte er sich. „Wie wollen Sie den Beweis dafür antreten, daß das mein Kind sein soll?"

Er saß da, wurde förmlich, betonte das ‚Sie', um damit den Abstand zwischen ihr und sich anzudeuten, hatte ein Bein über das andere gezogen, sein rechtes Auge verkniff sich, das Gesicht bekam dadurch einen schneidenden Ausdruck, mit seiner einen Hand strich er sich die Unterpartie seines Gesichtes, die andere hatte er lässig auf dem Knie zu liegen. Er wurde hart. „... Schließlich — in Ihrem Dorf wohnen ja auch noch Männer und ... dann gibt es noch Kliniken."

Lee hatte ihr Kleid geschlossen. Als sie diese Worte Johannsens hörte, packte sie ein Fieber, ihre Zähne schlugen aufeinander, feine Blutstropfen lagen auf ihren Lippen, die spuckte sie dem Mann mitten ins Gesicht. Der sprang auf, aber vor ihren weit geöffneten Augen und dem verzerrten Mund wich er zurück. Mit einem seidenen Tuch fuhr er sich über das bespiene Gesicht, dann ging er aus dem Zimmer. Lee hörte Wasser fließen. Dann ging auch sie und dachte an Klaas und Jan. Wie eine Erleichterung empfand sie es, daß sie diesen beiden nicht mehr ins Gesicht zu sehen brauchte. Sie hätte es nicht mehr tun können, so tief schämte sie sich vor sich selber.

Lee ging am Strand des Stromes entlang; dessen kurze

Wellen klatschten ineinander. Dort oben, hinter ihr, lagen die Häuser im Grün versteckt. Sie lachte bitter auf, dann wurde sie schweigsam und dachte an alles Vergangene und an das, was kommen würde. Sie setzte sich am Strand dicht ans Wasser nieder; das schleckte zu ihren Füßen über den schneeigen Sand. Ihre Sinne arbeiteten und sie dachte immer noch, all das sei ein Traum, ein unendlicher, schwerer Traum. Sie wurde müde, lehnte sich nach hinten über und versank in einen tiefen Schlaf. Über ihr stand die Sonne.

Die Brise, die über den Strom fegte, strich über Lee hin und weckte sie. Mit der Hand fuhr sie über ihr Gesicht, die Sonne war verschwunden. Ein leichter Abenddampf kroch auf dem Wasser. Die Luft war grau und Stille ruhte über allem. Das Leben des Stromes war erstorben, der hämmernde Sang, der sonst von den Werften erschallte, klang nicht, vereinzelt blitzten nur die Lichter, die sonst unzählig und regellos auf dem Wasser spielten. Lee ließ den Strom hinter sich und erreichte ihr Haus. Niemand sah sie, wie sie gedankenlos durch alle Kammern schlich. Vor dem Bild des Kutters blieb sie stehen, nahm es von der Wand, hielt es im Kreis des Lichtes vor sich, blickte noch einmal lange darauf, dann warf sie es zu Boden, daß es zersplitterte. Mit ihren Füßen zertrat sie dieses Bild zur Unkenntlichkeit.

Wieder wanderte sie durch die Türen der Kammern, sie suchte den Pol der Ruhe in ihrer Unrast. Da sah sie die Truhe mit den Papieren und Blättern stehen. Sie

drehte das Schloß, hob den Deckel empor und schleuderte Gedrucktes und Beschriebenes in die Stube. Dort lag es durcheinander, ein Haufen Blätter und Briefe. Auf blaue, bedruckte Hefte fiel ihr Blick, die raffte sie aus dem Haufen auf, nahm sie und setzte sich unter die Lampe, dann blätterte sie in ihnen. Da stiegen die Zahlen vor ihr auf, die Kurse der Schiffahrts- und Werft-Aktien.

Hamburg-Amerika-Linie: von 121 auf 116½ gefallen — las sie.

„Du verlierst, Harrald Johannsen!" Mit einem Lachen sagte sie es.

Hamburg Süd: Von 192 auf 187. „Du verlierst, Harrald Johannsen!" wiederholte sie.

Die Aktien des Norddeutschen Lloyd haben eine Kursveränderung von 113 auf 109½ erfahren.

„Deine Verluste steigen, Harrald Johannsen!"

Sie blätterte und las. Die Zeit maß sie nicht, mit einer bitteren, lachenden Lust las sie weiter.

Hochseefischerei Trave: Von 65 auf 35 gesunken.

Cuxhavener Hochseefischerei: Von 130½ auf 129.

D. D. G. Hansa: Von 151 auf 146.

„Auch der Markt taugt nicht mehr — hier!" Ihre Augen leuchteten, als sie las:

„Die Hochsee-Motorkutter, welche ergiebige Fänge an lebenden Schollen aufzuweisen hatten, die in der südlichen Nordsee gefangen wurden, brachten Fangreisen von 3000 bis 9000 Pfund pro Fahrzeug an. Infolge des reichlichen Angebots (an einem Tage gelangten 125 000

Pfund Schollen zum Verkauf) waren die Preise erheblichen Schwankungen unterworfen."

„Du bist ein Spieler, Harrald Johannsen! Du schwankst zwischen Gewinn und Verlust!"

„Hahaha!" lachte sie auf. Es war ein reißendes Lachen, das klang verzerrt von den Wänden wider, so daß sie selbst vor diesem Schall erschrak.

Waren, Waren auf den Markt. Fische, Fische, Fische! In sechs Tagen 116 287 Pfund frische Fische. 499 680 Pfund frische Heringe.

„Eine Million einhundertsechsundvierzigtausend Pfund Gesamtumsatz allein im Altonaer Fischereihafen!"

Wie ein Schatten huschte sie durch ihr Zimmer, vor ihrer Bank mit der Inschrift blieb sie stehen.

„Seefahrt in Not!" schrie sie.

„Meine Not — Harrald Johannsen! Wird auch deine kommen?" Ein anderer Gedanke überfiel sie, der ließ sie nicht los, er zerrte an ihren Nerven.

„Wieviel Zinsen haben wir dir geopfert, wieviel Arbeit ist für dich geleistet worden? Hinrichsen ist geblieben — für dich — Harrald Johannsen! — Klaas und Jan sind nicht zurückgekehrt — für dich — Harrald Johannsen! Mein Leib war gut — heiß mein Körper — schön die Nächte — für dich, Harrald Johannsen!"

Wieder lachte sie auf, dabei riß es in ihrem schwellenden Schoß. „Ein Spieler und Ausbeuter bist du, Harrald Johannsen!"

Eigentlich wollte sie hinüber, um ihm das zu sagen,

aber sie setzte sich wieder an ihre Blätter und las weiter:

. . . „Durch den lebhaften Verkehr und die starke Anfuhr ist die Nachfrage geringer", stand da in fetter Schrift.

„Umsatz — Umsatz! Du mußt für Umsatz sorgen, Harrald Johannsen — den Markt beleben — den Fisch im Lande propagieren — dein Spiel — dein Spiel — du bist Spieler — Harrald Johannsen — Spieler! Und dir bleibt mein Haus und mir der Hunger — und das Kind!" Sie hob ihr Kleid ein wenig und tanzte lachend durch das Zimmer.

„Das Kind . . .!" Dieser letzte Ausruf ließ sie zusammenschrecken, an ihren Leib dachte sie, die Blätter und Papiere umlagerten sie ungeordnet. Sie stand auf, ging zu einer Kiste, kramte darin herum, fand eine lange Nadel, die nahm sie, ging aus dem Zimmer und entkleidete sich, löschte das Licht und legte sich in ihr Bett.

Ein Fieber hatte sie erfaßt. Und wieder stieg visionär der Morgen der letzten Ausreise des Kutters vor ihr auf, als sie erwachte und Klaas neben sich liegen sah. In Klaas hatte sie noch einmal Hinrichsen erlebt, das erkannte sie jetzt in ihrem Wahn. Die Erinnerungen kamen ihr, die Erinnerungen an andere Nächte, die Nächte mit Harrald Johannsen. Langsam öffnete sie ihren Schoß, zog die Knie an den keimenden Leib, fingerte mit ihren Händen, die die Nadel hielten und schrie in wahnsinnigem Schmerz.

August ist der Monat, der die Gewässer austrocknet, und nicht nur die Gewässer, auch die Menschen. Flimmernde Luft lag über den Straßen, sie zitterte über den Boden hin und machte die Augen schmerzen, vom Wasser dampfte es in den Morgenstunden, der Tau trocknete, noch ehe die Sonne zur Höhe stieg. Die Last der Sonne drückte die Menschen zusammen und alles floh vor dem Mittag.

So lag das Dorf in die Hitze des Mittags gehüllt. Die bunten Farben der Häuser gleißten im grellen Schein. Das dunkelgrüne Laub der Bäume suchte Schutz bei sich selbst und atmete schwer, es neigte seine Spitzen der Erde zu, um weniger von der Sonne getroffen zu werden.

Das weite Land lag schattenlos, saftiges Gras war zu Futter vertrocknet, zur Winternahrung für das Vieh. Unter den gelockerten Stoppeln der Felder brach die zerfallende Erde auf und der leichte Wind trug Staub mit sich, der in die Poren der Menschen drang.

Sonntag war es. Mit dem mißfarbenen, grellen Klang der Glocken spie die hölzerne Kirchentür ihren Inhalt aus, Menschen mit steifen Gesichtern und Kleidern, die sich die Wege mit heiserem Flüstern entlang schoben. Die Männer hielten noch ein wenig den Kopf gesenkt, die Frauen bewegten noch vom Gebet — oder schon wieder zu anderem Tun, die Lippen. Das Werkzeug ihrer Überzeugung, aus dem sie das Heil suchten, hatten sie unter den Arm geklemmt oder trugen es in den verknorrten Händen an den Leib gestützt. Der goldene

Schnitt der Bücher vom Gott, die meistens von den Frauen getragen wurden, zuckte im Spiel mit der Sonne.

Die gichtigen Fischer, die mit aus der Kirche traten, bewegten ihren Menschen ruckweise vorwärts über den Weg. Mit einem Seitenblick stampften sie am Friedhof vorüber. Über alle hatte die Meinung des Pfarrers vom Dorf ein Fünkchen heiligen Geistes gestreut, so sie in Liebe zu ihrem Herrn getreten waren. Dieser Geist und diese Meinung waren Tradition im Dorfe, verkörpert durch die Generation der Fischer, die es bevölkerten.

An diesem Sonntag war der Gemeinde ein besonderes Heil widerfahren. Einen neuen Altarschmuck hatte die Kirche erhalten, gestiftet von Harrald Johannsen, „dem Förderer der Hochseefischerei", wie es der Pastor von der Kanzel bekanntgab. Der gesegnete Dank und das schallende Hosianna der Gemeinde umwob noch jetzt die Kirchgänger auf ihrem Heimweg, oder begleitete sie in die Wirtschaften, in die sie traten, um die Hitze des Mittags und des Gebetes mit einem Getränk niederzuschlagen.

Unter den Kirchenbesuchern war auch Gesine, die Waschfrau des Jan. Jan und sie waren alte Freunde von Jugend auf gewesen, und sie betreute Jans Zeug, wenn er draußen auf der See war. Seine schwache Seite war ihr bekannt, mit dem Verständnis der einfachen Frau wußte sie ihren Umgang mit ihm zu pflegen. Neben seiner Wäsche behütete sie ihm auch sein anderes

Zeug. Als er nicht mehr zurückkam, kramte sie in seinen Sachen und fand dort einen verschlossenen Brief vor. Der war an sie selbst gerichtet. Sie drehte den Brief in ihrer Hand.

„Was mag das sein? — Der Jan hat mir doch sonst nicht geschrieben?"

Sie öffnete umständlich den Brief; solche Arbeit war sie nicht gewohnt, denn bisher hatte sie nie einen Brief erhalten — und fand darin ein Testament von ihm.

Sie las es begierig, verstand aber den Inhalt nicht recht, dann las sie es noch einmal und suchte in Jans Zeug, bis sie ein Buch fand, das er ihr vermacht hatte. „Die Hälfte der Summe", hieß es in dem Vermächtnis, „die im Buch aufgespart ist, gehört dir, Gesine, und die andere Hälfte mußt du Lee Tews, der Frau des Fischers Hinrichsen, geben."

Gesine begriff nicht recht, denn er schrieb dort: „Ich vermache dir das Geld, weil du dich ein wenig um mich gekümmert hast."

Über den Teil für Lee stand nichts geschrieben.

„Weshalb hatte er Lee die Hälfte vermacht?" Dieser Gedanke verließ sie nicht.

Sie hatte sich das Testament und das Kassenbuch eingesteckt, denn sie hoffte, Lee beim Kirchgang zu treffen. Unschlüssig stand sie nun und sah sich im Kreise um; sie konnte sich nicht denken, was Lee hätte vom Kirchgang abhalten können, denn bisher hatte sie regelmäßig an der Predigt teilgenommen.

„Op wen teufst denn, Gesine?"

Das rief ihr eine Fischerwitwe, die unter den anderen Dörflern stand, über den Weg zu.

„Lee Tews mutt ick hebben!"

Dieser Ruf Gesines brachte die Kirchgänger darauf, daß Lee fehlte. In der Kirche hatte man nicht weiter darauf geachtet, die Worte des Pfarrers hatten das Denken nach einer anderen Richtung gedreht. Die Frauen umringten Gesine, Fischer traten hinzu, ein Kreis von Neugierde erfüllten Menschen hatte sich gebildet, der stand in der Mittagssonne und hörte geduldig, was Gesine über das Testament vom Jan erzählte.

Wie zu einer Prozession schlossen sich die Kirchenbesucher Gesine an und begleiteten sie einen Teil des Weges, um sich dann, als sie genug erfahren hatten, unter eifrigem Gespräch langsam zu entfernen. An ihnen fraß die Unruhe, die Neuigkeit mußte schnell verbreitet werden.

Als Gesine am Hause Lees angelangt war, stand nur noch die Fischerwitwe, die sie angerufen hatte, bei ihr.

Beide traten in Lees Haus und fanden in der Diele den ungeordneten Haufen der Papiere und Hefte verstreut auf dem Tisch und dem Boden liegen.

Sie sahen sich an. Dann ging Gesine auf den Tisch zu, die Witwe aber war in heller Aufregung schreiend auf die Straße hinausgelaufen, da sie an einen Einbruch oder Überfall dachte. Der Schrei der Witwe rief die Menschen wieder zusammen.

Vom Tisch aus konnte Gesine die Tür der Schlafkammer sehen, die halb geöffnet stand, und dahinter hörte sie ein qualvolles Stöhnen. Sie trat näher und sah, wie sich Lee im Fieber in ihrem Bett warf. Als sie sich umwandte, stand hinter ihr die Kammer und die Diele voller Menschen.

Der Fischer, der Lee am Deich getroffen, und der mit seinen scharfen Augen ihren Leib gemessen hatte, war mit in die Kammer getreten. Er sah Lee liegen und rief den Frauen zu: „Geht zur Wehmutter, sie soll bei Lee Tews den Jungen vom Jan holen!"

Diese Worte waren ein Signal für die Frauen, sie sahen sich an und verließen die Kammer, der Mann trat mit einem breiten Lächeln an das Bett heran. Jans Worte, die der ihm damals beim Grog entgegenschleuderte, hatte er noch gut im Gedächtnis.

„Der Jan war ein Schwein — und diese Frau?" ging es durch sein Hirn und sein Lächeln verschärfte sich.

In diesem Augenblick öffnete Lee ihre fiebernden Augen.

Sie sah unklar den Mann. Sie richtete sich auf und schrie: „Du bist ein Spieler und ein Ausbeuter!"

Sie spuckte dem Fischer ins Gesicht. Der wischte sich mit der flachen Hand den fiebrigen Speichel ab, ein gehässiges Lachen spielte auf seinem Gesicht, er erhob die Hand, bedachte aber im Augenblick, daß er an einem Krankenbett stand. Mit häßlichem Lachen ging er rückwärts aus der Kammer, denn Lee hatte sich aufgerichtet auf ihre Ellenbogen gestützt, dabei war ihr die Decke

des Bettes herabgeglitten und der Mann sah den geöffneten blutenden Schoß, ihre aufgerissenen Augen wirkten wie die einer Irren, aus ihrem brennenden Gesicht schrie ein Lachen auf, das von einem bellenden Husten unterbrochen wurde.

„Ein Spieler bist du!“ rief sie noch einmal, „ein schlechter Spieler!“

Dann warf sich ihr Körper unter schmerzenden Schreien im Bett.

An der Tür stieß der Fischer mit Gesine zusammen, er faßte sie hart am Arm, daß sie aufschrie. Auf diesen Schrei achtete er nicht, sondern warf sie halb auf die Straße.

„Zur Wehmutter! Marsch, renn' zur Wehmutter!“ brüllte er sie an und hob die Hand.

Gesine lief, als wenn der Fischer mit einem Stropp hinter ihr wäre, über das holprige Pflaster der Straße.

Hinter den Scheiben der Fenster standen die Bewohner des Dorfes und verfolgten den Auftritt, sahen auch Gesine über die Straße rennen.

Jetzt wußten sie, daß in den nächsten Stunden eine Neuigkeit das Dorf durchfliegen würde, und sie traten aus ihren Stuben auf die Straße hinaus.

Das Dorf lag noch immer unter dem Druck der glühenden Sonne und eines Ereignisses.

„Nein, hier ist nichts zu machen, du mußt in eine Klinik“, sagte die Wehmutter, nachdem sie den blutenden Leib der Frau untersucht hatte.

Lee gab keine Antwort auf die an sie gerichteten Fragen.

In ihrem Fieber hörte und sah sie nur alles unklar und wußte auch nicht, was mit ihr geschah. Ein paar Fischerfrauen hoben sie aus ihrem Bett, dabei schrie sie auf und schlug um sich. Ihr Mund schleuderte Anklagen heraus, die sich auf niemand und alle beziehen konnten.

Der Netzmacher Peters saß vor seinen Garnstangen und zog die Nadel durch die Maschen, er knüttete an einem Netz. Seine rechte Hand vollführte immer die gleiche Bewegung. Sie stieß die Nadel durch die Masche, drehte sie um, knüpfte, stieß die Nadel zurück und holte dann das Garn mit einem Ruck seiner Hand nach der Schulter zu. Dann begann er eine neue Masche. Er saß mit dem Rücken nach dem Deich zu und konnte durch das halbfertige Netz hindurch über das Land und auf den Strom sehen.

Wie vergittert lag das alles jenseits des Netzes, so, als wäre das, was dahinter lag, eine so eng vergitterte Welt, daß niemand durch die dichten Maschen schlüpfen könnte. Ihm schien es, als sei das ganze Dorf gegen die Außenwelt abgeschlossen, und seine Hände schufen Masche auf Masche, eng genug, um darin gefangen zu werden.

Hinter sich hörte er harte Pantoffel auf das Pflaster schlagen. Gesine kam daher und rief dem Knüttenden ihren Gruß zu. Der Netzmacher drehte sich langsam um. Der weiße, rundgeschnittene Bart, der sein rundes Kinn umkränzte, wehte durcheinander, als er den Gruß er-

widerte. Er blickte Gesine eine Weile an, dachte ein wenig nach, dann legte sich ihm eine Frage auf die Zunge, die die Lippen herausgab.

„Ist das wahr mit Lee Tews, Gesine?"

„Was soll wahr sein, Peters?"

„Daß Lee Tews ein Kind vom Jan bekommen hat?"

Gesine fuhr sich mit der Hand ins Haar, löste dort eine stählerne Nadel, bog sie ein wenig auseinander, riß ihren Mund auf und stocherte sich damit in den Zähnen herum, dann meinte sie gedehnt:

„Nee — davon weiß ich nichts!"

„Na, es wird doch im Dorf erzählt, daß du dabei gewesen bist. — Du hast doch die Wehmutter geholt!"

„Ja, Peters, wer hat dir denn das erzählt?"

Gesine war entsetzt, daß es bereits Peters wußte, der doch am Ende des Dorfes wohnte, in einem Haus, das weit von den anderen entfernt lag.

„Ja! Das ganze Dorf erzählt sich doch, du hast ein Testament vom Jan für Lee Tews gehabt, sein ganzes Geld hat er der Lee vermacht!"

„Na! Das ist nicht wahr, Peters. Das ist eine Lüge!"

Gesine bog die Nadel zurück, steckte sie wieder in ihr Haar, bückte sich, nahm einen Pantoffel hoch und schüttete den Sand heraus.

„Weißt du, Peters, das ist doch schlimm mit solch Lügen — ich weiß ja man auch nicht, weshalb der Jan der Lee das Geld vermacht hat ...."

„Ja! Gesine! Nun lügst du ja doch, du sagst doch, daß der Jan der Lee das Geld vermacht hat."

Der Fischer drehte sich um und knüttete weiter, stieß die Garnnadel hin und zurück, er kümmerte sich nicht mehr um die Frau.

„Es ist doch eine Lüge, — Peters!“ Mit diesem Ruf trat Gesine zornig mit ihren Pantoffeln die krummen Steine der Straße entlang, daß es klatschte.

Und Peters knüttete weiter, auch seine Gedanken zogen Maschen. „Lüge!“ hatte die Gesine gerufen, sie hatte nur vom Geld gesprochen, aber nicht vom Kind. Er warf sein Knüttzeug hin, verließ seine Garnstangen und seine Netze und ging den Häusern des Dorfes zu. Als er ein paar Schritte gegangen war, sah er Gesine mit einer Fischerfrau vor ihrem Hause stehen und schwatzen. Sie stand breitbeinig da und hatte die Hände unter die Schürze geschoben, so daß es aussah, als hätte sie einen gesegneten Leib; dabei sahen die Beine, die in grauen, wollenen Strümpfen steckten, wie ein paar Stelzen aus.

„Lügt sie dir auch was vor?“, rief Peters und trat zu den Frauen heran, stellte sich zwischen beiden auf und sah mit seinen runden, blinzelnden Augen Gesine in das Gesicht.

„Es ist doch eine Lüge, Peters“, meinte die Fischerin, „Lee hat doch nur das halbe Geld bekommen, die andere Hälfte hat doch Gesine gekriegt.“

„Du hast aber kein Kind bekommen, oder hast du einen vertrockneten Leib?“ Mit dieser Frage sah er Gesine noch einmal an und stolperte weiter.

„Was will der alte Peters mit dem Kind — Gesine?“

Gesine geriet ein wenig mit der Stimme ins Schwanken und erzählte der Fischerin, wie sie Lee Tews gestern nach dem Kirchgang aufgefunden hatte.

„Was, mit einer Nadel — solch Mensch!" Wütend stieß die Fischerin ihren trächtigen Leib vor, der schon fünf Kinder geboren hatte. Es war, als wenn die vollen Brüste, die fast den hochgeschossenen Leib berührten, bei dieser Erzählung sich mit dem Leib zu einem Tanz vereinigen wollten. Sie bebte vor Empörung. Ihr ganzer rundlicher Mensch war in Aufwallung geraten. Alles Blut schoß ihr ins Gesicht.

„Solch Mensch war die!", schrie die Fischerin.

Vor diesem Ausdruck floh Gesine den Deich entlang, sie konnte ihre Mitmenschen nicht verstehen.

„Wissen der Gendarm und der Vorsteher das schon?"

Gesine hörte noch diese letzte Frage der Fischerin, sie suchte dem Bannkreis des Dorfes zu entfliehen. Ihr selbst war es unverständlich, weshalb Lee Tews das getan hatte, aber mußten die Leute sich darum kümmern — und nun sollte gar der Gendarm kommen?

Der Gendarm war für sie die verkörperte Autorität der Gesetzmäßigkeit des Staates, und ihrem Sinn erschien er wie der irdische Vollstrecker der von Gott gewollten Ordnung.

Drei Gebäude gab es, vor der ihr Inneres im stillen immer erzitterte.

Das war die Kirche, mit ihr verband sie eine heilige Scheu vor allen Dingen, die ihr Verstand nicht lösen konnte. Von der Kirche aus bewegten sich ihre Ge-

danken immer zu einem besseren Sein, das ihr nach dem Tode beschieden wäre. Der Pastor predigte das, und an seine Worte glaubte sie, wie an das Evangelium.

Dann war es das Gebäude des Gendarmen. An diesem Hause schlich sie immer geduckt vorbei. Wie eine unsichtbare Hand, die zum Schlage ausholt, um sie zu zerschmettern, lag es über ihr, wenn sie am Hause des Gendarmen vorüber mußte. Wie von einem Alp erlöst, atmete sie auf, wenn sie das Haus hinter sich hatte. Trotzdem war sie noch nie mit dem Gesetz in Konflikt geraten.

„.....und jetzt?" Der Ausruf der Fischerin kam ihr in den Sinn. Sie stöhnte auf. — „Schließlich holt mich der Gendarm mit!" — Das waren ihre Gedanken.

Dahinter sah sie das Gericht, den Richter und hörte den Urteilsspruch. Den kalten Hauch des Gerichtssaales fühlte sie am Rücken herunterziehen. Sie krümmte sich zusammen, zog ihren Kopf zwischen die Schultern und schlich wie ein schuldbeladener Hund, der Prügel zu erwarten hat, um die Menschen herum und strebte ihrem Hause zu. Sie achtete auf keinen Zuruf mehr, sondern scheute vor den Bewohnern des Dorfes. Sie fing an, an den Menschen zu zweifeln, und in diesem Zweifel bewegten sich ihre Lippen zu eigener Zwiesprache.

Peters trat in den Krug und an den Tisch, an dem man ihn einlud, Platz zu nehmen. Der alte Peters war der Netzmacher für das ganze Dorf. Früher war er, wie alle Jungen des Dorfes, über die Meere gesegelt, er kannte das Salzwasser und den Sturm.

„Was hast du, Peters, du machst so ein weisheitsvolles Gesicht?"

Der Fischer Golpers fragte das und sein Gesicht verzog sich zu einem Grinsen, er kniff ein Auge zu und fragte lauernd:

„Willst du Pate stehn bei deinem Patenkind?"

„Laß das, denn Gesine sagt, es ist eine Lüge."

„Was? — Eine Lüge! Dann fragt den Gendarm, der war bei der Wehmutter, der kann dir Auskunft geben!"

„Dann ist sie doch so ein Mensch!" Das kam gequält aus ihm heraus, denn Lee Tews Mutter und er waren Spielkameraden gewesen.

„Es ist gut, daß die alte Frau schon Jahre tot ist, das hätte sie kaum überleben können", sagte er leise vor sich hin und bestellte sich einen Grog. Den trank er mit langsamen Zügen. Um ihn redeten die Menschen. Da rief Golpers unvermittelt über den Tisch: „Doch — in der Woche hätte ich auch mal eine Nacht bei ihr geschlafen, schön war sie schon, das Mensch!"

Ganz still war es nach diesem Ausspruch im Kreis der Trinker geworden. Von der Tonbank her löste sich eine Gestalt. Groß und hager war der Mann. Er schien fremd im Dorf. Sein Alter mußte an die fünfzig sein. Das Gesicht war von der Sonne und dem Wetter wie Leder gegerbt, aber ganz aufrecht ging er an den Tisch der Fischer heran.

„Von wem sprichst du — von Lee Hinrichsen? — der Frau meines Freundes Hinrichsen?"

Alle sahen sich den Gast an, der sich immer um einen

halben Schritt näher an den Tisch heranschob. Der alte Peters setzte seinen Stuhl beiseite und sah sich den Mann an.

Er dachte an seine Fahrenszeit. „Es ist doch nicht Nacht auf einem Schiff? und auf See bin ich doch auch nicht?“ sprach er zu sich. „Soll denn der Klabautermann auch an Land am hellen Tage erscheinen?“ Er schob seinen Stuhl noch einen Schritt weiter rückwärts. Dadurch konnte der seltsame Gast ganz an den Tisch herantreten. Peters grübelte. Dem alten Netzmacher kamen Erinnerungen an seine Jugend, der Mann erschien ihm bekannt, wenigstens das Gesicht.

Der Fremde wandte sich noch einmal an den Fischer. Er hatte das Gespräch des Dorfes schon vernommen, auch an sein Ohr war das Geschehnis mit Lee gedrungen. Nach Jahren war er heimgekehrt, der Zimmermann von der „Niobe“, um seinen alten Freund Hinrichsen und dessen Frau zu besuchen — und er fand weder Hinrichsen. noch seine Frau, die Lee, nur das Dorf voller Empörung über sie.

„Sag' noch einmal, daß Lee Hinrichsen ein ‚Mensch' ist!“ Unverwandt sah der Sprecher den Fischer an. Der erhob sich, denn er fühlte, daß hier der Eingriff eines Fremden, eines Mannes, der ein „Butenländer“ war, in die Belange seines Dorfes vorlag, und wollte sprechen, aber der andere schnitt ihm die Rede ab und sagte mit einer klangfremden Betonung: „Eine Frau ist kein ‚Mensch', auch wenn sie einmal einen Schritt tut, den

Ihr Schweine nicht verstehen könnt; die Frau ist frei und gehört sich selbst."

Dann hob er ganz langsam die Hand, schloß sie zur Faust und hämmerte sie dem Fischer zwischen die Augen. Der sackte wie ein vom tödlichen Schlag getroffener Ochse in sich zusammen.

Langsam ging der Mann rückwärts aus der Gaststube, kein Mensch dachte daran, ihm zu folgen.

Auf der Straße sah er sich um und spuckte aus. „Nein — die Menschen hier werden sich auch in einem Jahrhundert nicht geändert haben, es wäre denn ..." Er sprach nicht weiter, sondern verließ das Dorf und ging zum Ufer. Dort setzte er sich.

Nach Norden zu lag das Meer, er fühlte es; trotzdem sein Auge es nicht erreichen konnte, nahmen es seine Sinne wahr, in seinem Ohr tönte das ewige Rauschen. Jahre war er über alle Meere gefahren, hatte den Atlantik und den Stillen Ozean in allen Richtungen gekreuzt. Nirgends war er zur Ruhe gelangt. Die Welt schien ihm weit und war ihm doch so eng. Australien war ihm so nahe gewesen wie dieses Dorf, und trotz allem hatte er sich heimgesehnt. Er suchte die Freiheit der Persönlichkeit im Dorfe, die Schönheit seiner Heimat und fand nur den gehässigen Neid der kleinlichen Menschen, die von einer Hand sogenannter Ordnung in Zucht gehalten wurden. Darunter sah er eine kleine Schicht im Ringen um die Freiheit. Sie war noch gering, wenn sie auch wuchs ....

Noch ehe der Ort ein wirkliches Dorf war, als die zweite

Hütte eines Fischers ihre Geburt erlebte, standen Klatschsucht und menschliche Dummheit als Parzen Gevatter für dieses werdende Dorf. Die grausame Härte der vernichtenden See schmiedete die Menschen nur für Augenblicke der Not, wenn ein Unglück kam, zusammen, sonst fielen sie auseinander — und übereinander her.
So sah der Zimmermann der „Niobe" das Dorf wieder, das er über zwei Jahrzehnte nicht betreten hatte. Die Fassaden der Häuser hatten ein anderes Gesicht angenommen, ein paar neue Gebäude waren errichtet worden, dafür standen zerfallene Hütten leer. Die Wege waren ausgebessert, Land hatte der Staat angeschwemmt, eine Kolonie errichtet, die Gärten hingen voller Frucht, die Erde gab Ernten, das Meer Nahrung, wenn auch kärglich, die Vögel sangen, aber die Menschen — sie waren in ihrer erbärmlichen Kleinheit dieselben geblieben. Es war nur eine äußerliche Veränderung vor sich gegangen, innerlich hatte das Dorf sich nicht gewandelt. Die Menschen in ihm waren noch so, als ob eine vielhundertjährige Entwicklung ohne merkbaren Einfluß auf sie vorübergegangen war.

Gesine drehte sich in ihrer Stube um, als die Tür von draußen geöffnet wurde. Im Rahmen der Tür stand ein Landjäger; als er Gesine erkannte, trat er näher und stürzte, ohne einen Gruß angebracht zu haben, mit Fragen unvermittelt über die Frau her. Sie stand mit schreckhaften Augen da und dachte, daß nun ihr letzter

Tag gekommen wäre. Die Furcht vor der Uniform, die sie durch ihr Leben geschleppt hatte, erreichte in dieser Minute ihren Höhepunkt. Um ihre aufgerissenen Augen, die voller Angst waren, wirkte das farblose Gesicht wie eine Totenmaske. Bläulich, wie ein Strich, hoben sich die Lippen, deren obere immer aufzuckte, aus der Blässe des Gesichts ab. Feine, kalte Tropfen flossen unter der Haut der Stirn hervor. Ihr Rücken krümmte sich und die hageren Waden wollten den Körper nicht mehr halten.

„Also, Gesine Fuß, Sie sind dabei gewesen?"

„Ja!" Dieses Wort klang verzweifelt dünn. Es war wie das Eingeständnis eines Schuldbewußtseins.

„Na, das ist gut, daß Sie nicht leugnen, das hat keinen Sinn." Der Gendarm nahm sich einen Stuhl, setzte sich an den Tisch, den Tschako legte er neben sich und beförderte einen Aktendeckel hinter den Knöpfen seiner Uniform hervor.

„Nehmen Sie einen Stuhl und setzen Sie sich hier her — neben mich!"

Er benahm sich, als wenn es seine Amtsstube wäre, diese Kammer der Gesine.

Gesine setzte sich. Das erstemal sah sie die Uniform ganz nahe neben sich, sie roch sie förmlich, dieser Geruch kroch in sie hinein und benebelte sie.

„Da werden wir nicht viel hermachen, also wie war das? ..."

Nicht Gesine erzählte, sondern er berichtete ihr das,

was das Dorf erzählte und machte Notizen, als wenn das alles Gesines Aussage wäre.

„Die Nadel hat noch im Bett gelegen, wie die Wehmutter kam ... ja? — na, der Golpers hat das auch gesehen! ... und der Jan, der erste Knecht, ist ihr Liebhaber gewesen — was!? ... na ja, das stimmt schon alles zusammen ... und das Geld hat er ihr auch vermacht, Sie haben das ja unter Zeugen gesagt."

„ ..... man bloß die Hälfte!" protestierte Gesine schwach.

„Haben Sie mit dem Bestmann Jan auch ein Verhältnis gehabt?"

Gesine wurde bei dieser Frage der Uniform ganz verschüchtert. Sie sah überhaupt kein Gesicht mehr, nur noch die Uniform, und konnte keine Antwort geben.

„Sie können bei diesem Punkt die Aussage verweigern ..." Der Landjäger streckte die Füße von sich, lehnte sich zurück, lächelte über seine eigene Frage, denn innerlich sagte er sich: „... Na, danke — für dieses Dörrobst — habe eben Klöße gegessen — so was habe ich zu Hause auch, da braucht man nicht in fremden Revieren zu pirschen. Wenn der Jan mit der Lee was hatte, die wäre schon leckerer ...", er machte eine kurze Pause, dann fuhr er in seiner Rede fort:

„Das mit dem Geld stimmt also."

Er schrieb umständlich die alleinigen Aussagen ein, las sich das, was er schrieb, halblaut noch einmal vor und meinte mit einem Male: „Donnerwetter, was ist das nun? Daß die Ärzte immer lateinisch schreiben

müssen!“ Dann beruhigte er sich wieder und stellte an Gesine neue Fragen.

„Sie haben es doch auch dem Peters erzählt, daß das Kind vom Jan ist. Er hat mir das gesagt ... wissen Sie, warum Frau Hinrichsen das getan hat?“

„Nein!“

„Das ist sonderbar. Was meinen Sie, ob die das Kind noch haben wollte, nachdem der Jan versoffen war ...? das glauben Sie auch nicht!“ — Er packte seine Blätter fein säuberlich zusammen und ließ Gesine den Akt unterschreiben. Dann ging er hinaus. Als er in der Tür stand, fragte Gesine: „Wann werd' ich geholt?“

Er lachte über seinen Erfolg. „Wenn Sie gebraucht werden, bekommen Sie eine schriftliche Einladung, bei uns herrscht eine vornehme Ordnung.“

Gesine stand unbeweglich, in ihrem Hirn war es dumpf. Sie beschäftigte nur die Frage: „Wann wird man mich holen?“

Der Landjäger hatte ein gestrichenes Pensum Arbeit, denn er mußte alle Beteiligten am Fall „Lee Hinrichsen“ im Dorf aufsuchen, um das Material zu sammeln. Die Augen der Frauen im Dorf verfolgten ihn, die Männer trafen ihn später in der Gaststube des großen Kruges. Dort saß er und drehte sein Gesicht den eintretenden Leuten zu, musterte sie, trotzdem er sie kannte, und suchte ihre Gesichter mit Photographien zu vergleichen. Bei dieser Arbeit kam er zu der Überzeugung: ‚Komisch, die Menschen sehen sich alle verdammt ähnlich, nur ihre Gestalten und ihre Kleidung

zeigen die Unterschiede auf. Hol der Teufel alle Steckbriefe!'

Langsam erhob er sich hinter dem Tisch, bürstete mit seiner Handfläche über den Brustteil seiner Uniform und ging hinaus, dabei grüßte er mit dem Zeige- und Mittelfinger der rechten Hand. Er hob sie halb an den Tschakorand, nicht höher. ‚Immer Autorität bewahren und ein Fünkchen Loyalität zeigen, denn ich bin ein Teil des Staates — von dem Recht und Ordnung, Gesetz und Sitte ausgeht, über die ich zu wachen habe.'

Mit diesen Gedanken schritt er die Dorfstraße entlang und kontrollierte die Fenster der Häuser. Seine Augen sahen immer Verstöße gegen irgendeine Vorschrift, die niemand kannte und er selbst nicht recht. Aber wenn sein Auge etwas erblickte, was gegen seine Kasernenhoferziehung ging, dann war das ein Verstoß gegen irgendeine Ordnung, der geahndet werden mußte. So riß er sein von Paragraphen durchsetztes Dienstleben herunter und wurde selbst ein mit einer menschlichen Haut überzogener Vorschriftensack, in dessen Hirn sich immer diese Vorschriften und die Paragraphen stritten. In diesem Sinne löste er die ihm gestellten Aufgaben und so führte er die Untersuchung des Falles Lee Hinrichsen durch.

Als er am Deich entlang kam, stritten sich die Jungen des Dorfes, sie prügelten sich, ihr Gebrüll durchzog die Luft. Mit einer Zähigkeit sondergleichen kämpften sie um ein heiß umstrittenes Objekt, eine an den Strand getriebene Korkweste. Jeder wollte sie besitzen. Immer

der Stärkere machte sie dem jeweils Schwächeren strittig, so wechselte das Objekt in einer kurzen Zeit oftmals den Besitzer, bis es sich der letzte Sieger um seinen Leib band.

Gerade wollte der Gendarm, der das Gebrüll hörte, einschreiten, als alles auseinanderstob. Er sah nur noch die Beine der Jungen und hörte aus der Ferne ihr höhnisches Lachen.

Die Jugend hatte mit ihrem Spiel seiner Autorität gespottet. Er kaute an seinen Bartenden herum, weil er im Augenblick nichts Glücklicheres anzufangen wußte. Diese Bartspitzen brachten ihm oft einen Ausweg aus seinen festgefahrenen Gedanken oder aus Situationen, die ihm ärgerlich waren. Jetzt war er verärgert, daß die Jungen seine Uniform noch verhöhnten, vor allem darüber, daß sie schneller waren als er und er ihnen nicht folgen konnte, um einen der Sünder zu erwischen.

Lee begriff nicht, was mit ihr geschehen war. Sie sah sich um; der Ort, an dem sie sich befand, war ihr fremd. Eine seltene Helligkeit umgab sie, eine Fülle von Licht überfloß ihr Bett. Die Decke des Raumes, in dem sie lag, kam ihr, wenn sie nach oben blickte, so unendlich fern vor. Sie spielte mit ihren Händen und versuchte zu denken; es fiel ihr schwer. Bei diesem Spiel wurde sie durch den Eintritt einer Krankenschwester unterbrochen, die auf ihr Bett zuschritt. Der Schwester folgte ein Mann, hager, mit einem blassen Gesicht und mit

BIBLIOTHEK der
RATHAUSWACHE
WIEN I. NEUES RATHAUS

sorgfältig gescheitelten schwarzen Haaren. Die ganze Gestalt hatte etwas Verkniffenes.

„Sie sind Frau Hinrichsen?" Er beugte seinen Oberkörper ein wenig nach vorn, daß es aussah, als wenn er seine Person vorstellen wollte, aber diese Bewegung konnte auch eine Täuschung sein.

„Ich bin der Untersuchungsrichter Dr. Weiß, ich hätte in Ihrem eigenen Interesse ein paar Fragen an Sie zu richten ..."

Die Schwester der Klinik brachte einen Stuhl, den rückte sie an Lees Bett, er setzte sich nieder und sah die Kranke an.

Lee blickte teilnahmslos in das Gesicht dieses Herrn Dr. Weiß. An diesem Gesicht störte sie etwas. Sie machte mit ihrer Hand eine Bewegung, als wollte sie dieses Gesicht fortwischen, aber es ging nicht, das blieb bestehen, im Gegenteil, ihr war es, als wenn sich an diesem Gesicht der Körper einer Spinne formte und diese Spinne sie umgarnen wollte. Sie fuhr sich mit einem Tuch über ihre Stirn und wischte die Feuchtigkeit, die die Schwäche trieb, hinweg. Dann blickte sie starr über das Fußende ihres Bettes.

„Der Arzt ersucht darum, daß Sie nicht zu ausgedehnte Fragen stellen, Herr Untersuchungsrichter, — das könnte der Patientin schaden."

In einem ruhigen Ton richtete die Krankenschwester diese Aufforderung an den Richter, dann setzte sie sich nicht weit entfernt an das Fußende des Bettes und sah der Kranken in die Augen. Die Anwesenheit der

Schwester wirkte beruhigend auf Lee. Sie legte ihre Hände auf die Bettdecke und sah Dr. Weiß fragend an.

„Bitte, lassen Sie sich nicht in Ihren Verrichtungen stören, Sie können ruhig hinausgehen; wenn ich meine Fragestellung beendet habe, werde ich Sie rufen, Schwester."

„Das verstößt gegen die ärztliche Anordnung, und im übrigen gibt es bei uns etwas Ähnliches wie ein Berufsgeheimnis, Herr Untersuchungsrichter!" Als die Pflegerin diese Antwort gab, wußte sie, daß sie diesen Richter gegen sich hatte.

„Herr Dr. Weiß!" — er erhob sich halb und drehte sich zur Krankenschwester um; das sollte die Vorstellung sein und gleichzeitig die Betonung seines abgestempelten Bildungsgrades.

„Danke! Schwester Hildegard!" — sie stand gleichfalls halb auf und machte eine förmliche Verbeugung zu ihm hin.

Jetzt mußte der Richter mit seinen Fragen in ihrer Gegenwart beginnen, denn sie hatte ihn dazu gezwungen.

„Sagen Sie mal, Frau Hinrichsen, ... ich nehme an, die Personalien hier stimmen", damit unterbrach er den angefangenen Satz, nahm seine Akten zur Hand und stellte die Personalien Lees noch einmal fest.

„Es ist wohl richtig, daß Sie ein Verhältnis mit Ihrem Bestmann Jan hatten, das Folgen zeitigte. Das ist durchaus zu verstehen ..."

Lee sah ihn an, ihre Augen wurden groß, sie antwortete nicht, sah zur Schwester, aber die lächelte nur.

Dr. Weiß trug der Kranken ähnliche Fragen vor, wie sie der Gendarm Gesine gestellt hatte. Nur sein Auftreten war geschmeidiger und unangenehm höflich. Doch auch er schien nicht auf Antworten zu rechnen. Ihm genügte das Schweigen, das ihm gleichbedeutend mit Eingeständnis und Schuldbeweis war.

„... sehen Sie, der Fall ist nun einmal öffentlich geworden, ich muß mich, Gott sei es geklagt, damit beschäftigen. Es ist mir durchaus verständlich, daß Sie diesen Schritt gegangen sind, nachdem Sie alles verloren hatten. Sie waren sicherlich in einer deprimierten Stimmung, daß Sie nicht wußten, was Sie taten. Solche Fälle kommen häufig vor, ich möchte von Ihnen nur die Bestätigung kleiner Einzelheiten haben ... an sich ist die Sache nicht schlimm."

Lee lehnte sich in ihre Kissen zurück, das Herz pumpte mit schnellem Schlag das Blut in ihr Gesicht, es überflutete einen Augenblick die Blässe der Haut, dann floß es wieder zurück, das Gesicht wurde weiß, und plötzlich schrie es aus ihr heraus: „Harrald Johannsen ist ein Lump!"

Dr. Weiß neigte sich nach vorn, er war so stark in der Erwartung einer Enthüllung, daß er in der gekrümmten Stellung verharrte. Da trat die Krankenschwester auf ihn zu und erklärte: „Herr Untersuchungsrichter, weitere Fragen kann ich im Interesse der Gesundheit der Patientin nicht mehr gestatten, denn Sie sehen selbst,

daß Frau Hinrichsen noch so erschüttert von allem ist, daß sie nicht klar denken kann."

Das war Dr. Weiß zu viel. Er sprang auf, denn er fühlte, daß hier das Recht, das er vertrat, unterbunden werden sollte, und er war als unverletzlicher Beamter des Staates berechtigt, Fragen zu stellen, die er für gut befand.

„... ich bin Richter", herrschte er die Schwester an.

„Sie übertreten Ihre Befugnisse", gab die Schwester zurück, sie trat an das Bett der Kranken, beugte sich zu ihr und sprach mit sicherer Stimme, die beruhigend auf Lee wirkte und verständlich genug für den Richter war.

„Frau Hinrichsen, bleiben Sie ruhig. Kein Mensch kann Sie jetzt schon zwingen, eine Aussage zu machen. Das brauchen Sie erst im Gerichtssaal — vor dem ordentlichen Richter. Ich verstehe ein wenig von solchen Dingen. Wir werden noch einmal darüber sprechen. Aber jetzt bleiben Sie hübsch ruhig liegen, nicht wahr?"

Lee sah der Schwester dankbar in die Augen. Sie fühlte, daß hier ein Mensch sprach, der mit ihr war. Sie drehte sich mit dem Gesicht der Wand zu, um den Richter nicht mehr sehen zu müssen.

„Und außerdem", fuhr die Schwester, sich gegen Dr. Weiß wendend, fort: „was ist das für eine Untersuchungsmethode? Sie stellen einfach Suggestivfragen und gehen dabei von der Voraussetzung aus, daß bereits feststeht: ‚die Frau ist schuldig, sie soll sich ganz

ahnungslos noch mehr belasten ...'; vorgeschrieben ist, dem Angeklagten die nachgesagte Tat zu beweisen."
Der Richter maß die Schwester mit einem Blick, der eine Beleidigung sein sollte, dann trat er auf sie zu.
„Merkwürdig, wie Sie das Gesetz kennen", zischte er durch die Zähne.
„Das ist gar nicht so merkwürdig, wie Sie meinen. Ehe ich hierher kam, habe ich zwei Semester Jura studiert, und das erklärt vieles. Ich finde, daß ich zu meinem jetzigen Beruf besser tauge. Hier kann ich Menschen in ihrer Hilflosigkeit beistehen. Hier kämpft man gegen Krankheiten — das ist etwas anderes, als gegen Paragraphen und gegen Richter kämpfen, deren Beruf es ist, Menschen auf Jahre unglücklich zu machen. — Was sehen Sie mich so an? — Wundern Sie sich, daß ich glücklicherweise noch rechtzeitig genug gemerkt habe, was es mit der Rechtsprechung auf sich hat? Dazu bedurfte es nicht viel, um zu spüren, für wen die Gesetze geschaffen sind — aber darüber kann ich jetzt nicht mit Ihnen sprechen. Kurz und gut: ich habe einfach Abstand genommen, noch weiter die Rechte — — entschuldigen Sie! — — zu studieren."
Mit einer starken Betonung sagte sie das letztere, dann ging sie zur Tür, öffnete sie und verbeugte sich mit einem lächelnden „Guten Tag, Herr Untersuchungsrichter!"
Lee begriff den tieferen Sinn der Unterhaltung zwischen der Schwester und dem Richter nicht, sie fühlte nur instinktiv, daß die Schwester ein tapferer Mensch war,

der ihr wohlwollte, darum drehte sie sich um, gab der Schwester die Hand, und es war das erstemal, daß sie weinte. Die Schwester setzte sich zu ihr ans Bett, und nun war Lee dieser Raum wie ein Garten. „... Nicht wahr, Schwester, Sie verstehen mich?"

„Sie haben vorhin einen Namen geschrien, den Sie auch in der Narkose in diesem Zusammenhang genannt haben?"

In Lee brach etwas auf, sie suchte Worte zu einem Anfang, denn sie wollte mit der Schwester über das, was sie bedrückte, sprechen. Bisher hatte sie niemand gefunden, dem sie sich anvertrauen konnte. Nun fand sie Mut und erzählte der Frau an ihrem Bett das Leben der letzten Monate. Die sagte nichts, sondern erhob sich von ihrem Platz und kam nach einiger Zeit mit ein paar Blumen in der Hand zurück und sagte unvermittelt: „Hier war vor ein paar Tagen ein großer Herr, der nach Ihnen fragte. Als ich ihm sagte, daß er Sie nicht sehen könnte, meinte er, ich möchte Ihnen bestellen, er wäre der Zimmermann von der ‚Niobe' und er käme wieder, wenn Sie gesund sind."

Lee wurde froh, vergaß die schwere Zeit, die hinter ihr lag, und ihr Gesicht bekam wieder Farbe. Sie setzte sich in ihrem Bett aufrecht und richtete unzählige Fragen an die Schwester.

Sie erzählte von den Leuten auf der „Niobe", lachte auch manchmal leise auf. Schwester Hildegard warf ab und zu ein paar Worte ein. Das Geplauder nahm dann wieder eine ernste Wendung. Die Schwester kam noch

einmal auf den häßlichen Besucher zurück. Sie erklärte Lee, wie sie sich verhalten solle. Erzählte ihr, daß sie keine Protokolle zu unterschreiben brauche und daß das Gericht, nicht sie selbst, die Beweise für ihre Tat erbringen müsse.

Nach diesem ernsten Gespräch verfiel Lee wieder in tiefes Nachdenken und wurde ganz still.

Was konnten die Menschen von ihr wollen, weshalb verfolgte man sie so stark? Diese Fragen tauchten vor ihr auf und mit ihnen kamen die Gedanken an das, was werden würde. Die Schwester merkte es und wollte sie ablenken, aber es gelang ihr nicht, Lee verfiel in eine Art Schwermut.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Der Untersuchungsrichter hatte einen Haftbefehl erlassen. Darin stand: „Da Verdunkelungsgefahr besteht, ist die angeschuldigte Seefischerfrau Lee Hinrichsen als Untersuchungsgefangene, sobald es ihr Zustand erlaubt, in das Untersuchungsgefängnis zu überführen."

Als dem dirigierenden Arzt die Zustellung des Untersuchungsrichters übergeben wurde, schüttelte er den Kopf, dann ging er zu Lee.

Er trat an das Bett und steuerte gerade auf sein Ziel los.

„Sehr geschickt haben Sie die Sache nicht angefangen — und dann die Verhältnisse in Ihrem Dorf — dafür müssen Sie jetzt die Ohren steif halten. Aber das ist nicht so schlimm. — Hier ist ein Haftbefehl gegen Sie ausgesprochen worden", ... damit legte er ihr die Zu-

stellung auf das Bett, gab ihr die Hand: „. . . Na, lassen Sie man, kleine Frau, gesund haben wir Sie wieder, und der Schmerz geht bald vorüber, man will Ihnen nur Gelegenheit zum Beten geben, denn in Ihrem Leben werden Sie verdammt wenig Zeit dazu gehabt haben." Der Arzt lachte bitter auf. Ihm schien das Beten und die Religion wenig zu bedeuten. Er glaubte sicherlich weit mehr an seine Messer und Medikamente.

„Schwester Hildegard!" rief er laut, „kommen Sie, unterhalten Sie sich mal mit unserem blonden Strich dort im Bett!" Damit ging er hinaus, und die Schwester sprach mit Lee, die immer nur auf die Zustellungsurkunde mit dem blauen, kreisrunden, gezackten Siegel blickte, der das Wappen des Staates trug.

Die Schwester nahm ihr das Schriftstück aus der Hand. „Vorläufig bleiben Sie noch bei uns, wir schreiben Sie einfach nicht transportfähig — und außerdem ist es noch nicht raus, ob man Sie überhaupt verurteilen kann."

Lee sah bereits die gräßlichen Gitter vor sich. Ihre Vorstellung vom Gefängnis war, wie die aller Menschen, die nie Gesetze verletzt haben, sondern immer in ehrfurchtsvoller Scheu auf den Pfaden der vom Staate vorgeschriebenen Tugend gewandert sind, sehr schlimm. Es war ihr, als wenn sie kurz vor dem Schafott stände. Eine lähmende Angst befiel sie. Es wurde der Schwester schwer, ihr den Sinn der Staatsmaschine in ihrer ganzen Kompliziertheit klarzumachen. Es kostete viele Mühe. der verschüchterten Frau aus dem Dorfe die Begriffe

Strafe und Gefängnis so zu erklären, daß diese sie nicht zu tief niederdrückten.

Schließlich gab ihr die Schwester noch einmal Verhaltungsmaßregeln für den Prozeß und klärte sie über das Wesen der Untersuchungshaft auf.

„Sehen Sie, die meisten Menschen sehen in dem Untersuchungsgefangenen bereits einen Verbrecher oder, wie sich die Justiz so wunderbar milde ausdrückt — Gesetzesübertreter. Dem ist nicht so. Während der Untersuchungshaft sind Sie ein sogenannter vollwertiger Bürger, der nur zu seinem oder dem Schutze des Staates in Gewahrsam genommen wurde — nicht mehr. Ihm müssen alle Freiheiten und Rechte gewährt werden, die nicht mit dem Sinn der Untersuchungshaft in Widerspruch stehen. Allerdings werden auch diese Rechte aus mancherlei Gründen beschnitten. Von den Bestimmungen bleibt wenig übrig."

Die beiden Frauen unterhielten sich noch lange über dieses Thema.

Lee schloß die Augen und schlief beruhigt ein. Die Schwester schlüpfte hinaus. Der Arzt kam vorüber und fragte:

„Na, was macht der blonde Strich da drinnen, Schwester Hildegard?"

„Augenblicklich schläft sie!"

„Dummes Luder — noch dämlicher solch Dorf. Die Zungen müßten festgebunden werden. Aber nun helfen Sie mal — ja, ja, unser lieber Paragraph 218!"

Sein weißer Kittel blähte sich hinter ihm, der große

Körper des Arztes verschwand am Ende des Korridors. Die Schwester sah ihm nach, auf ihrem Gesicht lag ein Lächeln, leise, niemand hörte es, sprach sie vor sich hin: „Wie ein grober Sack ist der Mensch, in seine große Hand, die so sicher ist, paßt viel besser ein Schmiedehammer als eine Sonde oder ein Seziermesser, er flucht wie ein Hafenarbeiter und ist zartfühlend wie eine Frau. Da sagt er dieser Frau mit der Gelassenheit eines Bankiers, daß sie verloren hat, und sein Gutachten wird zu ihren Gunsten sprechen."
Später ging sie zurück in das Zimmer Lees. Die schlief noch, atmete schwer, aber regelmäßig. Beide Fensterflügel riß Schwester Hildegard auf. „Die Herbstsonne muß herein, sie soll dich bescheinen, blonde Frau, eine Zeitlang wird kaum die Sonne in deine Wohnung hinein können, denn die Fenster werden hoch liegen und matt sein." Damit ging sie zur Tür, wendete sich, und meinte: „Dein Traum mit Harrald Johannsen ist aus, auch andere haben so mit ihm geträumt!" Dann ging sie hinaus.

Lee stand im Zimmer des Untersuchungsrichters. Er war freundlich, gab ihr die Hand, erkundigte sich nach ihrem Wohlergehen, lud sie mit einer Handbewegung ein, sich zu ihm zu setzen, schob ihr sogar einen Stuhl hin und entschuldigte sich, daß er sie hätte in Haft nehmen müssen. „Aber" . . . . so meinte er, „Ihr Dorf hat eine besondere Struktur, die Mentalität der Ein-

wohner ist eigenartig" . . . Lee antwortete nicht, sie verstand auch nicht seine Redewendungen, sie dachte nur immer an die Mitteilungen der Krankenschwester, daß sie nicht gezwungen wäre, Aussagen zu machen.

„. . . . es hätte sich später niemand mehr zurechtgefunden, denn scheinbar sind die Dorfzungen ein wenig lose — und dann hätten Sie wohl kaum ruhig leben können. Es ist vielleicht ein wenig unbequem in der Zelle, in der Sie sich jetzt befinden, aber wenn Sie einen Wunsch haben, dann können Sie ihn mir mitteilen, soweit meine Macht ausreicht, bin ich gern bereit, Ihnen zu helfen. . . . ."

Lee sah den Untersuchungsrichter an. Es schien ihr, als wenn er gar nicht so schlimm sei, wie sie es damals bei dem Besuch in der Klinik empfunden hatte. Er sprach sehr anständig mit ihr, wollte ihre Wünsche erfüllen. Sie wollte über diese Veränderung in seinem Wesen nachdenken, kam aber nicht dazu, denn Dr. Weiß fuhr wieder fort:

„Ich kann mir gar nicht vorstellen, daß Sie ein Verhältnis mit Ihrem Bestmann gehabt haben sollten, das diese Folgen gezeitigt hätte!" Dabei lächelte er sie an, dann stand er auf, trat an das Fenster, drehte sich um und lächelte wieder, — wie ein Mensch lächelt, der den anderen gewinnen will. Sie bog sich unter dieser Zumutung und dieser Lüge, sie sah den Richter mit sonderbaren Augen an.

„Bitte, Frau Hinrichsen, ich glaube nicht an diesen Dorfklatsch, ich bin vielmehr der Auffassung, daß ein

anderes Erlebnis Sie zu diesem Schritt getrieben hat. Sie nannten mir schon einmal den Namen — Harrald Johannsen."

Jetzt wußte Lee nicht, log dieser Richter oder hatte sie schon einmal mit ihm darüber gesprochen; ein Zweifel kroch in ihr hoch, sie dachte an die Schwester, nur sie konnte es verraten haben, denn nur mit ihr hatte sie sich darüber unterhalten.

„Vielleicht hat Ihnen das ein anderer erzählt, ich kann mich nicht darauf besinnen, Ihnen etwas davon gesagt zu haben."

Wieder fühlte sie diese eigentümlichen Schauer am Körper. Es wurde ihr, trotz der Wärme im Zimmer, kalt, der Körper des Richters erschien ihr wieder wie der einer Spinne.

Der Richter lächelte: „Vielleicht hat es mir auch jemand anders erzählt, aber es ist der Fall — nicht wahr, Frau Hinrichsen?"

„Mein Gott!" mehr sagte die Frau nicht, sie wurde blaß und zitterte.

„Lassen Sie — wenn Sie wollen, brechen wir das Verhör ab, und ich sende Ihnen den Seelsorger der Anstalt, unterhalten Sie sich mit dem, bevor Sie wieder zu mir kommen."

Er drückte auf einen Knopf, ein Justizwachtmeister öffnete von außen das Schloß der Tür und nahm Lee mit hinaus; der Untersuchungsrichter gab ihr vor dem Verlassen des Raumes die Hand, als wenn sie seinesgleichen wäre, dann setzte er sich wieder und machte

nähere Eintragungen in seine Akten und lächelte befriedigt. Aus den Akten löste er einen Brief, den legte er zu näherem Studium beiseite.

Die langen Gänge der Anstalt mußte Lee entlang, hinter ihr ging der Beamte mit seinem Schlüsselbund, dem Abzeichen seines Berufes. Leise, katzenartig, trat er beim Gehen auf, wie ein Raubtier, das seine Beute beschleicht, um im geeigneten Moment zuzuspringen. In Lee stieg ein Grauen auf, sie merkte den Verfolger, durfte sich aber nicht umsehen, immer sechs Schritte blieb er hinter ihr. Am Ende des Ganges nahm sie die Beschließerin der Frauenabteilung in Empfang. „Na, nun machen Sie keinen Unfug, Sie haben doch hoffentlich ausgesagt, denn je länger Sie damit warten, je länger dauert die Untersuchungshaft, und die wird beim Strafmaß meistens nur halb in Anrechnung gebracht."

So sprach die Beschließerin auf Lee ein und ihre Augen wurden dabei schwarz. In ihnen glomm es auf, die kaum sichtbare Pupille schloß und öffnete sich. Es war ein Spiel, wie es sich bei Menschen zeigt, die immer Böses wollen und nach außen hin den Eindruck erwecken, als möchten sie helfen. In Wirklichkeit spielten ihre Gedanken mit irgendeiner Gemeinheit. Lee gab keine Antwort, denn sie wußte nicht, was sie dieser Frau entgegnen sollte. Der Schlüssel drehte sich im Schloß, sie mußte in ihre Zelle treten, kaum merklich knackte hinter ihr die Mechanik der Tür wieder ein. Sie wollte zurück, ging zu der verwahrten Tür, ihre Hand wollte

sie öffnen. Nichts war daran, weder Klinke noch Schloß, eine glatte, stählerne Wand war da, die bleckte sie wie ein tückisches Tier an. Mutlos ging sie zu ihrem Schemel an der Wand, den drehte sie so, daß sie mit dem Gesicht nach dem Fenster zu saß —, schräg nach oben, durch die Scheiben, konnte sie ein Stückchen des Himmels sehen. Danach starrte sie, bis sie die Sehnen im Nacken und am Halse schmerzten, dann begann eine ruhelose Wanderung durch ihre Zelle, immer sechs Schritte in die Länge, vier Schritte quer.

Wie lange sie so lief, konnte sie nicht ermessen, denn ihr schlug keine Zeit. Sie dachte an einen banalen Spruch, den sie einmal auf ein Tuch gestickt hatte, das über ihrem Bett hängen sollte: „Dem Glücklichen schlägt keine Stunde."

Hier, in ihrem Aufenthalt schlug die Stunde nie, hier regelte sich die Zeit nach einer Zweiteilung, — es war ewige Tag- und Nachtgleiche. Tag und Nacht wurden halbiert durch ein Glockensignal, das lärmend die Gänge durchhallte. Mit diesem Zeichen begann der Morgen, und ebenso schloß der Tag. Und so wie der Ablauf der immer gleichen Tage, so war auch der Inhalt immer wieder derselbe. Hartnäckig tauchten dieselben Bilder auf. Ihre Gedanken wanderten ins Dorf, tasteten sich durch die Ereignisse. Sie sah den Kutter zu seiner letzten Fahrt ausziehen, sah sich am Deich tagelang warten, bis sie sich damit abfinden mußte, daß „Lee H. F. 13" überfällig war, nicht mehr heimkehrte. Dann der Gang zu Harrald Johannsen, dem Verfluchten. . . .

In ihrem Nachdenken wurde sie gestört durch eine Drehung des Schlüssels im Schloß, die Tür sprang auf und die Beschließerin brachte ihr einen Brief, der geöffnet war. Sie nahm ihn hin und dachte an die Worte der Schwester: „Nach dem Gesetz sind Sie nur in Verwahrsam genommen, Ihnen stehen alle Rechte eines freien Bürgers zu."

Da hielt sie den geöffneten Brief, vom Untersuchungsrichter zensiert und der Wärterin gelesen, in der Hand und kannte nun die freien Rechte, die ihr als Untersuchungsgefangenen zustanden. Sie faltete das Schreiben auseinander, der Blick der Wärterin tastete an ihrem Gesicht entlang und sie las:

Liebe Lee Hinrichsen!

Ich bin zurück von meinen Weltreisen und hatte meinen alten Freund Hinrichsen gesucht, fand aber nur seinen Grabstein. Da hörte ich das Gerede im Dorf und habe mich ein wenig um Ihre Sache gekümmert. In die Klinik durfte ich nicht hinein, um mit Ihnen zu sprechen, denn Sie waren schwer krank; und in dem Hotel, wo Sie jetzt wohnen, läßt mich der Portier nicht durch. Da schreibe ich Ihnen nun.

Östlich von Borkum Riff hat ein Fischer eine Wassertonne und die Rückenlehne vom Beiboot aufgefischt, die zu Lee H. F. 13 gehörten. Das Boot ist also untergegangen.

Weil ich Ihnen das nun schreibe, will ich auch gleich mitteilen, daß ich wieder wegfahre. Wie lange weiß

ich nicht, ich habe einen russischen Dampfer erhalten, aber vorher habe ich noch mit einem Rechtsanwalt gesprochen, der Sie besuchen wird. Um das Bezahlen brauchen Sie sich nicht zu grämen.
Und nun brechen Sie sich das Genick.

Ich wünsche Ihnen alles Gute
Ihr Jakob.
Der Zimmermann von der Niobe.

Die Bark ist schon lange nicht mehr, die liegt an der Westküste auf Grund.

Sie lächelte über den Brief, dann wurde sie ernst. Für sie war jetzt die Gewißheit da, daß ihr Kutter in der Nordsee untergegangen war —, und mit dem Kutter Klaas, Jan und die beiden anderen Helfer. In ihrem Inneren ging eine Veränderung vor sich. Mit der Bestätigung des Unterganges kam die Ruhe über sie, die sie bis dahin gemieden hatte. Nun brauchte sie sich nur noch vor dem Gesetz zu verantworten und nicht mehr vor ihrem Sohn und dem Bestmann; sie hatte in der Furcht gelebt, daß diese beiden vor sie treten könnten, um ein moralisches Urteil über ihre persönlichen Handlungen zu fällen. So furchtbar auch die Gewißheit über die Katastrophe war, Lee fühlte sich doch von einem lastenden Druck befreit.

Mehrere Wochen vergingen. Lee harrte dumpf, allein mit ihren ruhelosen Gedanken, in der Zelle auf den

Tag, der ihr Schicksal bestimmen würde. Tag für Tag dieselbe Spannung, und immer die gleiche Enttäuschung, die Marter schien kein Ende zu nehmen. Dann aber wurde doch eines Tages die Tür geöffnet und die Beschließerin überbrachte ihr ein Schriftstück, eine Zustellung, über die sie durch Unterschrift den Empfang anerkennen mußte. Dieses Schreiben war unverletzt, war nicht aufgebrochen, hatte nicht die Zensur passiert, und sie mußte es eigenhändig öffnen. Das Schreiben enthielt die Mitteilung ihres Vergehens, dessen sie angeklagt war, und den Termin der Verhandlung.

So wie bei der Nachricht des Zimmermanns ihr die Ruhe zurückkam, löste sich jetzt der letzte Druck, der sie umschlossen gehalten hatte. Nun kannte sie den Zeitpunkt, an dem sich der Schlußakt ihrer Tragödie abspielen würde.

Die Glocke, die durch die Gänge schrillte, verabschiedete mit diesem Ruf den Tag und leitete die Nacht über das Gefängnis ein. Jeder Ruf und jeder Schritt verklang, nur vom Hof erscholl das Gebell der von der Kette gelösten Wachhunde. Der Pfiff ihres Begleiters ließ sie für einen Augenblick verstummen, dann jaulten sie von Zeit zu Zeit wieder auf. Mit dem sinkenden Abend kreuzten sich Schreie aus den einzelnen vergitterten Fenstern der Zellen über die Höfe. Sie wurden erstickt durch den Ruf der Wächter, die mit Bestrafung drohten.

Lee löste ihre Bettstatt von der Wand und legte sich

nieder, in dieser Nacht schlief sie seit Monaten das erstemal einen traumlosen Schlaf.

Niemand aus dem Dorf, außer Gesine, kam zu Lee. Auch die nur selten, denn sie schleppte eine unsichtbare Last mit sich. Noch stärker bog sich ihr Rücken, wenn sie am Haus des Gendarmen vorüber mußte. Jeden Tag glaubte sie die Einladung des Gerichts zu erhalten, daß sie kommen sollte, so wie es ihr der Gendarm zugerufen hatte, als er lachend aus ihrer Stube ging. Eines Tages erhielt sie vom Briefträger die Zustellung. Ihre Hand zitterte, als sie den Empfang bestätigen mußte. Der Briefträger fragte: „Nun mußt du hin, Gesine, wann ist der Termin?"
Sie konnte das Schreiben nicht öffnen, da tat es der Bote für sie und las ihr den Inhalt vor.
„Sie sind zu dem Termin über die Seefischerfrau Lee Hinrichsen, die des Verbrechens gegen den Paragraphen 218 angeklagt ist, als Zeugin geladen. Bei Nichterscheinen erfolgt Zwangsvorführung." Tag und Ort waren vermerkt.
Gesine lief in der Stube herum, sie suchte einen Ort, wo sie sich verkriechen könnte. Der Briefträger lachte: „Das ist nicht so schlimm, Gesine Fuß, du sagst nur das, was du gesehen hast, dann ist es gut." Er ging und ließ Gesine allein, die immer noch mit ihren Händen einen Halt suchte. Endlich drückte sie die Klinke nieder und wollte über den Deich fliehen, um die Menschen nicht mehr zu sehen.

BIBLIOTHEK der
RATHAUSWACHE
WIEN I. NEUES RATHAUS

Dort standen auf der Straße die Fischerwitwe, der Seefischer Golpers und um sie geschwätzige Frauen — und nach morastigem Wasser riechende Kinder.

„Halt, Gesine!“ Golpers rief sie an. Gesine blieb stehen, denn es gab kein Loch, durch das sie entschlüpfen konnte, das Netz des Dorfes hatte sie umgarnt und sie krümmte sich in diesem Netz wie ein gefangener Fisch, der den Eingang gefunden hat, aber dem der Ausweg versperrt ist. Ihre Lungen atmeten heftig, wie die Kiemen eines sterbenden Fisches, der wasserlos an der Luft liegt.

„Was?“ Langsam schlich sie zur Gruppe der Menschen, die sie riefen. Langsam, schwerfällig schlurften ihre Pantoffel über die Steine, ihr Blick hatte etwas Wesenloses.

Golpers lachte. „Nun steigt die Sache mit Lee Tews — hast du auch die Einladung?“

Gesine antwortete nicht, die Falten an ihrer Stirn zogen sich zusammen und bildeten dort kleine Höcker, ihre Augen suchten gehetzt in der Runde, das Herz schlug wie toll.

Gezwungen lachte Golpers auf, als er Gesine in der Not ihres Zustandes sah.

„Dich peitscht wohl der Ungerechte? — Erst hast du alles veranlaßt und nun spielst du die Gepeinigte — wenn man sich eine Suppe einbrockt, dann muß man sie auch auslöffeln!“, er drehte sich um und ließ den Kreis der Gaffer stehen.

„Aus Weiberklatsch wird immer Mist, der die Pestilenz mit sich bringt!“ rief er noch einmal zurück.
Die Fischerwitwe wurde über diesen Zuruf wütend und keifte hinter ihm her: „Du alter Bock stinkst eher wie die Pestilenz, schlaf lieber bei deiner Alten, als bei den Huren drüben. Du bist wohl wütend, daß du keine Aktien auf ein Gör bei Lee Tews anbringen konntest?“
Golpers lachte noch einmal zurück und brüllte: „Na, an deinem Leib findet man ja schlecht den Geburtsort, da ist die Saat verdorrt, sonst würde ich zu dir kommen!“ Die Witwe drehte sich um, bückte sich tief und lüftete ihre Röcke.
Schallend lachte das Dorf hinter den beiden her und an den Öfen der Stuben in den Häusern lief ein neues Gespräch um, man fühlte sich gedrängt, neuen Zündstoff auf die Dorfstraßen zu schleudern.

Der Tag des Prozesses war da, die Beteiligten zogen vom Dorf in die Stadt zum Gericht. Die Zeugen waren im Gerichtsgebäude versammelt. Sie saßen gemeinsam unter dem Kreuzbogen eines Ganges, der das Wartezimmer vorstellen sollte, auf einer Bank. Ihr Gespräch unterlag dem Zwang der Stunde.
Nur Gesine saß nicht, sie lief unablässig die Gänge entlang und betrachtete sich die Anwälte in ihren Talaren und die Richter mit der gleichen Bekleidung und dem Barett, diesem Auszeichnungsstück der Unfehlbarkeit ihrer Person. Bei dieser Betrachtung duckte sich ihr

Körper wie unter einer unsichtbaren Last, die sie überkam, noch tiefer, und sie suchte mit den Augen den Ausgang, um dieser Minute entfliehen zu können; doch hinter ihr stand die Drohung der Zwangsvorführung, die sie an diesen Ort bannte.

Der Seefischer Golpers unterhielt sich mit dem Gendarmen und der Fischerwitwe. Der Gendarm hätte das Amtszimmer als Warteraum benutzen können, aber er zog es vor, unter den anderen Zeugen zu warten.

„Das Haus der Lee Tews wird vorläufig nicht verkauft?" fragte der Seefischer den Gendarm; er hätte es gern besessen, denn die Lage war besser als die seines Hauses, und überdies wäre es bei solcher Gelegenheit zu einem Preise zu erstehen gewesen, den er aus seinem alten Hause mit noch einem Gewinn wieder herausgeschlagen hätte.

„Nein", anwortete der Gendarm, „es ist vorläufig versiegelt, erst nach der Klärung des Prozesses wird darüber eine Entscheidung gefällt werden."

„Wollen Sie es kaufen?" Er sah den Seefischer von der Seite an, versuchte noch mehr zu fragen, aber in diesem Augenblick rief ein Gerichtsdiener in den Gang hinein, daß es von den Wänden widerhallte:

„Die Sache der Seefischerfrau Lee Hinrichsen steht zur Verhandlung, die Prozeßbeteiligten eintreten, Saal zwölf!"

Gesine schlich hinter allen zuletzt in den Saal. Sie sah sich um. Alle hatten sie auf den Stühlen Platz genommen. Der Richtertisch war noch leer, nur der Protokoll-

führer saß da. Sie gewahrte Lee hinter einer Schranke, die vom allgemeinen Teil des Saales abgetrennt war. Neben ihr saß ein Justizbeamter, vor ihr der Rechtsanwalt. Gesine ging zur Schranke und wollte Lee begrüßen, da wehrte sie der Justizbeamte mit den Worten zurück: „Wenn Sie mit der Angeklagten sprechen wollen, dann gehört dazu eine Erlaubnis vom Gericht, die müssen Sie sich in der Verhandlungspause holen, dazu eine Extraerlaubnis zu einem persönlichen Handschlag, sonst dürfen Sie nur von weitem ‚Guten Tag' sagen."

Gesine schlich zu einem Stuhl in der hintersten Reihe des Saales. In diesem Augenblick öffnete sich an der Stirnwand des Raumes eine Tür und das Gericht trat ein. Drei Richter waren es; aus einer anderen Tür war kurz vorher, fast unbemerkt, der Vertreter der Anklage, ein Aktenbündel in der Hand, eingetreten. Alle Anwesenden im Saal erhoben sich; der Gendarm sah sich um, ob auch alle standen. Gesine saß wie festgenagelt auf ihrem Platz. Der Gendarm ging hin, riß sie aus ihrer Stumpfheit und stellte sie auf ihre bebenden Füße.

Das Gericht setzte sich. Der Vorsitzende griff nach den Akten und las mit dumpfer Stimme, ohne aufzusehen, die Personalien und die Straftat vor.

Dann richtete er seinen Oberkörper gerade und rückte das Glas vor seinen Augen zurecht, beugte sich nach rechts und links zu seinen Richterkollegen hin.

„Ehe wir in die Beweisaufnahme eintreten, möchte ich

die Zeugen bitten, draußen bis zum Aufruf Platz zu nehmen. . . ."

„Sie können im Verhandlungszimmer bleiben," nickte er dem Landjäger zu. Die Zeugen gingen mit einem Blick auf Lee hinaus, der Seefischer Golpers sah sich noch einmal nach der Angeklagten um und — lachte.

„Wir treten nunmehr in die Beweisaufnahme ein."

„Also, Angeklagte," mit diesen Worten drehte sich der Richter Lee zu.

„Sie haben die Anklage verstanden, wollen Sie sich dazu äußern, oder — warten Sie —, ich werde Fragen stellen, die Sie beantworten können, dann kommen wir leichter zum Ziel!"

Lee sagte nichts, der vom Zimmermann gestellte Rechtsanwalt drehte sich zu ihr und sprach leise auf sie ein.

„. . . Es handelt sich nach dem Strafgesetzbuch um den § 218, Verbrechen gegen das keimende Leben. Sie müssen uns die Wahrheit sagen — Sie geben doch zu, einen unerlaubten Eingriff gegen das keimende Leben unternommen zu haben? Wollen Sie sich dazu nicht äußern?" Lee saß auf ihrem Platz und blieb still, denn ihr hatte die Angst die Sprache verschlagen, sie wußte nicht, was sie darauf antworten sollte.

„Ja, hören Sie, Angeklagte, ich muß Ihr Schweigen als die Bestätigung meiner Worte hinnehmen . . . Wollen Sie uns nicht erzählen, wie die ganze Sache ihren Anfang genommen hat?"

„Ich kann mich an nichts recht erinnern, ich muß ohne

Besinnung gehandelt haben." Fast unhörbar kamen diese Worte von den Lippen Lees.

„Wer ist denn nun derjenige, mit dem Sie ein Verhältnis hatten, war es der Bestmann Jan?"

„Nein!"

„Aus den Protokollen der Aussagen der Zeugen, die im Laufe der Untersuchung vernommen wurden, geht das aber hervor!"

Für Lee war es eine Pein, hier vor diesen Leuten zu sitzen und alles sagen zu sollen, es war ihr beinahe unmöglich, nur ein Wort zu sprechen.

„Wie erklären Sie sich das Testament ihres ehemaligen Bestmannes Jan, worin er Ihnen die Hälfte seines Spargeldes vermacht hat?"

„Davon weiß ich nichts, mir ist das unbekannt."

Der Staatsanwalt verlangte dazu die Gegenüberstellung der Zeugin Gesine Fuß, die der Angeklagten laut den Aussagen anderer Zeugen dieses Geld überbracht hatte.

„Wie lange kannten Sie den ehemaligen Bestmann Jan?"

„Seit meiner Verlobung mit meinem Mann Hinrichsen. Das sind fast zwanzig Jahre."

„Sie haben den Eingriff nach einer primitiven Methode mit einer Nadel vorgenommen — hat Ihnen dabei jemand Hilfe geleistet?"

„Ich kann mich an nichts erinnern, ich muß durch den Verlust meines Jungen, überhaupt der vier Menschen

und meines Fahrzeuges ganz von Sinnen gewesen sein."

„So, man kann das verstehen, wenn Sie dieser Verlust niedergedrückt hat, aber das gibt Ihnen nicht das Recht, gegen das Gesetz zu verstoßen. . . ."

„. . . . . "

„. . . . haben Sie den Eingriff unternommen, weil Sie nun fürchteten, keinen Ernährer für das Kind zu haben?"

„Nein."

„Justizwachtmeister! rufen Sie die Zeugin Gesine Fuß herein!"

Für Gesine waren diese Minuten unerträglich, sie fror, ihre Zähne schlugen aufeinander, sie knickte beim Gang in den Saal öfter in die Knie. Sie schleppte sich förmlich bis an den Tisch der Richter.

„Gesine Fuß! wir werden Sie sofort vereidigen."

Das Gericht erhob sich, alles was im Saal saß mit, die Richter setzten ihre Barette auf, der Vorsitzende hob die Hand: „. . . . Schwören Sie!"

„Ich schwöre!"

„. . . . bei Gott dem Allmächtigen!"

Gesine schüttelte eine innerliche Furcht, sie hatte alle Gedanken verloren und sprach nicht nach, was der Richter ihr vorsagte, sie hörte nur, daß es sich um Gott handelte, dadurch wurde sie ganz verschüchtert.

„Sie sollen schwören!" rief der Richter, „verstehen Sie mich denn nicht!" und nun ging die göttliche Komödie ohne Anstoß vor sich. Gesine hatte begriffen, daß sie

nachsprechen sollte, was der Richter vorsagte, so wie einst in der Schule vor dem Lehrer. Sie fühlte, daß von dem Manne dort oben, der vor ihr stand, eine noch größere Macht ausging, als vom Pastor des Dorfes bei der Predigt von der Kanzel der Kirche herab. Mechanisch hob sie die Hand und stolperte den Weg der Eidesformel entlang.

„. . . . nach bestem Wissen und Gewissen", klang es ihr noch im Ohr, „. . . . ja, so muß ich aussagen . . . ."

„. . . . nach bestem Wissen und Gewissen . . . .", diese Formel hatte ihre Gedanken unterjocht, um sie tanzte der Gerichtssaal, alles drehte sich im Kreise. Vor ihren Augen blitzte es, Lichtfünkchen hüpften, wuchsen zu großen Kreisen an, die bunt vor ihren Augen zerplatzten, und wie ein rotes Feuermeer brannten Sterne im Raum. Ihre Hand wollte danach greifen, da rissen sie die nächsten Worte des Vorsitzenden aus diesem Taumel der Gedanken und der Schwäche heraus.

„Wie war das Testament des verschollenen Bestmannes Jan? . . . . das Geld hatte er Frau Hinrichsen vermacht — ja?"

„Man nur die Hälfte!"

„Das haben Sie der Angeklagten übergeben?"

„Das wollte ich, aber sie lag doch da und hat nichts mehr gewußt, die anderen waren doch dabei."

„Wer war dabei?"

„Der Golpers, die Witwe Fiedel und so die ganze Kammer voll."

„Setzen Sie sich, wir werden den Seefischer Golpers vernehmen müssen . . . . Justizwachtmeister!"

Der Seefischer Golpers kam herein und trat an den Richtertisch, ihm war die Zeremonie der Vereidigung nicht fremd. Leicht erledigte er mit dem Gericht diese Angelegenheit. Er kannte das von anderen Verhandlungen geschäftlicher Art.

„Erzählen Sie uns, was Sie von der Sache wissen."

Golpers sah zu Lee hin, suchte mit seinen Augen den Staatsanwalt, holte tief Luft, so daß die Brust sich hob, und er erzählte, wie ein Mensch, der sich der Wichtigkeit seiner Persönlichkeit bewußt ist.

„Schon vor geraumer Zeit hatte ich einen Zusammenstoß mit dem Bestmann Jan, das war vor seiner letzten Ausreise mit dem Kutter. Da war ich aus seinen Worten zu der Überzeugung gekommen, daß er ein Verhältnis mit Lee Tews hatte."

„Wer ist Lee Tews?" fragte der Richter.

„Die Frau vom Fischer Hinrichsen, wir nennen sie im Dorf bei ihrem Mädchennamen."

„Wie sind Sie zu der Überzeugung gekommen?"

„Ich ging mit der Lee über den Deich, da sah sie mir am Körper verändert aus, und da habe ich sie ausgefragt, und sie ist rot geworden und hat nicht ‚nein' gesagt . . . . und der Bestmann hat sich immer mächtig für sie ins Zeug gelegt . . . ."

„Du lügst ja!" rief Lee hinter der Anklagebank, von der sie sich bei den Worten Golpers erhoben hatte.

„Angeklagte, wenn Sie die Verhandlung stören, wird ohne Sie weiterverhandelt."

„Man muß meiner Klientin die Möglichkeit geben, sich gegen offensichtliche Unwahrheiten zu wehren."

„Darüber entscheidet das Gericht, Herr Rechtsanwalt, hier wird das Recht gewahrt und das Gericht bemüht sich, die Wahrheit zu finden. Auch der Angeklagten wird ihr Recht werden."

Der Richter hatte sich von seinem Platz erhoben, lehnte sich über den Tisch zu Golpers vor und fragte: „Sie haben das Testament gekannt und auch die Nadel im Bett gefunden, mit der der Abortus herbeigeführt wurde?"

„Ja! Gesine Fuß hat uns ja das Testament gezeigt, und wir waren in der Kammer, und ich habe Gesine Fuß zur Wehmutter geschickt, die dann auch gekommen ist. Was die gemacht hat, weiß ich nicht, aber nachher ist sie ja in die Klinik gekommen. Für meine Hilfe hat mich Lee Tews noch beschimpft und bespuckt, die Wehmutter weiß das!"

„Du lügst ja, Golpers!" schrie Lee wieder hinter ihrer Schranke hervor.

„Gesine Fuß, kommen Sie mal nach vorn, ... ist das wahr, was der Zeuge sagt?"

„Das Testament hab' ich gezeigt, aber Geld hat die Lee Tews noch nicht bekommen, und nach der Wehmutter hat mich der Golpers gejagt, aber von der Nadel weiß ich nichts!"

„Die Angaben des Zeugen sind nach dem Gutachten des Arztes stichhaltig", sagte der Staatsanwalt kurz.

„Ich möchte das Gericht darauf aufmerksam machen,

daß in dem Gutachten des Arztes, dessen Abschrift mir vorliegt, nichts von einer gewaltsamen Abtreibung gesagt wird. Das Gericht soll beschließen, den Arzt persönlich zu einer Vernehmung zu laden."

„Das ist nicht notwendig. Das Gericht unterstellt die Auffassung des Herrn Rechtsanwalts über das Gutachten als wahr, es braucht eine Ladung des Arztes nicht zu erfolgen."

„Meine Mandantin wünscht zu einer Erklärung das Wort!"

„Was wünschen Sie?"

Lee erhob sich, ihre Augen waren groß geworden, die Hände hatte sie nach vorn gestreckt und die Finger weit auseinandergespreizt, langsam begann sie zu sprechen und sah immer nur Golpers an.

„Wenn hier gelogen wird, dann muß ich reden."

„Sie dürfen einen Zeugen nicht beschimpfen, sonst sieht sich das Gericht veranlaßt, dagegen einzuschreiten."

„Eine Lüge bleibt eine Lüge", fuhr Lee unbeirrt fort, „und darum will ich hier die Wahrheit sagen. Was Golpers sagt, ist unwahr, er hat mich nur so gefragt, als wenn Jan mein Liebster sein sollte, denn er hat mit dem Bestmann in Streit gelegen, weil er nicht mit ihm auf seinem Kutter fahren wollte. Golpers hat doch versucht, mir die Arbeitskraft des Bestmannes zu nehmen, damit er mich als Konkurrenz loswürde. Das, was er hier aussagt, ist nur der Haß, er wollte auch mit mir Streit anfangen, aber ich habe mich nicht mit ihm ein-

gelassen. Das Kind, was ich verloren, oder wie sie hier sagen ‚abgetrieben' habe, ist ..." sie machte eine Pause, sah sich im Saal um. Die Zeugen, die Zuhörer, das Gericht und der Staatsanwalt sahen auf Lee. Eine Stille, wie vor dem Ausbruch eines Naturereignisses, lagerte im Raum. Das pfeifende Atmen der erwartungsvollen Menschen war hörbar. Lee fuhr fort: „... das Kind ist — von Harrald Johannsen, er hat die Schuld an allem, ihm habe ich mich anvertraut, und er hat mich verraten ... das ist die Wahrheit ... mit keinem im Dorf habe ich ein Verhältnis gehabt .. das ist eine Lüge!"
Sie setzte sich und sah niemanden mehr an, sondern trieb ein nervöses Spiel mit ihren Händen.
Der Staatsanwalt erhob sich, er hatte seinen Akten einen Brief entnommen, den hielt er in der Hand, schwenkte ihn zum Richtertisch und sprach schneidend: „Diese Ausführungen der Angeklagten habe ich erwartet. Hier ist ein Schreiben vom Rechtsanwalt des Herrn Johannsen, das eine Aufklärung der Sachlage bringt. Die Staatsanwaltschaft hat sich an Herrn Johannsen gewandt, weil die Angeklagte ähnliche Ausführungen, laut Protokoll, auch vor dem Untersuchungsrichter gemacht hat. Herr Johannsen ist leider durch eine längere Geschäftsreise nach dem Ausland verhindert, hier als Zeuge zu erscheinen."
Mit ausgestrecktem Arm und einer halben Verbeugung reichte er das Schriftstück hinüber. Der Richter nahm es, sah kurz hinein und begann die Verlesung. Gleichzeitig mit dem Richter hatte sich Lee erhoben und beugte

sich über die Schranke. Ihre Augen starrten auf den Brief, der in der Hand des Richters war; der las mit monotoner Stimme. So angestrengt wie Lee, hörten alle auf die Worte, die aus dem Brief sprangen.

„Mein Mandant erklärt an Eidesstatt, daß er kein Verhältnis mit der Seefischerwitwe Lee Hinrichsen unterhalten hat, wie ihm nachgesagt wird. Er kennt Frau Hinrichsen schon aus ihrer Jugendzeit her, als sie bei ihm in Stellung war. Eines Tages erschien sie mit ihrem Mann, dem Seefischer Hinrichsen, um ein größeres Darlehen zum Umbau für ihren Kutter zu erhalten. Mein Mandant gab unbedenklich eine Summe von 30 000 Mark und die Abmachungen wurden, bis in der letzten Zeit sich Frau Hinrichsen ein Versäumnis zuschulden kommen ließ, immer gehalten. Durch dieses Versäumnis ist mein Mandant geschädigt worden. Frau Hinrichsen hat trotz Vertrag die fälligen Prämien nicht an die Versicherungsgesellschaft gezahlt. Herr Johannsen leistet aber hierdurch ausdrücklich darauf Verzicht. Durch die geschäftlichen Abmachungen waren die notwendig sich ergebenden Verhandlungen, insbesondere nach dem Unglück des Fischers Hinrichsen, mit Frau Lee Hinrichsen geführt worden. Andere als diese geschäftlichen Beziehungen bestanden nicht. Es scheint, als wenn durch das doppelte schwere Unglück, das Frau Hinrichsen betroffen hat und durch den körperlichen Zustand eine Sinnesverwirrung der Frau eingetreten ist, und er bittet, das letztere zu bedenken und ersucht, daß das Gericht dem Seelenzustand der Frau Rechnung

trage. Die Unterstellung der Frau Hinrichsen bedeutet eigentlich eine Verleumdung seiner Persönlichkeit, aber er legt keinen Wert auf die Verfolgung, trotzdem ihm die Nachrede im öffentlichen Leben schadet."

Der Richter sah Lee an und wollte eine Frage an sie stellen, aber die schrie mit einer Stimme, die in diesem Augenblick schneidender als die des Staatsanwaltes klang: „Zur Lüge kommt die Gemeinheit .... und die Feigheit!"

„Jetzt entziehe ich Ihnen das Wort, Angeklagte. Sie haben kein Recht, einen abwesenden Zeugen, der an Eidesstatt eine glaubhafte Erklärung schickt, in dieser Form zu beleidigen.... Die Beweisaufnahme ist geschlossen. Das Gericht tritt in eine kurze Pause ein, nach der der Vertreter der Anklage, der Herr Staatsanwalt, das Wort hat."

Die drei Richter verließen den Saal, die Anwesenden erhoben sich von den Plätzen.

Alles atmete Stille, nur Lee lachte schrill auf. Der Staatsanwalt sah sie mißbilligend an, als er hinausging.

Der Staatsanwalt sprach:

„Um in diesem Falle klar zu sehen und den Tatbestand bei der Zumessung der Strafe voll zu würdigen, ist es notwendig, auf die Einzelheiten der Anklage einzugehen, auch damit sich hier die Angeklagte der ganzen Schwere ihrer Handlungsweise bewußt wird." Er kramte in seinen Akten, richtete seinen Körper vom

Tisch weg, über den er sich gebeugt hatte, wieder auf und fuhr fort: „Der Tatbestand eines Vergehens im Sinne des § 218 ist erwiesen, einmal durch die Auffindung der Angeklagten in ihrem Hause und durch das Zeugnis des Seefischers Golpers, der Gesine Fuß und durch das Gutachten des behandelnden Arztes der Klinik, in die die Angeklagte nach ihrer Auffindung gebracht wurde.

Die Angeklagte leugnet auch selbst nicht, sondern gibt an, sich auf nichts mehr besinnen zu können. Dieses Nichtbesinnen ist eine typische Art der Abschwächung einer strafbaren Handlung. Betrachten wir die näheren Umstände. Meines Erachtens ist dieser Fall ein äußerst schwerer, und zwar aus folgenden Gründen: Die Entwicklung des Heimatdorfes der Angeklagten hat unter den äußeren Einflüssen der Naturgewalten außerordentlich stark zu leiden. Das Interesse des Staates für die Wahrung seiner bevölkerungspolitischen Grundsätze muß in bezug auf die Entwicklung gerade dieser Bevölkerungsschicht besonders stark sein. Der Staat hat die Pflicht, die Aufzucht eines starken und gesunden Nachwuchses in jeder Weise zu fördern, insbesondere durch einen unnachsichtlichen Kampf gegen die Abtreibungsseuche. Wenn dieser Krebsschaden aber schon in ein bisher durch Traditionen bewahrtes Dorf eindringt, dann muß energisch zugegriffen werden. Die Angeklagte hat mit ihrem frevelhaften, gewaltsamen Abortus nicht nur sich selbst physisch geschädigt, sondern der Schaden, den sie dem Staat und den

Grundsätzen christlicher Moral zugefügt hat, ist ungleich größer. Ich bedaure, daß der § 218, der durch die Novelle vom 18. Mai 1926 eine Abänderung erfahren hat, mir nicht die Möglichkeit zur Beantragung einer angemessenen Zuchthausstrafe gibt. . . ."

Lee horchte erschreckt auf. Hinten im Saal schluchzte Gesine Fuß laut, als sie das Wort Zuchthaus hörte; dadurch wurde der Staatsanwalt in seiner Rede gestört, er suchte nach einem neuen Satz. . . .

„Ich möchte die Anwesenden ersuchen, den Herrn Staatsanwalt nicht in seiner Rede zu unterbrechen, da ich mich bei weiteren Störungen zu Zwangsmaßnahmen genötigt sehe."

Der Vorsitzende erhob sich bei diesen Worten von seinem Sitz. Gleichzeitig der Gendarm, er ließ sich neben Gesine nieder. Die kroch in sich zusammen.

„. . . . Die Anziehung des § 51 kommt auf keinen Fall in Frage, da die freie Willensbestimmung der Angeklagten nicht gehemmt war, sie hat mit voller Überlegung gehandelt, ja, sie hat sogar versucht, die Tatsachen umzufälschen und in verleumderischer Weise einen anderen Menschen in die Affäre hineinzuziehen. Ich kann angesichts der immer noch leugnenden Angeklagten nur bedauern, daß meine Behörde davon Abstand genommen hat, Anklage wegen Vergehens gegen den § 186 des Strafgesetzbuches zu erheben, — eine Anklage, die die Beschuldigte mit vollem Recht treffen würde, da sie in Verbindung mit ihrer verdammenswerten Tat verleumderische Beleidigungen gegen einen

in unserer Vaterstadt hochangesehenen Mann, den man im ureigensten Sinne des Wortes als Förderer der Hochseefischerei ansprechen kann, vorgebracht hat. Der Staat hätte ein öffentliches Interesse am Schutze dieser Persönlichkeit, die sich große Verdienste um die Ernährung unseres Volkes erworben hat. Die Anklagebehörde hat darauf jedoch Verzicht geleistet, ich ersuche aber, die Handlungsweise der Angeklagten bei der Zumessung der Strafe mit in Betracht zu ziehen. Es kennzeichnet die Skrupellosigkeit der Angeklagten, diesen Mann, von dem sie nur Gutes erfahren hat, und der, wie aus dem Briefe hervorgeht, noch für sie bittet, einer gemeinen Handlungsweise zu bezichtigen, um ihre Tat in milderndem Licht erscheinen zu lassen."

Der Staatsanwalt richtete sich auf und fuhr mit Überzeugung fort:

„Für mich sind die von mir aufgezeigten Tatsachenbeweise Unterlage genug, eine exemplarische Strafe zu verlangen; daher beantrage ich, unter Berücksichtigung auch der strafmildernden Erscheinung, eine Gefängnisstrafe von zweieinhalb Jahren für das Verbrechen gegen den § 218; diese Strafe halte ich als Sühne für angemessen. Drei Monate Untersuchungshaft bitte ich in Anrechnung zu bringen."

Der Staatsanwalt war von den Argumenten seiner Rede überzeugt, er mußte so sprechen, er vertrat das Gesetz. Mit einem Tuch wischte er sich über die Stirn, hustete, denn die Rede hatte ihn sichtlich angestrengt.

Der Vorsitzende des Gerichts erteilte dem Rechtsanwalt das Wort.

Der erhob sich langsam, drehte sich noch einmal zu Lee hin, besprach etwas mit ihr und verbeugte sich nach dem Richtertisch zu.

„Meine Herren Richter!" —, es schien, als lächelte er ein wenig, „es ist notwendig, auf einzelne Ausführungen des Herrn Staatsanwalts einzugehen, denn ich habe den Eindruck, daß der Herr Staatsanwalt seine subjektive Auffassung über die Angeklagte in seinem Plädoyer zum Ausdruck brachte, aber bei weitem nicht den Tatsachenbestand des Falles genügend gewürdigt und in ein richtiges Verhältnis zum Gesetz selbst gebracht hat. Der Herr Vertreter der Anklage zeigte durch seine Auslassungen über die Bevölkerungspolitik die ganze Rückständigkeit seiner Gesinnung. . . ."

„Bitte, Herr Rechtsanwalt!, — ich will Sie in Ihrer Verteidigung wirklich nicht beschränken, aber das führt zu weit! Sie können hier keine persönliche Polemik gegen den Herrn Staatsanwalt führen."

„. . . . Es ist ein Irrtum, wenn der Herr Vorsitzende meint, daß ich vielleicht irgendeine politische Idee, oder die Tendenz einer politischen Partei in meine Ausführungen lege, sondern ich betone, daß ich denselben Kreisen wie der Herr Staatsanwalt angehöre, aber man muß es als eine Rückständigkeit im Sinne der Auslegung der Gesetze bezeichnen, wenn der Herr Staatsanwalt ausführt, daß er bedauere, daß das Gesetz geändert ist, das heißt, der § 218 eine Milderung er-

fahren hat. Seine Ausführungen sind eine subjektive Kritik gegenüber dem Gesetzgeber. Hier ist er päpstlicher als der Papst, denn der Gesetzgeber hat die Unhaltbarkeit der scharfen Zuchthausstrafe bei Vergehen gegen den § 218 erkannt, und es ist meine persönliche Auffassung, daß dieser Paragraph überhaupt nicht mehr in die Gesetzgebung des zwanzigsten Jahrhunderts hineinpaßt. Gerade die Praxis des Lebens zeigt die Unhaltbarkeit solcher Gesetze. Der sozialen Lage der Bevölkerung wird überhaupt nicht Rechnung getragen. Wenn wir die Chronik des Gerichtssaales über diesen Paragraphen nachschlagen, finden wir nur Angehörige der arbeitenden Schichten, nicht aber Frauen der wirtschaftlich starken Vertreter der Bevölkerung vor den Schranken des Gerichts. Es ist unnütz, hier die Gründe des ‚Weshalb' zu untersuchen. Die kennen Sie so gut wie ich, leider bringen wir nicht den Mut auf, das auch auszusprechen. Der Fall meiner Klientin ist ein sprechender Beweis dafür.

Was wird ihr zum Vorwurf gemacht?

Eine Abtreibung! ... Ich komme auf eine Seite des Falles zu sprechen, die gleichzeitig die Rückständigkeit des Herrn Staatsanwalts in psychologischer Beziehung zeigt. ..."

„Herr Rechtsanwalt! Vermeiden Sie bitte solche persönlich zugespitzten Schärfen in Ihrem Plädoyer."

„..... Jedem einigermaßen aufgeklärten Menschen dürfte bekannt sein, daß Frauen in diesem Zustand der Schwangerschaft besonderen Stimmungen unter-

worfen sind, nicht immer über ihre Nerven verfügen und daher oft die Kontrolle über ihre Handlungen verlieren können. Darüber müßte sich ein Psychiater äußern, der zu entscheiden vermag, ob der vorliegende Fall nicht einen Grenzfall darstellt, wo im Augenblick der Tat die freie Willensbestimmung der Handelnden ausgeschaltet war, noch dazu, weil hier ganz besondere Umstände vorlagen. Die Angeklagte hat den Mann verloren, kurz darauf den Sohn, dazu den langjährigen Mitarbeiter, der ein Jugendfreund ihres Mannes war, — und ihre gesamte Existenz. Sie sah keine Möglichkeit sich selbst zu ernähren, wieviel weniger noch ein Kind. Dazu eine andere Tatsache."

Der Rechtsanwalt holte ein wenig Luft und beugte sich noch einmal zu Lee, dann fuhr er fort: „..... Und im übrigen — kennen Sie das Dorf, haben Sie schon einmal in einem solchen Milieu gelebt?

Meine Herren, wir entstammen anderen Kreisen, haben eine andere Kinderstube gehabt, und es fällt uns gewiß sehr schwer, uns in das primitive Denken dieser einfachen Menschen zu versetzen. Entbindet das uns der Pflicht, zu versuchen, das Milieu verstehen zu lernen?! Enthebt das uns der Aufgabe, uns in das Denken dieses Dorfes einzufühlen? Unter keinen Umständen, meine Herren. Daß dieses von Traditionen bewahrte Dorf anders aussieht, als es der Herr Staatsanwalt uns vor Augen zu führen versucht hat, ist wohl klar. Wenn er es noch nicht gewußt hat, dann hätten ihn die hier aufgetretenen Zeugen eines Besseren belehren müssen. —

In diesem Zusammenhang komme ich auf eine Frage, die — obwohl sie diskutiert werden kann — doch nicht als These so falsch gestellt werden darf, wie es seitens des Herrn Staatsanwalts geschehen ist.

Dem Herrn Anklagevertreter scheint es für absolut sicher zu gelten, daß der Bestmann Jan der Schwängerer ist. Meine Klientin bestreitet es mit aller Entschiedenheit, und wer will den Beweis dafür erbringen, daß es der Fall ist? Keiner kann das. Indizienkomplex. Aber nehmen wir einmal an, der Herr Staatsanwalt habe recht. Wie nehmen sich dann seine Argumente für eine ‚gesunde Bevölkerungspolitik' und für die Wahrung der Grundsätze ‚christlicher Moral' im Lichte der Tatsachen aus?! Ist Inzucht — ich stelle diese Frage mit aller Deutlichkeit —, ist Inzucht, und sind die damit verbundenen Degenerationserscheinungen vielleicht das Ideal der modernen Bevölkerungspolitiker? Ja, kennen Sie überhaupt die Struktur des hier in Frage stehenden Dorfes? Die Tatsachen zeigen, daß dieses Dorf von Anbeginn seiner Existenz fast abgeschlossen von der übrigen Welt gelebt hat; es hat sich über viele Jahrzehnte gegen alles Fremde gewehrt, jeder Eindringling wurde scheel angesehen, ja sogar von den Einheimischen offen boykottiert und zum Dorf hinausgeekelt. Die Folge davon ist gewesen, daß das Dorf nicht nur in kommunalem Sinne eine Gemeinschaft, eine Familie wurde, sondern auch im eigentlichen Sinne des Wortes. Die einzelnen Familien haben so stark untereinander geheiratet, daß es schwer halten

dürfte, noch alteingesessene Einwohner und deren Nachkommen zu finden, die nicht irgendwie miteinander und untereinander verwandt sind. Daß unter solchen Umständen ein großer Prozentsatz der Nachkommenschaft deutlich erkennbare Degenerationserscheinungen aufweist, ist nicht weiter verwunderlich. Es ist wirklich interessant, die Genesis des Dorfes zu studieren..... Die Hauptursachen der Inzucht sind auf ökonomischem Gebiet zu suchen. Materielle Interessen, wie die Sicherung und Mehrung des überkommenen Erbes im Rahmen der Familie und in den Grenzen des heimatlichen Dorfes sind ausschlaggebend. Auch heute noch. Und das in einer Zeit, wo schon kein Zweifel mehr darüber besteht, daß das alte Dorf der Vergangenheit angehört, daß der ererbte Besitz zerrinnt und daß der Beruf dem Untergang geweiht ist. In diesem Lichte gesehen, Herr Staatsanwalt, sind Ihre bevölkerungspolitischen Bemerkungen anachronistisch. Was Sie befürworten, ist Inzucht zum Zwecke der aussichtslosen Erhaltung des Besitzes einer zum Untergang verurteilten Bevölkerungsschicht. Ich habe diese Ausführungen gemacht, um zu zeigen, daß die der Angeklagten nachgesagte Tat, wenn sie eine Folge der Schwängerung durch den Bestmann Jan wäre, weit eher zu erklären und zu entschuldigen, als zu verwerfen wäre. Denn der Bestmann Jan hat, wenn auch in einem entfernteren, verwandtschaftlichen Verhältnis zur Angeklagten gestanden. Unter Berücksichtigung all dessen, was ich bereits über die Degeneration gesagt habe, wäre also

die Abtreibung der Frucht, die dem Verhältnis zwischen dem Bestmann und meiner Klientin entsprungen wäre, eine begreifliche Tat — immer vorausgesetzt, daß der Tatbestand eindeutig und die Angeklagte sich selbst über die Zustände in ihrem Dorf klar gewesen wäre und sich gegen die Geburt eines Schwachkopfes gewehrt hätte.

Die sonderbaren Argumente, die der Herr Staatsanwalt für die Unantastbarkeit des von meiner Mandantin als Schwängerer bezeichneten Herrn Johannsen angeführt hat, will ich nicht weiter betrachten. Ich bin weit davon entfernt, den Verkehr, den ein Herr Johannsen mit meiner Klientin gehabt hat — nach ihren Angaben —, schon als solchen als eine schlechte Handlung, als etwas Empörendes zu betrachten. Von einer unsittlichen Handlung und von loser Moral spreche ich nur dann, wenn ein Schwängerer sich" — der Rechtsanwalt verbeugte sich zu dem Staatsanwalt hin — „drücken will. Auch in diesem Punkt unterscheide ich mich also von dem Herrn Vertreter der Anklage! — Doch die Dinge liegen ja so, daß die briefliche Aussage des eigenartigerweise verreisten Herrn Johannsen der Behauptung der Angeklagten gegenübersteht. Das Gericht wird also zu einer Klärung der Frage nach dem Schwängerer auf dem bisher eingeschlagenen Wege nicht kommen.

Ich komme zum Schluß. Meine Herren Richter, Sie können nach den Buchstaben des Gesetzes verurteilen, aber über das geschriebene geht das moralische Gesetz.

Die Auffassung des Herrn Staatsanwalts entspricht nicht einmal der Auffassung der modernen bürgerlichen Gesellschaft, sie ist, wie ich bereits sagte, anachronistisch; sie ist von keiner Erkenntnis der sozialen und wirtschaftlichen Bedingungen in der bürgerlichen Gesellschaft getragen. Wir haben einen Krieg hinter uns, der die Umwertung vieler Werte mit sich brachte, leider aber nicht zu einer Änderung der Gesellschaftsordnung und der politischen Machtverhältnisse geführt hat. In diesem Kriege wurden Millionen vollwertiger Menschenleben vernichtet, sie wurden den ökonomischen und politischen Interessen der bestehenden Gesellschaft geopfert. Keiner der Urheber der Hekatomben von Menschenopfern hat auf der Anklagebank gesessen, nirgends hat ein Vertreter der herrschenden Gesellschaft die Bestrafung der an der Menschenvernichtung Schuldigen gefordert, denn dafür waren politische Ziele maßgebend, die noch dazu den Segen der Kirche hatten, obwohl sie selbst Gebote erlassen hat, die die Tötung verurteilen.

Vielleicht denkt der Herr Staatsanwalt einmal nach dieser Richtung hin über Bevölkerungspolitik nach und urteilt dann über einen Fall, wie den jetzigen, anders.

Es ist eine Unmöglichkeit, die Angeklagte für schuldig zu erklären. Das Gericht hat meine Auffassung über das Gutachten des Arztes als wahr unterstellt, damit ist anerkannt worden, daß nicht feststeht, ob ein gewaltsamer Eingriff gegen das keimende Leben vorliegt. Aus diesem Grunde bitte ich die subjektiven wie objektiven Fak-

toren bei der Urteilsfällung zu berücksichtigen, — und dann kann nur ein Freispruch erfolgen! Ich ersuche daher um Freisprechung der Angeschuldigten."

Die Richter saßen noch einen Augenblick still; Gesine schluchzte laut neben dem Gendarm, dann zog sich das Gericht zur Beratung zurück.

Im Saal wurde es lebendig, der Gendarm setzte sich wieder zu Golpers und Gesine hatte zu schluchzen aufgehört, sie sah zu Lee hinüber und näherte sich Schritt für Schritt der Anklagebank. In ihrem Hirn nistete sich nur der eine Gedanke fest:

„Lee kommt frei!"

Von einem Freispruch durch das Gericht war Gesine überzeugt, denn nach den Worten des Rechtsanwalts glaubte sie daran. An der Anklagebank blieb sie stehen und starrte den Advokaten an, der erschien ihr als der Inbegriff eines Heiligen, der Wunder vollbringen kann.

„Dieser Rechtsanwalt ist einer, der aus schwarz weiß zu machen versteht", meinte der Gendarm zu Golpers, aber der antwortete ein wenig verworren.

„Was hat schon der Krieg mit der Abtreibung der Lee Tews zu tun, das ist doch ganz etwas anderes. Die Feinde haben doch unsere Soldaten erschossen und angefangen haben wir den Krieg doch auch nicht, die anderen waren doch schuld."

Golpers war von seinen Worten überzeugt, nur die Fischerwitwe schob sich auf ihrem Platz hin und her, dann meinte sie:

„Die Lee Tews war doch nicht recht bei Besinnung, das hast du doch auch gesehen, Golpers!"

Golpers verwahrte sich dagegen, er hatte andere Ansichten.

„Gott sei Dank nicht, die hat mich doch ausgelacht, ins Gesicht gespuckt und beschimpft. Sieh dir das Mensch an, wie sie dasitzt . . . als wenn sie die unschuldvolle Mutter Maria wäre, den Heiligenschein hat ihr der Rechtsanwalt gewoben, nur den Jesus hat sie verloren, der fehlt ihr jetzt auf dem Arm."

Er drehte sich um, unwillkürlich kam ihm ein Kribbeln über seine Nasenwurzel, mit der Hand versuchte er diese Störung zu beseitigen, dabei fühlte er den Schlag, den ihm der Zimmermann für diesen Ausdruck beigebracht hatte.

„Der Kerl ist nicht hier!" Golpers hatte den Gendarm am Arm gefaßt, der lehnte die Hand ab, nahm sie von seiner Uniform zurück; denn über seine Uniform hatte er zu wachen, die durfte keine fremde Hand berühren.

„Was meinen Sie für einen Kerl?" Der Gendarm sah Golpers an. Dem aber war es unerwünscht, an diese Episode erinnert zu werden, darum rückte er unschlüssig auf seinem Sitz hin und her und suchte nach einem Ausweg aus der Klemme, in die ihn seine unüberlegte, aus Dummheit gemachte Bemerkung gebracht hatte.

„Ich meine den anderen Freund von ihr, der sie neulich im Dorf gesucht hat."

Gesine hatte sich bis zum Rechtsanwalt vorgetastet und

BIBLIOTHEK der RATHAUSWACHE WIEN I. NEUES RATHAUS

stand bei ihm; ihr Sinn war noch verworren und sie fragte den Rechtsanwalt zaghaft: „Ob ich Lee Tews gleich mit nach Hause nehmen kann?“

Der Rechtsanwalt beugte sich zu ihr hin, da überkam sie ein eigenes Sicherheitsgefühl, sie tappte nach seiner Hand, der Rechtsanwalt reichte sie ihr.

„Sie haben Lee Tews doch freigesprochen, das war fein!“

Als sie noch mit ihm sprach, öffnete sich die Tür des Beratungszimmers und die Richter traten in den Saal. Der Vorsitzende ergriff sein Barett, setzte es sich auf den Kopf, drehte ein wenig daran, fühlte mit den Händen ob es auch gerade säße und begann zu sprechen:

„Im Namen des Volkes!

Die Angeklagte Lee Hinrichsen wird wegen Vergehens gegen den § 218 des Reichsstrafgesetzbuches zu einer Strafe von eineinhalb Jahren Gefängnis verurteilt. Drei Monate der erlittenen Untersuchungshaft werden in Anrechnung gebracht.“ Lee starrte unverwandt auf den Richter. Doch ehe sie begriff, was in eben dieser Minute geschehen war, fuhr der Richter fort und gab wie üblich die mündliche Begründung:

„Das Gericht ist in eine eingehende Prüfung des Falles eingetreten und hat sich bei seinem Urteil von den bestehenden Tatsachen leiten lassen. Es erkennt die Ausführungen des Herrn Verteidigers sehr wohl an, aber es liegt unzweifelhaft ein Verstoß gegen den § 218 des Strafgesetzbuches vor. Das Gericht tritt nicht den Ausführungen des Herrn Staatsanwalts bei, daß ein ganz

besonders schwerer Fall vorliegt, sondern sieht nur einen an und für sich schweren Fall, bei dem auch mildernde Umstände mitsprechen, darum kam für das Gericht eine mildere Bestrafung in Frage.

Es mußte untersucht werden, ob eine Schädigung der Interessen des Dorfes vorlag. Der Herr Rechtsanwalt hat an sich recht, aber das Gericht mußte erkennen, daß ein sich vielleicht wertvoll entwickelndes Menschenleben im Keim vernichtet wurde. Gewiß ist viel Dorfklatsch dabei, aber Tatsachen kann man nicht hinwegwischen. Alle Zeugen bekunden den gewaltsamen Eingriff, und auch das Gutachten des behandelnden Arztes spricht nicht von einem Gegenteil . . ."

Der Vorsitzende blätterte im Strafgesetzbuch, hielt eine Seite fest und las:

„Eine Frau, die ihre Frucht im Mutterleib oder durch Abtreibung tötet, oder die Tötung durch einen anderen zuläßt, wird mit Gefängnis bestraft.

Der Versuch ist strafbar . . ."

Er klappte das Buch zu. Gesine stand noch immer neben dem Rechtsanwalt, sie hatte ihren Mund geöffnet, der die stumpfen Zähne sehen ließ, die Worte des Richters waren ihr nicht recht verständlich, darum trat sie einen Schritt näher zum Vorsitzenden hin. Golpers hatte den Kopf in seine Hände gestützt und hielt sie dabei so, daß sie hinter seinen Ohrmuscheln lagen, er wollte kein Wort des Richters an seinem Ohr vorübergehen lassen, jeden Laut fing er auf. Sogar der Gendarm hatte sich aufgerichtet, er stand stramm, wie auf dem Exerzier-

platz, hatte vorschriftsmäßig das Kinn an der Binde und die Finger an der Hosennaht. Ihm war es sehr ernst, er erwartete hier gewissermaßen den Rapport seiner obersten Behörde.

„. . . Da das Gesetz in solchen Fällen eine Strafe bis zu fünf Jahren vorsieht", fuhr der Richter fort, „das Gericht aber den Fall milder beurteilt, hat es eine Strafe von eineinhalb Jahr Gefängnis als Sühne für dieses Vergehen für ausreichend erachtet . . ."

Gesine schluchzte bei diesen Worten laut auf, für sie war das, was der Richter ausführte, unfaßbar, nur auf Golpers Gesicht lag ein Zug von Zufriedenheit, die Fischerwitwe sah ihn von der Seite an und bemerkte den vergnügten Zug um seinen Mund; sie rückte unmerklich von ihm ab und hob ihren Rock ein wenig, da er die Hose von Golpers streifte. Der Richter rief zu Gesine hinüber: „Stören Sie nicht immer die Verhandlung!", dann fuhr er fort: „Es ist unbeträchtlich, wer die Angeklagte geschwängert hat, das Gericht hatte das nicht zu untersuchen. In diesem Fall steht auch Aussage gegen Aussage. Der Brief des Herrn Johannsen diente dem Gericht nur zum Teil als Grundlage für die Erörterungen. Es bleibt dem Herrn Johannsen unbelassen, Privatklage zu erheben. Eine Bewährungsfrist kann nicht ausgesprochen werden; die Angeklagte bleibt in Haft. Das Gericht empfiehlt der Angeklagten, ein Gnadengesuch einzureichen. Die Kosten des Verfahrens trägt die Angeklagte."

Das Gericht entfernte sich. — — —

Regen fiel. Unablässig träufelte er nieder. Es war ein feiner Regen, den man mehr fühlt als sieht. Er hing in der Luft, schwebte nieder, schien vom Boden wieder aufzusteigen und färbte alles grau in grau. Die Luft war undurchsichtig, sie trug nicht wie sonst den Lärm des Tages mit sich, sondern erstickte ihn. Unter dem Druck dieses Wetters gingen die Menschen gebeugt daher, drückten sich fröstelnd in ihre Kleidung hinein. Dieses Wetter war der Vorbote des Winters und der Stürme. Die Fänge der Fischer wurden schwächer, mit dem Schollenfang war es vorbei, die Fischer mußten im Sturm hinaus an die Austernbänke, wenn sie verdienen und nicht aufliegen wollten. Sie unterlagen dem Zwang der Zeit und den drückenden Lasten, denn die Raten für ihre Kutter standen. Wenn sie leben wollten, mußten sie fischen, die Konkurrenz peitschte sie, die Flottillen der Hochseefischereien. Die Fischdampfer durchfurchten unbekümmert um Wind und Wetter die See, schleppten die Netze hinter sich und brachten Fänge, Riesenfänge, die wiederum Dividenden brachten.

Um den Tisch im Krug des Dorfes saßen ein paar Seefischer. Sie waren nicht ausgefahren, das Wetter drückte sie, und der Regen, der unaufhaltsam rieselte. Unter ihnen saß auch Golpers. Er hatte ein Zeitungsblatt vor sich liegen. Auf seiner Stirn saßen Falten, zwei davon stiegen von der Nasenwurzel ab aufwärts, das gab seinem Gesicht einen düsteren Ausdruck, sein Mund war eingekniffen. Das Glas, das vor ihm stand, berührte er nicht.

„Watt hest dor?“ Der Netzmacher Peters neben ihm griff nach dem Blatt, aber Golpers hielt es fest.

„Was ist das für eine Zeitung?“, er drehte sie in der Hand und wußte nicht, was er sagen sollte.

„Das ist keine von unseren Zeitungen, merkwürdig was die schreiben, aber so ganz unrichtig ist das nicht“, er machte eine Pause, sann ein wenig nach und erzählte dann weiter. „Wir sind Seefischer der Nordsee, und was geht uns die Ostsee an!“

Er spuckte vorsichtig aus und zertrat den Fleck auf der Diele, faßte nach seinem Glas, stellte es aber ohne getrunken zu haben wieder zurück, hielt das Blatt von sich und schlug mit der Faust auf den Tisch. Die anderen sahen zu ihm auf, sie kannten Golpers nur als einen, der von hinten herum horchte und eine schleichende Art des Verkehrs hatte, hier wurde er mit einem Male laut und begann zu schimpfen.

„Di geiht datt doch mooi!“, meinte Peters, „hest een niegen Ewer, kannst mit no Austern rut . . . verdeenst een Barg Geld . . .“

„Nee, hier steiht watt anners, de Lüd hebbt recht!“ Golpers hieb wieder auf den Tisch.

„Slog mi man den Buddel nich twei“, rief der Gastwirt hinter der Tonbank hervor und ging, um das Grammophon in Bewegung zu setzen, aber Golpers verlangte Stille, dann las er:

„HOHE DIVIDENDEN
FÜR DIE AKTIONÄRE DER HOCHSEE-FISCHEREI.“

Die kleinen Fischer müssen verhungern.

„Von der Nord- und Ostsee laufen dauernd Klagen ein, daß es den dortigen Kleinfischern furchtbar schlecht geht. Es ist vorgekommen, daß Kleinfischer zwei Tage und zwei Nächte hindurch ihre Netze schleppten und ganze zehn Pfund Schlei gefangen haben.

Die Küstenfischer klagen in der Hauptsache über den Raubbau, der von der Hochseefischerei beim Fang getrieben wird. Diese Klagen werden durch einen Bericht bestätigt, den die Norddeutsche Hochseefischerei A. G. durch die Presse gehen läßt. Dieses Unternehmen rechnet beim Abschluß des Geschäftsjahres 1928/29 mit einem Reingewinn von 197 000 M. . . .“

Die Fischer drängten sich aneinander, auch der Gastwirt setzte sich hinzu und der Netzmacher murmelte: „Hunnertsöbenunnegentigdusend Mark, — watt een Geld!“ Golpers las weiter und die Falten auf seiner Stirn wurden noch stärker.

„Das Gewinnergebnis ist gegenüber dem Vorjahr um 60% gestiegen, die Gesellschaft ist in der Lage, ihre Rücklagen zu erhöhen und auch die Dividenden von 7 auf 10% hinaufzuschrauben.“

„Hast du Rücklagen in diesem Jahr gehabt?“, fragte Peters den Golpers.

„Holl dien Mul“, meinte der verbissen und las weiter.

„Erreicht wurde dieses bessere Geschäft durch reichlichen Fang, der in diesem einen Jahr von 12,8 Millionen auf 15,7 Millionen Pfund Fische gesteigert

wurde. Der Durchschnittspreis hat sich gleichfalls erhöht, und zwar von 11,7 auf 12 Pf. pro Pfund."

„Das ist durch den Raubbau, bestimmt durch den Raubbau!"

Peters wurde ganz erregt, er warf seinen Stuhl beim Aufstehen um, alle sahen ihn an.

„Watt hebbt wi?", schrie er und fuchtelte mit seinen Händen in der Luft herum. „Schulden!", mit diesem Ausruf setzte er sich wieder.

„Bekanntlich fängt die Hochseefischerei auch die kleinen Fische mit ein, setzt sie nicht aus, um für Nachwuchs zu sorgen", las Golpers weiter.

„Düsse Swinegels!", rief der alte Harm, „wi mokt datt immer, — wir wollen länger fangen; les' man weiter, Golpers!"

„Die Hochseefischerei liefert nicht nur für den Markt, sie liefert auch an die großen Fischverwertungs-Genossenschaften zur Herstellung von Fischmehl, das die großen Schweinemästereien zur Fettfütterung ihrer Schweine benötigen."

„Jung, datt is mi nee, Fischmehl for de Swien?" Harm polterte los, er war nicht zu halten: „Watt steiht dor noch?" Ganz dicht war er hinter Golpers' Stuhl getreten, er konnte sich nicht beruhigen, brabbelte noch immer, als Golpers schon wieder las:

„Es gibt aber noch eine andere Sparte Hochseefischer, die es auf den Laichfisch abgesehen haben. Diese sogenannten Schwarzfischer fangen den Laichfisch ein,

streifen ihm den Rogen ab und verkaufen diese Fischeier als deutschen Kaviar."

„Das ist verboten!", rief der Gastwirt, er galt im Dorf als ein Kenner der Gesetze; hinter seinen Flaschen hatte er das Buch über die Fischereigesetze zu stehen, das studierte er mit Eifer, wenn er nicht die Beschäftigung des Grogtrinkens ausübte.

„Der preußische Staat hat ein besonderes Gesetz über die Entwicklung der Fische geschaffen und die Fischereibehörden sind nach dem Gesetz verpflichtet, Fischbrut auszusetzen." Der Gastwirt schnurrte diesen Satz wie auswendig gelernt daher.

„Das steht auch hier." Golpers schlug auf die Zeitung, „aber nichts wird für uns kleinen Fischer getan".

Peters stand auf, ging zu Golpers, sah ihn an und sagte mit einem eigentümlichen Ton:

„Du bist doch für Gerechtigkeit, Golpers, ist das nun Gerechtigkeit? Da schlucken die Großen alles, übertreten die Gesetze, stehlen, werden reich und werden für diese Böswilligkeit nicht einmal bestraft. Wir halten alle Gesetze, zahlen Steuern und Pachten und werden immer ärmer. Was ist das denn für eine gerechte Welt?"

„Nee — das ist keine Gerechtigkeit, du hast recht, Peters."

„Na, nu sorg' man dafür, daß die großen Aktionäre auch für ihre Übertretung in den Bunker kommen; bei Lee Tews warst du doch auch für Gerechtigkeit." Der alte Netzmacher stand vor Golpers, voller Ernst in seinen Augen, er war überzeugt von der Ungerechtigkeit

dieser Welt. Er wendete sich schnell und ging in den Regen hinaus.

Golpers wußte dem alten Mann nichts zu antworten.

„Für die Gerechtigkeit kann er nicht sorgen, denn er hat das Geld für seinen Ewer ja auch von den Großen in Hamburg genommen, und wer von den Großen abhängig ist, muß gegen die Kleinen sein oder er geht mit uns unter."

Diese Worte des Netzmachers hatten die anderen stillgemacht, denn auch sie trugen an ihren Verpflichtungen und dachten an den Winter, der ihnen für Monate keinen Verdienst bringen würde, oder sie mußten hinaus, ganz gleich, ob die Stürme sie überraschten und sie dabei Leben und Fahrzeug riskierten. Das eiserne Muß ihres Berufes zwang sie.

Lee hatte die Nachricht erhalten, daß sie nicht im Untersuchungsgefängnis bleiben, sondern in eine andere Anstalt überführt würde. Sie wartete in ihrer Zelle. Ein Bogen Packpapier nebst einem Ende Bindfaden lagen auf ihrem Tisch; darin schnürte sie ihre Habseligkeiten ein. Ihr war so sonderbar zu Sinn. Es war kein anheimelnder Ort, an dem sie diese letzten Monate verlebt hatte, kahl und öde sah er aus. In diesem Augenblick wurde der Raum noch öder. Das Grau der Farbe sprang trostlos von der Wand, die unbezogenen Matratzen gähnten von der Pritsche her, dunkle, schimmlige Flecke, die sich vom Überzug abhoben, erhöhten die Trostlosigkeit

dieses Ortes — und doch war Lee nicht froh, diese Zelle verlassen zu müssen, im Gegenteil, sie war ein wenig beklommen. Sie hatte sich während der Zeit der Haft an diesen Ort gewöhnt und wußte nicht, ob der Platz, den sie in einer anderen Anstalt erhalten würde, nicht noch düsterer sein würde, als dieser hier. Sie sog noch einmal die Luft dieser Zelle ein, die roch säuerlich; dann ging sie zum Tisch, darüber zeichnete sich an der Wand ein rechteckiger Fleck ab. Es mußte früher ein Bild oder ein Spruch an dieser Stelle gehangen haben. Solange sie hier verweilte, war nichts da, nur ein Gesangbuch lag auf einem Bord auf der gegenüberliegenden Wand. Es lag vereinsamt neben einer Emailleschüssel und einem Eßlöffel. Einen sonderbaren Kontrast bot dieses Bild, beim Hinsehen fiel ihr ein Spruch ein: „Bete und arbeite."

Gebetet hatte sie genug, gearbeitet auch, das zog ihr durch den Sinn; und trotzdem war sie hier gelandet. Unwillkürlich begann sie wieder über ihr Verhältnis mit Harrald Johannsen und alle seine Folgen nachzudenken. Bei der Erinnerung an diese Zeit öffneten sich die Poren ihrer Haut, sie schlugen wie Blasen hoch, ein feines, stechendes Gefühl überzog ihren Körper; sie biß die Zähne aufeinander, schloß die Augen und ihre eine Hand suchte an ihrer Brust entlang, sie schob ihre Bluse beiseite, mit der anderen hob sie ihren Rock, daß die Knie freilagen ...

In diesem Augenblick öffnete sich die Tür der Zelle und eine Wärterin rief hinein: „Nehmen Sie Ihre Sachen und

treten Sie raus, — Sie werden sofort abtransportiert."
Lee sah sich noch einmal in diesem Raume um, in dem sie gelebt hatte, sie nahm Abschied von den toten Gegenständen dieser Zelle, weil diese Dinge für sie Leben gewonnen hatten. In ihrer Einsamkeit hatte sie sich oft im Selbstgespräch unterhalten und ihre Fragen an diese toten Dinge in der Zelle gerichtet, so daß sie ihr Freunde in der Stille geworden waren.
Sie trat auf den Gang hinaus, in ihrer Hand hielt sie ihr unscheinbares Gut, das Paket. Sie stand nicht lange, dann mußte sie über Treppen und Gänge, dabei folgten ihr sehnsüchtige Blicke anderer weiblicher Häftlinge, die glaubten, daß sich vor dieser Frau die Tore des Gefängnisses öffnen würden, damit sie in die Sonne sehen könnte.
Im Abfertigungszimmer saßen zwei andere Frauen, die im Flüsterton ein Gespräch führten, als Lee hineingeschoben wurde. Sie hörten auf zu flüstern, rückten auf ihrer Bank zusammen und machten einen dritten Platz für Lee frei. Die setzte sich, ihr Paket stellte sie auf ihren Schoß und sah starr vor sich hin.
Immer wieder mußte sie die Wahrnehmung machen, daß in diesem Hause alles gleich war, überall schlossen die Türen, immer waren die Schranken da, die Gitter, die Wände und das gedämpfte Flüstern.
Die zwei Frauen musterten die Eingetretene, sie streiften Lees Körper und tasteten sich mit ihren Sinnen langsam vorwärts. Die eine, die neben Lee saß, rückte

näher, stieß sie mit einem Finger langsam in die Seite und neigte den Mund zum Ohr Lees.
„Entlassen?“ zischelte sie erregt.
Lee sah in ein zerquältes Gesicht, in diesen Zügen tobten sich böse Leidenschaften aus. Die Lippen der Frau formten sich rund, warfen sich auf und öffneten sich so, daß die Schneidezähne sichtbar wurden; dann stieß sie ein wenig ihre fleischige Zunge vor, daß sie breit zwischen den wulstigen Lippen lag.
Lee erschrak, sie rückte ein wenig von der Frau ab, sah sie an und dabei fühlte sie einen Drang, sich von dieser Frau abzusondern. Sie gab auf die an sie gerichtete Frage keine Antwort, sondern schüttelte mit dem Kopf. Die Frau drängte ihren Leib wieder gegen Lee, dabei stieß sie mit ihrem Zeigefinger Lee vor die Brust, dann neigte sie sich ganz nahe zu ihrem Ohr und fragte: „Warum bist du hier?“
Der heiße Atem der Frau erregte einen Ekel in Lee, sie beugte ihren Oberkörper zurück und wie unter einem Zwang sagte sie tonlos:
„Abtreibung“, und sah dabei nach der anderen Seite.
„Unheilbar doof“, flüsterte plötzlich die Frau ihrer Nachbarin zu, dann kicherten die beiden, drückten sich aneinander, betasteten sich und ließen Lee unbeachtet auf ihrem Platz sitzen.
Die Tür öffnete sich und ein Wärter rief drei Namen auf, zuletzt Lee Hinrichsen. Sie wurden hinausgeführt, draußen erwartete sie ein Transportwagen. Drei Schritte mußten sie hinaufhüpfen, um in das Gefährt zu ge-

langen; Lee kam zuletzt hinein, hinter ihr stieg nur noch der Wärter ein, an seiner Brust baumelte an einer Kette der Schlüssel zur Tür des Wagens. Der Wächter setzte sich in einen engen Verschlag quer vor die Tür, so daß er mit dem Gesicht durch das Gitter nach draußen sehen konnte. Das Gefährt kam in Bewegung. Lee sah sich um, es herrschte Dämmerung, ihre Augen mußten sich erst an das Dunkel hier drinnen im Wagen gewöhnen, dann schoß ihr alles Blut zu Kopf, ihre Augen wurden groß, — das war der Blick, den sie hatte, wenn etwas in ihr Leben trat, das Entsetzen oder Scham in ihr hervorrief. Noch einmal strengte sie ihre Augen an, sie glaubte nicht richtig gesehen zu haben, aber dann prägte sich dieses Bild um so fester ein — nie würde sie es wieder vergessen ... „Nie vergessen ...", sprach sie unhörbar. Im Wagen stieg unterdrücktes Lachen auf, dumpfe Luft umspülte Lee, sie trat zurück, bis zu dem Fenster am Verschlag des Wärters. Der sah sie an. „Sie müssen sich setzen!" sagte er trocken. Sie suchte hilflos nach einem Platz, vierzehn Männer und drei Frauen zählte sie in diesem Gefährt.

Flämmchen leuchteten auf, Rauch stieg empor, glimmende Zigaretten wurden herumgereicht, jeder sog daran, gierig schluckten die Münder den Rauch, schluckten ihn und stießen ihn langsam in feinen Strahlen wieder aus. Sie kosteten den Genuß dieser Minuten doppelt aus. Wie Entwöhnte des Glücks benahmen sich diese Menschen, naiv und froh, ein paar Minuten ohne Gewalt, die über sie war, zu sein.

Da lachte eine Frau auf, dann wurde es still, ein sonderbares Pfeifen war hörbar, zischend wurde es ausgestoßen, so wie stark arbeitende Menschen, die ein schweres Werk bewältigen müssen, ihren Atem ausstoßen, so klang es in Variationen wieder. Lee sah zu Boden, sie wollte nicht sehen, schloß krampfhaft die Augen, aber immer wieder wurde ihr Blick in das Innere des Wagens gelenkt, der über das Pflaster der Straßen schaukelte. Die Last drückte stark auf die Federn des Wagens, sie preßten sich zur Achse und wurden vom Widerstand der rollenden Räder zurückgebogen, so daß der Wagen wiegend über die Straßen glitt.
Plötzlich fühlte Lee einen Stoß durch ihren Körper, erregt fuhr sie hoch, der Wagen war um die Ecke gebogen, da sah sie, wie eine der Frauen sich vom Schoß eines Mannes erhob, das Kleid war ihr bis über die Hüften zurückgeschlagen und das Fleisch ihrer derben Schenkel war sichtbar. Ihr gegenüber saß die andere Frau, deren Augen lachten, sie wechselten ihren Partner, eine neue Hand griff nach ihnen, sie hatten nicht die Zeit, sich zu säubern, denn ihre Körper wurden ohne Säumen verlangt. Diese Frauen wurden herumgereicht wie vorher die glimmenden Zigaretten. Jeder trank sich in dieser Minute des Unbeobachtetseins an der Frau satt und stillte den durch die Entbehrungen in seiner geschlossenen Zelle und durch das über ihn verhängte Zölibat quälenden Durst nach dem Weibe. Diese Frauen waren erfreut, Stillung ihrer Natur am laufenden Band zu finden. Mit dem Qualm des Tabaks, der im Wagen schwelte,

mischte sich ein säuerliches Aroma, die Ausdünstungen des befriedigten Dranges dieser entfesselten Menschen. Die Zeit rann, und mit der Minute der Erfüllung trat die Erstarrung ein, die Gesichter der Insassen erschlafften. Lee erschienen sie wie Masken, die, grausam verzerrt, Menschen Schrecken einflößen sollten. Neben Lee saß ein Mann, der unbeteiligt an diesem allgemeinen Gebaren war.

„He, du — du, da drüben! Du bist wohl Feinschmecker", rief ihn einer an, der noch an seiner Hose nestelte, um sie wieder in Ordnung zu bringen, dann lachte er befriedigt auf und rekelte sich gegen die Wagenwand, er rieb sich die Schultern am Holz, wie ein Tier sein Fell, wenn es Behagen ausdrücken will.

„Nimm doch das Blümchen neben dir und begieß sie ein wenig, sonst vertrocknet sie, oder reich sie mir herüber", flüsterte ihm sein Nebenmann ins Ohr. Da sah ihn Lee voller Angst an, denn sie glaubte, daß nun die Hand des Mannes nach ihr greifen würde, sie zog ihr Kleid über die Knie und verschränkte die Arme darüber. Der Mann sprach ganz leise zu ihr: „Lassen Sie, bleiben Sie ruhig — ich will nichts von Ihnen. Bleiben Sie sitzen", und sie kamen langsam in ein Gespräch, flüsterten miteinander. Mit keinem Wort berührten sie das, was sie umgab, sondern sie gingen auf ihre eigenen Leiden ein.

„Hochverrat, sagen Sie — was ist das?"

„Eigentlich herzlich wenig, und manchmal doch viel", antwortete der Mann.

„Sehen Sie — Hochverrat ist das schon, wenn jemand zufällig zwei Pistolen besitzt. Für diesen Besitz kann er nach dem Gesetz bis zu fünf Jahre Gefängnis erhalten."

Das war Lee unverständlich, sie bat um eine Erklärung des Gesetzes.

Und der Mann neben ihr sprach von einem am 21. Juli 1922 von den gesetzgebenden Körperschaften angenommenen Gesetz zum sogenannten „Schutze der Republik", das sofort nach der Veröffentlichung in Kraft trat. Dieses Gesetz wurde nach dem Attentat auf den Reichsminister Rathenau angenommen und sollte angeblich zur Abwehr des Terrors der rechtsgerichteten politischen Parteien und Geheimbünde dienen. Aber es wurde etwas ganz anderes daraus gemacht....

Lee verstand von all dem sehr wenig. Doch sie folgte angestrengt den Erklärungen des Mannes, sie blickte ihn ernsthaft an.

Der Gefangene sprach weiter. Über das Reichsgericht, das die Urteile auf Grund dieses Gesetzes zu fällen habe; das den Sinn vollkommen verdrehte und zu einem Terrorgesetz gegen politisch Andersdenkende, gegen die revolutionären Arbeiter machte.... „Mit jenen Paragraphen sind Hunderte von meinen Genossen geprügelt worden. Jetzt bin ich an der Reihe."

„.... In diesem Gesetz ist der Absatz 6 des § 7 so eine eigene Sache, ich kenne den Absatz auswendig, er ist mir eingehämmert worden: ‚wer ein bis dahin verheimlichtes Waffenlager in Eigentum oder Gewahrsam hat

und es unterläßt, der Behörde von dem Aufenthaltsort unverzüglich Kenntnis zu geben', . . lautet dieser Absatz, und sehen Sie, zwei Revolver, das hat das Gericht zum Schutze der Republik in einem Urteil vom 4. Juni 1924 ausgesprochen, ist ein Waffenlager . . ., zwei ist pluralis, also Mehrzahl, so deduziert ein Paragraphengehirn — aber nur gegen linksgerichtete Arbeiter — mir ging es ähnlich — vier Jahre Gefängnis — es ist nicht viel, wenn ich bedenke, daß Sie für Ihre Dummheit eine solche Strafe erhielten — im übrigen gehört dieses Gesetz — ich meine den § 218 — auf den Misthaufen aller Paragraphen der Gesetzgebung, die noch nach dem Mittelalter stinken."

Im Wagen wurde es lebendig, ein dunkles Tor öffnete sich, in das der Wagen hineinfuhr, eine neue Etappe war erreicht; ein dumpfes Geräusch ließ erkennen, daß sie sich unter einer langen Toreinfahrt befanden. Es wurde im Innern des Wagens ganz dunkel, plötzlich kreischte eine Frauenstimme auf: „Drecksack! . . . Hast du noch nicht genug . . . laß mein Ding los — du Hengst!"

Der Wächter brüllte in den Wagen hinein: „Ruhe! Wer sich unanständig aufführt, wird gemeldet!"

Ein Hohngelächter der Insassen war die Antwort, das Gefährt stand still und der Begleiter öffnete die Tür. Am Wagen stand wartend eine Reihe von anderen Wärtern, sie grinsten sich gegenseitig an; dann brüllte einer scharf und schneidend: „Die Frauen zuerst aussteigen!"

Lee gab dem Mann neben sich die Hand und sprang hinaus, ihr folgten die beiden anderen Frauen, sie kletterten umständlich die beiden Tritte hinab, dabei ordneten sie ihre Kleider, die von der Arbeit drinnen zerknüllt und zerrissen waren. Die eine der beiden rief noch etwas nicht Mißzuverstehendes in den Wagen hinein, ehe sie weggeführt wurde, die Männer lachten als Antwort im Echo zurück.

Langsam wurden die Männer hinausgelassen, sie mußten sich immer zu zweien nebeneinander stellen. Dann tönte ein Kommando und die Kolonne setzte sich in Bewegung.

Lee war wie in einem Rausch, der schwer auf ihr lastete, schwankend folgte sie dem Wärter, es zog sich etwas in ihr zusammen, ein sonderbares Gefühl überwältigte sie. Es war das Gefühl der Heimatlosigkeit einer wirklich Heimatlosen, die Halt und Unterkommen sucht, die getrieben die Stätte einer Rast zu finden hofft und doch immer wieder vor dem Nichts — einem grenzenlosen Nichts steht. Das, was um sie war, sah sie mit anderen Augen. Sie wurde in das Gebäude geführt, verfolgt von den Blicken der Wärter, die an ihr haften blieben.

Steil führten eiserne Treppen über die Gänge empor, diese Treppen kamen ihr vor, wie das Gerippe eines Bauwerkes, das nie seiner Vollendung entgegensieht, sondern ewig unfertig stehen wird.

Kälte stieg von den Wänden auf, und die tief gelagerten Türen in dem Gebäude wirkten wie gähnende,

müde Mäuler, die zahnlos ihren Schlund öffneten, um ihre Opfer zu empfangen, die sie langsam zermahlen sollten. Auch die Menschen wandelten gleich Schemen durch die hallenden Gänge, körperlos, nur die Gesichter schienen durch den Raum zu schweben, blaß und verzerrt, wie Marionetten an Drähten, die von unsichtbarer Hand geführt wurden. Ängstlich floh der Schall der Tritte der Menschen am Mauerwerk entlang und schien das Klagelied lebendig Vergrabener zu hauchen, die sich zur Oberfläche des Lichtes sehnten.

Die Sonne war von diesem Ort verbannt, nirgends schien sie, das Licht geisterte dämmerig und verbreitete eine Starre, die jeden mit einem Frösteln überschüttete, der den Fuß über die Schwelle dieses Hauses setzen mußte. Ein Hauch lebendiger Verwesung und halbe Mystik eines Ungewissen umwob alles.

So schwankte Lee vorwärts, über die eisernen Stufen der Treppen und die steinernen Fliesen der Gänge dieses Hauses. Die Frau vom Meer, die frei zu atmen gewöhnt war, drückte diese Last von Stein und Eisen, die sie umgab, tief.

„Entfliehen können!.... entfliehen können... diesem Ort!", das hämmerte in ihrem Hirn, hinter ihr ging ein Wächter, vor ihr eine Uniform, sie sah die Buntheit dieses Anzuges, seitwärts die betonierten Wände; und über und unter ihr war Eisen, Eisen...! So hielt sie Einzug in ihr neues „Heim", in dem sie die letzte und längste Etappe dieser Zeit verbringen sollte.

Ob es die letzte Stätte sein wird? Diese Frage schwebte

ihr vor, denn sie wußte, daß sie widerspruchslos den Weisungen folgen mußte, die in einer Amtsstube von irgendeiner Hand in ihre Akten geschrieben wurden, willenlos mußte sie jeder Weisung gehorchen, denn ihr Eigenleben war ausgeschaltet, es wurde von einer Ordnung geformt, die in Gesetze und Paragraphen gepreßt war.

„477!", rief eine Stimme. Das war der neue Ort, den Lee betreten sollte.

In ihren Ohren hörte sie das Meer branden, das Rauschen der Wellen durchflutete sie, und sie sah die Wogen, die sich in der Dünung schwangen. Die graue Farbe des Himmels stand vor ihr, und das sich schwarz färbende Wasser. Es kam auf sie zu. Die Düsterheit des Ortes löste eine Vision der Freiheit in ihr aus.

Eine Tür öffnete sich — „477" —, der neue Ort ihres Lebens umfing sie. Zaghaft, Schritt für Schritt, ging sie in das Innere des Raumes. Hier überfiel sie die ganze Trostlosigkeit dieser Minute. Wie das gramzerfurchte Gesicht einer Bettlerin, deren Augen Hunger schrien, blickten die Wände. Wieder ging sie einen Schritt vorwärts, da fiel ihr Auge auf eine Tafel über dem Tisch in der Zelle, gerade unter der Lampe. Langsam schob sie ihren Leib über den Tisch, um die Bedeutung der Tafel zu erkennen. In der Dämmerung schien das Blond ihres Haares grau, die Züge des Gesichts alt, nur die Augen brannten, mit denen sie die Schrift auf der überzogenen Pappe an der Wand entzifferte.

Sie las, jeden Buchstaben mußte sie langsam entziffern, mit dem Finger schrieb sie die Buchstaben auf der Pappe nach, dann bog sich ihr Leib vom Tisch zurück, sie stand aufrecht, ihr Mund mahlte Speichel wie ein Wiederkäuer, sie spuckte ihn aus und sprach laut in die Öde des Raumes hinein:

„Bis hierher sollst du kommen und nicht weiter,
hier sollen sich legen deine stolzen Wellen.
Psalm 104, 8, 9.

Über diese Worte dachte sie nach, dann lachte sie auf, hart und laut.

„Sollen sich legen deine stolzen Wellen. Bis hierher und nicht weiter! Wirklich — zu Ende hier — nicht weiter?"

Noch einmal lachte sie kurz, bitter auf, dann ging sie zum Spruch und nahm ihn von der Wand, trat damit zum Fenster, drehte die Pappe herum und fand einen zweiten Vers, der lautete:

„Leben und Wohltat hast du mir getan,
und dein Aufsehen bewahret meinen Odem.
Hiob 9—11."

In ihr bäumte sich etwas auf. Sie hörte die Sonntagspredigten aus dem Munde des Pfarrers von der Kanzel ihres Dorfes und verglich deren Wortlaut mit ihrem Erleben.

„Alles ist anders gewesen", lispelte sie vor sich hin.

Sie durchkreuzte ihre Zelle in rasendem Lauf. Atemlos blieb sie nach einer Weile stehen.

Hatte sie geträumt, ein Leben lang geträumt, war es notwendig, daß sie diesen Weg gehen mußte, um zu erkennen? Warum kam die Erkenntnis in der Enge des Gefangenseins und war ihr nicht im Strom des hämmernden Lebens gekommen?

Noch einmal wiederholte sie den Spruch, langsam, Wort für Wort stieß sie ihn über ihre Lippen, es brannte in ihrem Innern, und nun kamen ihr Gedanken, vieltausendfache Gedanken. Abseits vom Leben mußte sie das Leben erkennen lernen.

„Leben und Wohltat hast du mir getan,
und dein Aufsehen bewahret meinen Odem.
Hiob 9—11."

Sie spuckte aus, beugte ihren Körper vor, bewegte sich durch den engen Raum und bog sich die Finger an ihren Händen rückwärts bis sie einen Schmerz verspürte.

„Lüge!", rief sie aus. „Lüge! Um die Menschen vom Denken abzuhalten, darum lügen sie mit ihren Worten — wo war Wohltat in meinem Leben?"

„Ruhig!", murmelte sie dann wieder zu sich selbst. „Ru—hig!" Und sie zählte die Tage, die sie vor sich hatte, die sie von nun ab an diesem Ort verbringen mußte. Eine endlose Reihe immer gleicher Tage sah Lee vor sich und barg den Kopf in ihren Händen. Es war das zweite Mal, daß sie weinte, aber diesmal suchte sie Erlösung von den Qualen, die sie litt.

Diese Nacht lag Lee schlaflos, erst gegen Morgen schloß

sie die Augen, auf ihrem Gesicht lag ein feiner Schein und das Antlitz schien so zart, wie in ihrer Jugend.

Schön war die Nacht. Gelb stand der Mond in der Weite des Endlosen und die Sterne sprangen daraus hervor, ihr Licht zitterte im Sammet der Nacht. Die See rollte langsam und der Kutter stieg auf und nieder.
Golpers fischte, er kurrte seine Zeit und brachte das Netz hoch. Schwer zog der Motor seine Last, das volle Netz, es kam über Bord, ging hoch in die Wanten. Wie Silber leuchteten die tausende Tropfen, die aus Trosse und Kurre über das Deck fielen. Silbern leuchteten auch die springenden Fische im schwärzlichen Netz. Der Fischer ging hin und riß mit einem gewaltigen Ruck seines Armes den Netzschwanz auf, und ein dumpfer Fall schleuderte einen dunklen Körper auf Deck, ihn umsprangen die Fische schlagend und sich krümmend, wie leuchtende, tanzende Kobolde.
Golpers sprang zurück, er lehnte sich gegen das Beiboot, die Seestiefel hielten seine Knie, deren Gelenke den schweren Körper nicht mehr halten wollten. Der Fischer stieß einen Schrei aus wie ein Mensch, den das Entsetzen geißelt. Der Schrei rief die Helfer herbei, sie sahen den Fischer mit verstörtem Gesicht am Boot lehnen, er wies mit der Hand auf den Fang an Deck, auf einen dunklen Körper. Einer der Leute riß die Blaufeuerlampe vom Stand und entzündete sie. Damit leuchtete er zum dunklen Körper. Er sah in das Gesicht eines ertrunkenen

Fischers, das vom Mond und dem Blaufeuer magisch beleuchtet wurde, in der rechten Hand hielt der Tote einen anderen Südwester, — sein eigener war ihm unter das Kinn gebunden — und er erkannte — Jan, den Bestmann von „Lee H. F. 13"!

Untätig standen alle, keiner sprach, nur das Meer rauschte und der Mond beschien silbern, mit freundlicher Milde den ausgestreckten Toten mit den glasigen Augen und dem weit geöffneten Mund.

„Über Bord!", murmelte Golpers, „. . . über Bord!"

Das war alles, was er sagte und seine Hand zeigte noch immer auf den Ertrunkenen.

Langsam kam Leben in die Gruppe der anderen, scheu sortierten sie die Fische, nahmen den Körper und rollten ihn dicht an den Setzbord.

„Wi wüllt em inneihn — he schall een ehrlich Seemannsbegräbnis hebben", sagte einer der Helfer vom Ewer, er stieg in die Achterplicht, holte ein Stück von einem zerrissenen Großsegel, und umhüllte damit den Körper. Zu den Füßen des Toten tat er Steine, die sich beim Kurren im Netz gefangen hatten. Dann hoben die Männer den Toten auf, mit den Steinen und den Füßen ließen sie ihn über das Scherbrett langsam in die See gleiten, dabei beteten ihre Lippen einen Vers.

Dort, wo der Tote in die Tiefe steuerte, quirlte das Wasser blasig auf. Wie ein Taucher versank der belastete Körper gurgelnd im Meer. Über allem lag das geisterhafte Licht des Mondes, es zuckte in einer Bahn bewegt überm Wasser.

Der Fischer befahl Ruhe an.

„Jetzt nicht mehr fischen", schrie er heiser. Der Motor puffte.

Golpers ging nach unten in das Logis, setzte sich an die Back und schrieb etwas in sein Tagebuch; dann versuchte er zu schlafen, aber die Unruhe trieb ihn wieder an Deck.

Zehn Meilen östlich blinkten Lichter, rote, grüne und weiße. Querab fischte eine Flottille. Da gab auch Golpers wieder die Anweisung, die Kurre auszusetzen. Sie lief über das Heck ins Wasser und sank zum Grund. Gegen Morgen, kurz nachdem die Sonne aufgekommen war, ließ der Fischer ausscheiden und fuhr nach der Elbe hoch. Er selbst stand am Ruder, seine Augen suchten den Kurs, die Nadel am Kompaß zitterte fein über das Blatt, sie pendelte immer über zwei Strich hin und zurück; der Fischer hielt mit eisernen Händen das Ruder, — aber die Nacht wollte nicht aus seinem Gedächtnis schwinden. Er riß die Tür des Ruderhauses auf, damit ihn der Morgenwind umspülen sollte, aber auch der Wind brachte seinem Hirn keine Kühlung. Er riß sich seine Mütze vom Kopf und öffnete den Rock. Doch das Gesicht des ertrunkenen Jan verließ ihn nicht, es war, als ob das Meer, jede Welle ihm das Bild der Nacht widerspiegelte. Und nicht nur das Bild der Nacht, sondern all die Geschehnisse der letzten Monate. Er hatte das Gefühl, als sprächen Wind und Wellen zu ihm, und als wenn die Worte Lees vom Meer heraufklangen: „Du lügst ja, Golpers!"

Da trat neben Jans Gesicht auch das der Lee auf dem Wasser auf; er sah auch sie deutlich, ihre anklagenden Augen irritierten seine Sinne.

„Sollte sie doch nicht gelogen haben?", fragte er sich; er sprach diesen Satz in immer anderen Variationen vor sich her und stierte auf den Kompaß hin, um das Meer nicht sehen zu müssen. So segelte er, verfolgt von den Visionen, den letzten Törn über die See, da weckte ihn ein Ruf seines Helfers aus diesem stieren Sinnen auf.

„Schiffer! Wir müssen den Kurs ändern, sonst kommen wir zu weit nach Osten auf, drüben ist bereits Land!"

Er zeigte dabei nach voraus über Backbord, wo sich über dem Wasser ein leichter Dunststreifen am Horizont zeigte, der dem Seefahrer die Nähe von Land erkennen läßt.

Erschreckt riß Golpers das Ruder herum. Der Helfer wunderte sich über seinen Schiffer, der so ungelenk überholte, daß er bald aus seinem Stand an Deck geworfen wurde. Die Kompaßnadel zitterte über dem Blatt, unruhig schwang sie hin und her, zitternd schlug sie aus, bald nach Nord hin, um zurück nach Ost zu pendeln, und sich dann gegen Süden zu wenden. Dort fuhr sie unruhig, haltlos über die schwarzen Pfeile und Buchstaben. Sie war haltlos, wie der Fischer am Rad.

„Drei Strich zu viel!" brummte der Helfer, „wir haben jetzt Kurs auf das Feuerschiff, das liegt gradeaus vor uns."

Golpers sah durch das Fenster des Ruderhauses und holte langsam drei Strich nach Ost zu auf.

Jetzt merkte er am Wasser, daß er sich am Einschnitt des Stromes im Meer befand. Er trat das Ruder an seinen Mann ab und kreuzte tief in Gedanken über das Deck hin. Weder die Helfer an Deck sah er, noch die Umgebung, die aus dem Wasser aufwuchs. Der Turm der Insel Neuwerk tauchte auf; dieses Wahrzeichen, das jedem Fischer erzählt: „Nun bist du bald zu Haus!", übersah Golpers, denn in seinen Sinnen tanzten die letzten Monate einen spukhaften Reigen, — und an den Fang dachte er, an die Fische in der Bünn, denn es war eine schlechte Reise geworden. Eine Regenbö zog herauf, feine Nässe umrieselte ihn, er achtete nicht darauf, mit wehenden Haaren kreuzte er unablässig das Deck. Dann sah er auf den sich gelb dahinwälzenden Fluß hinab und stellte fest, daß er mit der Flut den Strom hinauffuhr. Zu beiden Seiten war das Land nur schwer erkennbar, der Regen verwischte die Konturen der Ufer. Der Fischer riß sich mit Gewalt aus seinen Träumen zurück in die Wirklichkeit. Da dachte er an das Dorf.

Was würde das Dorf sagen, wenn es erfuhr, daß er Jan gefischt, und wieder dem Meer zurückgegeben hatte?

Auf diese Frage fand er schnell die Antwort: Ein christliches Seemannsbegräbnis hätten sie ihm zuteil werden lassen, eingewickelt wurde er und dem Meer wiedergegeben.

Die Regenbö war vorüber und die Luft klarte auf, die Ufer traten hervor. Der Strom belebte sich. Der Helfer

rief vom Ruderhaus: „Golpers! de lange ‚Michel' ist to sehn, dann könt wi bald an'n Ponton fastmoken!"
Der Fischer gab ihm eine unverständliche Antwort; der Mann, der sonst herrisch, und mit dem Mundwerk voraus war, wurde einsilbig und sprach nicht viel, seine Befehle waren kurz und die Stimme klang verlegen.
Das tiefe Brummen einer Sirene schreckte ihn auf. Ein großer Dampfer wurde von vier Schleppern an stählernen Trossen in den Hafen gezerrt. Wie Ameisen, die eine Beute schleppen, so wirkte dieses Bild. Drei der Schlepper rissen vorn an dem Riesen, der seinen eisernen Leib hoch aus dem Wasser reckte, und hinter ihm pendelte ein Schlepper hin und her, — wie ein unartiges Kind an der Hand einer energischen Mutter sah das aus. Auch die Signale waren so. Kreischend schrie der Schlepper seine Signale, ärgerlich brummte der Riese zurück. Die Helfer standen neben Golpers an Deck und riefen mit dem Schwenken ihrer Mützen Grüße zum Deck des Weltenwanderers hinauf.

Durch das Dorf hastete ein Flüstern, es sprang von Tür zu Tür; Gesine wurde, wo man sie erblickte, gerufen. Sie ging einsilbig und mit verdunkelten Augen an den Menschen vorüber. Um ihren Leib schleppten die Röcke, und die grauwollenen Strümpfe an ihren mageren Beinen schlugen in Runzeln über den Fuß. Ein wenig gebückt ging sie über die Straße und schlich zum Hause der Lee Tews, das jetzt freigegeben war; dort wollte sie

Ordnung schaffen, denn die Zeit kam heran, wo Lee wieder Einzug in das Dorf halten sollte.

Gesine traf auf die Fischerwitwe, die behäbig vor ihrer Haustür stand. Sie hatte ein freundliches Lächeln aufgesteckt und rief Gesine an.

„Nun kommt die Lee Tews zurück!" Geheimnisvoll, als hätte sie eine Neuigkeit, flüsterte sie mit Gesine. Die blieb stumm und gab auf die an sie gestellten Fragen keine Antwort, sondern schickte sich an, weiter zu wandern; doch die Witwe hielt sie am Arm zurück.

„Ob sie noch so blond und schön ist? Eigentlich war sie immer das schönste Mädchen im Dorf — bescheiden und still. Was meinst du, Gesine, wie das alles gekommen ist?"

Gesine war ungeduldig geworden, trat mit einem Fuß aus dem einen Pantoffel heraus, bückte sich ein wenig und richtete dann ihren Oberkörper auf. Diese Bewegung zeigte die Ungeduld, mit der ein sonst geduldiges Lasttier sich gegen eine zu starke Last wehrt.

„Wenn sie zurück kommt, wird sie sich wundern, wie schön du ihr das Haus in Ordnung gehalten hast."

Mit diesen Worten packte die Witwe Gesine beim Arm und wollte sie mit Gewalt in ihr Haus ziehen. Gesine stemmte sich wie ein störrischer Esel gegen den Leib der Frau und blieb stumm. Endlich gelang es ihr, sich loszureißen und ging die Straße aufwärts.

Verächtlich meinte die Witwe: „Da hängt sich diese Tunte an Lee, als wäre sie die Kinderamme; sie kriecht wie

ein Wurm über die Erde und läßt sich von jedem Menschen treten."

Die Straße herauf kam der Netzmacher Peters. Er sah Gesine und hielt sie an, auch ihm wollte sie entschlüpfen, blieb aber stehen, als er sie ansprach.

„Wollte sie sich bei dir anbiedern, Gesine?"

„Wer?"

„Die Dicke! — die Witwe mit der du eben standst!"

Ein Windstoß fuhr durch die Straße, der schlug die Kleider um Gesine, daß ihr magerer Körper sich noch entblößter abzeichnete.

„Nee, Peters, sie wollte nur wissen, wann Lee Tews nach Hause kommt."

„Die Lee wird sich wundern!", murmelte der Netzmacher. „Erst sind sie über sie hergefallen, jetzt möchte man alles ungeschehen machen. Das ist die Art der Menschen — erst hängt man jemanden an den Galgen, schmeißt mit Steinen nach ihm, brüllt im Chor — kreuziget ihn! Und wenn er nahe am Ersticken ist, dann schneidet man ihn ab, streichelt ihm die Backen und sagt sanft: was du armes Wurm doch alles durch die Niedertracht der anderen erleiden mußtest?! — und singt ein Hosianna."

Peters machte ein nachdenkliches Gesicht und ging mit Gesine wieder die Straße zurück, von wo er gekommen war.

„Hast du den Golpers schon gesehen, Gesine?"

„Nein!"

„Ganz griese Haare hat er bekommen. Die Leute er-

zählen, er hat den Jan gefischt und wieder über Bord geschmissen — und nun will er nicht mehr zum Fang hinaus, er will das Fahrzeug verkaufen."

Diese Rede hörte Gesine mit offenem Munde an.

„Nun mußt du mich aber gehen lassen, Peters, denn ich will Lees Wohnung herrichten; wenn sie kommt, muß alles sauber sein, so wie früher." Gesine sagte das mit einer sanften Ungeduld in der Stimme und beugte ihren Oberkörper.

Der Netzmacher wich nicht von ihrer Seite, er blieb bei ihr, unterwegs wurde er gesprächig. Als sie am Hause Lee Hinrichsens anlangten, sang ein Vogel. Sein Lied erklang vom Baum hinten im Garten.

„Sieh, sieh", meinte der alte Netzmacher, als er den Gesang des Vogels vernahm, „der übt sich auch schon, um der Lee ein Begrüßungslied zu singen."

Beide lauschten sie dem Schlag des Vogels, es war ein Fink. Schmelzend schlug aus seiner Kehle das Lied, sein Kropf war gebläht, die bräunlichen Halsfedern sträubten sich und seinen Schnabel hatte er aufgerissen in die Luft gestoßen, dabei wippte der Schwanz ein wenig auf und nieder. Er verstummte, als die beiden hinter das Haus traten, wippte auf, sprang von Ast zu Ast, spreizte die Flügel und schwang sich mit einem lockenden Ruf in die Luft und entschwand flatternd in die Weite.

Ruhig lag das Haus! Frisch glänzten die Gardinen hinter den hellen Fenstern und ließen einen Blick in das Innere frei. Weder Hefte noch Papiere lagen mehr auf dem

Boden, nur frischer Sand leuchtete und ließ ein paar Fußtapfen erkennen, die dem Raum Leben gaben.
Gesine reichte dem Netzmacher die Hand und drehte den Schlüssel im Schloß — knarrend öffnete sich die Tür.
„Ein Fischer wird hier nicht mehr einziehen!" Mit diesen Worten ging Peters.
Gesine trat ein und setzte sich auf die geschnitzte Bank mit blauem Grund und den goldenen Buchstaben. Sie las den Spruch, konnte ihn nicht entziffern und wußte auch nicht, daß er die Bedeutung einer Tragödie in sich barg.
„Morgen werde ich Lee erwarten können!"
Sie sprach mit sich selbst und freute sich, Lee beweisen zu können, daß die Schuld an der Entwicklung der ganzen Angelegenheit nicht bei ihr lag.
Schuld! — dieses Wort stimmte sie ein wenig nachdenklich.
Trug überhaupt jemand Schuld? Auch das konnte Gesine sich nicht beantworten, sie wollte es auch nicht, ihr Denken reichte nicht so weit. Ein feines Lächeln huschte um ihre Augenwinkel.
„Das Haus gehört ihr nun doch noch, denn Harrald Johannsen hat auf die Restsumme des Vertrages durch seinen Brief an das Gericht Verzicht geleistet", murmelte sie vor sich hin.
Sie wurde wie ein Kind, das mit einer Puppe spielt und seine Schmerzen diesem Spielzeug mitteilt, weil es glaubt, diese Puppe nehme Anteil an seinem Leben und verstehe seine Schmerzen. So unterhielt sich Gesine mit

den Stühlen, weil sie glaubte, Lee darin wiederzufinden, und die Stühle könnten ihre Gedanken und Worte übertragen. Selbst war sie zu arm an Worten, um einem Menschen ihre Gefühle zu schildern. Ihr fehlte das Anpassungsvermögen an ihre Umwelt. Früher war sie grob, schrie ihre Worte hinaus, weil ihr das wie eine Schutzwehr für ihre Person erschien. Jetzt war sie ins Gegenteil umgeschlagen. Aus ihrer Härte wurde Weichheit, und die Scheu vor den Menschen machte sie anderen gegenüber wortkarg.

Sie schritt zu der Kuckucksuhr, die an der Wand hing, zog sie auf und stellte sie auf die volle Stunde. Der hölzernen Vogel trat aus seinem Haus, verneigte sich steif und rief sechsmal: kuck-kuck, kuck-kuck . . . Als der Vogel verschwunden war, drehte Gesine die Uhr noch einmal auf die volle Stunde und freute sich an diesem kindlichen Spiel.

Ein Schatten, der durchs Fenster fiel, ließ sie das Spiel unterbrechen. Den Schatten warf ein Mann, der am Fenster des Hauses stand und versuchte, in die Stube hineinzusehen.

Als er Gesine dort hantieren sah, trat er ins Haus.

„Lee Hinrichsen hier?" Diese Frage richtete er in der Diele an die erschreckte Gesine.

Sie schüttelte den Kopf, der Ton blieb ihr vor Schreck hinter den Stimmbändern sitzen.

„Wo ist Frau Hinrichsen?"

Gesine kannte den Besucher nicht, konnte sich schlecht an sein Gesicht erinnern, und kroch in sich zusammen,

denn sie glaubte, jemanden von der Justiz vor sich zu haben; sie machte kurze Schritte nach rückwärts, der Mann folgte ihr und setzte sich auf die Bank in der Diele.

Unschlüssig stand Gesine, sie wußte nichts mit dem Besucher anzufangen, endlich kam er ihrer Hilflosigkeit entgegen.

„Ach, Frau Hinrichsen ist noch nicht zurück?" Er machte dabei eine Bewegung mit dem Kopf, die bedeuten sollte, „noch in der Stadt" — und Gesine wiederholte diese Sprache, sie wiederholte mit ihrem Kopf dasselbe Zeichen: „noch in der Stadt!"

Der Besucher sah sich um und drang mit weiteren Fragen in Gesine.

„Kommt sie vielleicht morgen oder bleibt sie noch länger?"

„Vielleicht morgen!" Gesine bückte sich und wollte etwas von der Erde aufheben, was gar nicht dalag . . .

„Vielleicht morgen!" wiederholte sie mit einem verlegenen Lächeln im Gesicht zu dem Fremden hin. Der stand auf, grüßte auf „Butenländer Art" und ging, wie er gekommen war, lautlos hinaus.

Am Deich begegnete der Mann dem Fischer Golpers. Der blickte auf, erkannte den Gast, er war ihm nur zu genau in der Erinnerung, denn den Schlag des Zimmermannes von der „Niobe" konnte er nicht vergessen, der war zu hart seinem Gedächtnis eingeprägt. Der Zimmermann ging vorüber und tat, als wenn er den Fischer

nicht erkannte. Golpers wollte grüßen, vergaß aber sofort den Gruß bei dem Blick, den der Fremde ihm zuwarf.

Als Golpers den Zimmermann hinter sich wußte, drehte er sich um und sah ihm nach. Unbekümmert setzte der seinen Weg fort; er merkte, daß er gemustert wurde, aber das machte ihm nichts aus.

Er ging bis zum Strom und legte sich am Strand nieder ... Kinder trieben hier ihr Spiel, tauchten im Wasser unter, kamen wieder an die Oberfläche, prusteten wie junge Seerobben, wenn sie sich an den Strand zurückarbeiteten, und wälzten sich zufrieden im Sand. Luft und Sonne hatten ihren Körpern einen bronzenen Überzug gegeben. Borstig standen ihnen die flachsblonden Haare am Kopf. Zuweilen brüllten sie vor Freude und ahmten das Geschrei der Möven nach, bewarfen sich mit dem weißen Sand des Strandes, begannen einen Kampf, wälzten ihre Körper über die dürftige Grasnarbe hin, um plötzlich wieder im Wasser unterzutauchen.

Aus ihrem Spiel schreckte sie ein dumpfer, heiserer Sirenenruf eines Dampfers auf. Sie machten seine Flagge aus und stritten sich über die Farben der einzelnen Nationen. Fast alle Zeichen der internationalen Flaggensprache kannten sie. Die war ihnen geläufiger als die Psalmisten, die sie in ihrer Schule pauken mußten. Diese Dorfjugend wuchs am Strand wie die jungen Hunde auf, sie stritten und bissen sich, tollten und waren fröhlich,

sie kannten eigentlich nur die Furcht vor dem Bakel des Lehrers, aber auch die war nicht allzu groß.

Mit verschränkten Armen lag der Zimmermann und gedachte seiner eigenen Jugend im Dorf. Es war nicht hier am Strand, Menschenhirne und Hände hatten den Strom versetzt, seine Ufer verlegt — alles um des Gewinnes willen. Im Dunst des Tages sah er den Hafen liegen; er war ein Gerüst von Eisen, das in die Luft starrte. Eiserne Arme drehten sich, hoben Lasten, die die Hände der Arbeit geformt, hier oder in einem anderen Lande, vielleicht viertausend Seemeilen gegen Westen hin oder nach Osten. Stählerne Leiber in allen Ausmaßen schwammen auf dem Wasser, fraßen die Lasten und trugen sie über See, Tausende von Meilen. Es war der Austausch der Güter der Kontinente.

Fast alle Häfen der Welt hatte der frühere Zimmermann der „Niobe" kennengelernt. Er wußte vieles über sie. Am besten kannte er den Hafen, der sich hier in seinen riesigen Ausmaßen vor ihm erstreckte. Wie ein ungebärdiges, sich nach dem Fraß räkelndes Ungeheuer, das nie voll gesättigt war, sondern immer neue Zufuhr schluckte, kam ihm dieser Hafen vor.

In seiner Jugend hatte er sich nie um das ‚Morgen' gekümmert. Jetzt als reifer Mann sah er die Welt anders. Er ging den Dingen auf den Grund und fühlte den Pulsschlag der Zeit. Mit klugem Wissen betrachtete er die Welt. So schätzte er den Giganten nach Zahlen und erinnerte sich, daß durch die Pforten dieses Hafens in einem Monat dreitausendzweihunderteinundreißig Über-

seeschiffe mit drei Millionen fünfhundertsechsundachtzigtausendneunhundertzweiundvierzig Tonnen Ladung von Übersee kamen — und gingen. Täglich über hundert Schiffe aller Gattungen mit durchschnittlich über tausend Tonnen Ladung im Leib. — Er murmelte das vor sich hin und war sich klar darüber, daß die Entwicklung dieses Monstrums noch ungehemmt seinen Gang nahm.

Aus seinem Nachdenken riß ihn ein schrilles Signal, das vom Wasser herübersprang. Vier Fischdampfer schmokten den Strom entlang.

Die Fische hätte er bald vergessen! Querab vom Strand, auf der anderen Seite des Stromes, lag der Fischhafen, umtobt von der Gier der Menschen nach Gewinn.

Wie schnell hatte sich dieses Stück des Hafens entwickelt. Nur ein paar Jahrzehnte hatten dazu gehört. Er konnte sich noch gut der Zeit erinnern, als der erste Fischdampfer die Elbe hinabdampfte. Damals folgten ihm das Gelächter und der Hohn der Fischer nach, die sich bald zum Fluch gegen sie selbst wenden sollten. Lag nicht der Fluch des Goldes über allem, das ihm untertan war?

Jakob Harm blickte sinnend über das Wasser ... In allen Häfen der Welt sah er den gleichen Kreislauf der Entwicklung der bestehenden Gesellschaft — Aufblühen und Untergang, Nichtstun und Arbeit, Gewinn und Verlust, Reichtum und Not, Sattsein und Hunger, Peitsche und Bibel, Lachen und Fluch, Gesundheit und gemarterte Leiber. Dabei dachte er an den Ausspruch eines Mannes, der auf die vermeintlichen Errungenschaften der Arbeiter-

klasse stolz war: „. . . das ist die Entwicklung der kapitalistischen Gesellschaft, die in ihrer letzten Phase als reife Frucht dem Sozialismus der Arbeit einst in den Schoß fallen wird."

Jakob Harm sah entgegen dieser Anschauung den Konkurrenzkampf der Unternehmer unter sich und den geschlossenen Kampf der Unternehmer gegen die Arbeiter, gegen alle und alles, das sich ihrer Herrschaft entziehen, gegen sie auflehnen wollte. Er sah, wie das Unternehmertum den Staat gefügig machte, wenn er ihrem Kommando nicht schnell genug nachkam.

Die Fischereiflottille der Stadt Berlin kam Jakob in den Sinn, die auf Kosten der Gemeinde erbaut war und nicht einmal zum Auslaufen kam, sondern, noch bevor der Konkurrenzkampf der Riesengemeinde mit dem Privatkapital einsetzte, sang- und klanglos dem Machtgebot des Kapitals verfiel. Der Vernichtungswille des nationalen Unternehmertums zeigte sich ihm besonders deutlich, wenn er an die italienische Fangflottille dachte, die vor ein paar Jahren geschaffen wurde, um eigene Fänge ins eigene Land zu transportieren. Sie wurde durch die Machinationen der Fischgewaltigen des Nordens verdrängt. Verrostete Schiffsleiber lagen klagend am Kai. Ohne Nutzanwendung, durch ein Machtgebot des Kapitals zum Untergang bestimmt.

„Fluch des Goldes!" Erbittert lachte er auf.

Und unwillkürlich gedachte er des Landes, in das ihn seine letzte Reise geführt hatte, von der er in diesen Tagen erst heimgekehrt war. Es schien ihm, als wenn

die Last des goldenen Fluches dort mit starker Hand hinweggewälzt wurde.
Wieder riß ihn der Schrei einer Sirene aus seinem Nachdenken. Er stand auf, ging zur Fähre und fuhr hinüber zum Hafen, hinein in den hämmernden Strom des Lebens und der Arbeit, zu seinem Schiff.

„Ihre Strafzeit ist um, Frau Hinrichsen, Sie werden zu der Minute der Einlieferung auch wieder entlassen werden, das ist . .", der Direktor der Anstalt wandte sich an seinen Oberinspektor, der neben ihm saß und die Akten vorbereitete.
Der Hauptwachmeister stand in strammer Haltung, er war der einzige, der offen eine Waffe trug und seine Dienstmütze auf dem Kopfe hatte.
Noch jemand außer Lee war im Zimmer: der Pastor, er stand am Fenster und sah angestrengt auf den Hof hinaus.
Lee mußte zwischen allen stehen und sah ernst in das Gesicht des Direktors.
„Die Stunde der Entlassung ist sechs Uhr und zehn Minuten."
Der Oberinspektor sagte das mit einem freundlichen Lächeln.
„Da nur bis sechs Uhr abends die Entlassungen vorgenommen werden, werde ich veranlassen, daß Sie kurz vor sechs Uhr die Anstalt verlassen dürfen . . ." Der Direktor beugte sich zu den Akten, drehte sich zum

Pastor hin, der ließ sich in seinem Nachdenken nicht stören und sah weiter auf den Hof hinaus.

„. . . natürlich erlaube ich Ihnen gern, noch eine Nacht hier zu bleiben, wenn Sie hier noch zu schlafen wünschen und nicht über Nacht in Ihren Ort zurückkehren wollen . . .“

Lee war verwirrt. Bei ihrem Eintritt in die Anstalt mußte sie Formalitäten erledigen, die wie eine endlose Kette der Qual waren. Bei ihrem Abgang war es die gleiche Kette, nur in umgekehrter Reihenfolge. Sie stand und sah das ewig lächelnde Gesicht des Oberinspektors, der hinter seinem Lächeln und den freundlichen Worten die Peitsche sehen ließ, mit der er regierte.

Dreißig Jahre „Dienst am Strafgefangenen“ hatte diesen Mann zu einer besonderen Methode des Regierens geführt.

Lee entsann sich, wie sie einmal in seinem Zimmer vor ihm stand und Erlösung von der Qual einer Arbeit erbat, wie er lächelnd auf ihre Bitte einging und ihr eine noch schlimmere Arbeit zudiktierte, und als sie ein zweites Mal mit der gleichen Bitte kam, er lächelnd wie ein Vater seinem Kinde, ihr diese Ungezogenheit vorhielt.

Nein, „faul“ sagte er nicht zu ihr, sie empfand die Peitschenhiebe seiner Worte noch heute, wie er ihr wohlwollend die Hand gab und leise streichelnd sagte: „Recht undankbar sind Sie meiner Güte gegenüber, aber es geht nicht, denn ich darf mit Ihnen keine Aus-

nahme machen . . ., wo soll es hinführen, wenn jeder dreimal die Arbeit wechseln will . . . Krank macht sie das? Unsinn!, bei uns wird niemand durch die gerechte Verteilung der Arbeit krank. Der Arzt hat Sie für diese Arbeit fähig gehalten — und nun bringen Sie ein wenig Energie auf — dann geht alles."

Sie sah sich wieder in ihrer Zelle über die schmutzige Arbeit gebeugt und machte die gleichen Bewegungen, zehnmal sechzig Minuten, Tag um Tag.

„. . . Wünschen Sie zu bleiben oder entlassen zu werden . . ."

Diese Worte des Direktors rissen Lee aus ihren Gedanken.

„Nein, danke, ich möchte entlassen werden."

Jetzt drehte sich der Pastor um. Er sprach in einem geschraubten Ton zu ihr. Seine Redeweise, wie auch seine Predigten waren zum Gelächter der Insassen dieses Hauses geworden.

„Möge der Herr Sie behüten und Sie nicht mehr vom Pfade der Tugend abweichen lassen. Es war eine große Sünde, meine Tochter, die Sie auf sich geladen haben. Der Herr hat Rechenschaft von Ihnen gefordert, — ich hoffe, Sie sind in sich gegangen und haben gesühnt?"

Es fiel Lee schwer, auf diese verlogenen Worte eine Erwiderung zu geben, darum blieb sie still, jedoch ihre Gedanken gingen zurück auf eine Zusammenkunft in ihrer Zelle, die sie mit diesem Manne hatte und ihre Augen wurden groß.

„Sie meinen, der Herr soll mich behüten, Herr Pastor?

Wissen Sie, ich habe diesen Schutz in all der Zeit, die ich hier verbracht habe, vergebens gesucht und auch bei Ihnen."

Alle vier sahen Lee an, diese Antwort an den Pfarrer hatten sie von dieser Frau nicht erwartet.

„Wir haben über das, was der Herr über uns verfügt, nicht zu rechten, meine Tochter, dieses Haus ist ein Teil der irdischen Gerechtigkeit, in der die Verfehlungen an den Geboten unseres Gottes gesühnt werden sollen. Wir sind allzumal Sünder vor dem Herrn . . ., aber wir befleißigen uns, hier der Herr Direktor, der Herr Oberinspektor und ich, allen Sündern Gerechtigkeit widerfahren zu lassen."

Er drehte sich wieder dem Fenster zu — dort sah er ein anziehendes Bild. Draußen auf dem Hof arbeiteten ein paar weibliche Gefangene an einem Blumenbeet. Sie standen tief gekrümmt und ihre unteren Glieder waren bis zu den Schenkeln oberhalb der Kniekehlen entblößt.

„Hatten Sie über irgend etwas in der Anstalt zu klagen?"

Der Direktor spielte während dieser Frage mit den Akten, sein Gesicht war korrekt, keine Miene stand darin, aus der man hätte etwas lesen können.

„Haben Sie noch einen Wunsch?", fragte der Oberinspektor lächelnd.

„Nein — keinen —? Na, dann wünschen wir Ihnen, daß der Aufenthalt in dieser Anstalt die schwerste Lehre in ihrem Leben war. Sie werden an der Kasse alles noch

notwendige erledigen und nun — gehen Sie mit Gott."
Der Direktor verneigte sich, Lee wurde hinausgeführt.
„Eine einfache Frau", meinte der Oberinspektor.
„. . . . die die schwerste Sünde wider Gott begangen hat", sagte der Pfarrer.
„Diese Fälle mehren sich in erschreckender Weise. Allein in meiner Anstalt sind dreißig Prozent aller weiblichen Strafgefangenen Übertreterinnen des § 218", fiel der Direktor ein.
„Meine Herren, ich danke Ihnen; damit wären wir wohl für heute fertig." Langsam verneigte sich der Direktor vor seinen nächsten Mitarbeitern, dem „Seelsorger" und dem Oberinspektor.
Gleich flatternden, lahmen Vögeln leuchteten im Gang zum Direktionsgebäude die Lichtsignale auf, die Wärter eilten auf ihre Stationen und Lee ging über Treppen und Gänge das letztemal in ihre Zelle, die Tür schloß sich hinter ihr, sie holte tief Luft und setzte sich. An ihrer Kleidung sah sie entlang, ein dumpfer, modernder Geruch entstieg ihr.
Unter ihrem Fenster stand eine Linde, schräg schien ein Sonnenstrahl durch das Gitter, er tanzte im Raum, leckte an den Wänden entlang und Milliarden von Staubteilchen irrten im Licht, sie senkten sich, stiegen auf, fielen zur Erde und bewegten sich dort entlang. Hohl schlug eine Glocke an, Lee wanderte ihre letzten Minuten in der engen Zelle auf und ab, dabei ergriff sie die Angst vor der Freiheit. Der Lärm des Tages war ihr fremd. Monotoner Gesang fraß sich in ihr Ohr, sie horchte auf.

Düster klang es, in den Tönen schwang die tiefe Traurigkeit dieses Ortes mit. Bald lag alles hinter ihr.
Ein Schlüssel drehte sich im Schloß, die Tür öffnete sich, sie trat hinaus, ging über den Hof; Rufe schallten ihr nach, sie hörte nicht darauf. Eine unsinnige Angst trieb sie vorwärts, das letzte Tor erst hinter sich zu haben, — und eine neue Angst stieg in ihr auf, die Angst vor der Straße. Die lag vor ihr, lang und schmal. Es schien ihr, als sollte diese Straße kein Ende haben. Tot war es um sie, erst am Ende der Straße begann das Leben. Sie ging müde zum Bahnhof.
Scham hatte sie erfaßt, Scham, die an Stelle des Gedrücktseins und der Furcht getreten war. Sie zählte die Schritte, die sie zurücklegte, plötzlich kam ihr die Besinnung, daß sie diese Angewohnheit der letzten Monate ablegen konnte. Sie hob den Kopf und ging aufrecht vorwärts.
Früh hatte Lee die Stadt erreicht, von der sie zu ihrem Dorf gelangen konnte und entstieg dem Zug. Sie sah, wie sich über ihr die Bogen der Bahnhofshalle kühn über die Gleise schwangen; diese Kühnheit im Schwung des Eisens gab auch ihrem Körper einen Halt. Sie reckte ihren Leib empor und schüttelte die unsichtbare Last von sich ab. Die Luft, die sie umgab, war freier als die am Ort ihres letzten Aufenthaltes, und tief saugten die Lungen diese Freiheit ein. Die Gesichter der Menschen studierte sie, um zu sehen, ob sich in deren Zügen Befremdung oder Verwunderung widerspiegelten. Lee

dachte, man müsse ihr die Qual des letzten Jahres ansehen.

Doch niemand kümmerte sich um sie, die Menschen hasteten an ihr vorüber, sie waren mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt und hatten ihre eigenen Sorgen. Im großen Strom der Reisenden tauchte Lee unter, sie fühlte sich frei, verließ die Halle des Bahnhofs und wanderte planlos durch die Stadt. Den Genuß des Morgens wollte sie auskosten und sie ließ sich durch die Straßen der erwachten Stadt treiben.

Ihre Augen erfaßten das Leben anders, als sie es bisher gesehen hatten. Das, was sie jetzt wahrnahm, war nicht eine einheitliche Stadt, sondern es waren Städte, die eine große Stadt ausmachten. Deutlich schieden sich die Grenzen der einzelnen Gebiete, jeder Teil hatte sein eigenes Gesicht, jeder Komplex trug ein eigenes Wesen zur Schau.

Düstere Straßen, in denen die Bewohner genau so dunkel einhergingen, wechselten mit freundlichen Gegenden ab, wo die Gebäudefronten hell in den Tag grüßten.

Eng drückten sich in gekrümmten Winkeln schmalbrüstige Häuser aneinander. Es sah aus, als neigten sich vom bedrängten Alter die Dachfirste wieder der Erde zu, als wollten sie in sie hineinwachsen.

Durch Villenviertel zog sie, wo die Paläste im Grün der Gärten lagen, an denen ein Fluß vorbeiplätscherte. Grün grenzte ein Gürtel von Parks diesen Teil der Stadt ein. Verschwiegen, wie die Bewohner dieses Stadtteils waren, lagen die Straßen. Dann kam sie in eine Gegend,

wo die Gebäude sich wuchtig emporblockten. Steinernen Würfeln gleich, waren die Quadern übereinandergeschichtet.

Bogen überbrückten die Straße und verbanden die Gebäude miteinander. Protzige Würde des Besitztums strahlte von ihren Fassaden nieder.

Lee blieb stehen, die Gewalt dieser Gebäude bedrückte sie, dann las sie die Schilder:

„Bank" — und — „Börse".

Quadratisch abgezirkelt lag dieser Block. Beim Umgehen dieses Quadrates tanzten Zahlen in ihrem Gehirn auf, und sie dachte an Harrald Johannsen. Sie spuckte aus, denn aus ihrem Magen drängte eine bitterliche Flüssigkeit hoch. Diesen Teil der Stadt umschritt sie noch einmal. Dicht dabei standen Kirchen. Drei. Ihre spitzen Türme stießen wie Nadeln in die Luft. Diese Türme ragten wie Schwurfinger zu Ehren der Unantastbarkeit des Besitzes in den Himmel. Von ihren Spitzen blinkte die Kraft des Goldes in den Tag.

Alle Macht, alle Pracht, alles Elend und alle Not gehen von hier aus, hier von der Macht des Goldes, dachte Lee, dann schritt sie über einen weiten Platz. Die Straßen verengten sich, sie schoben sich zusammen. Die Menschen drängten aneinander vorbei, Wagen jagten dahin, Lärm tobte über allem. Ewiger Schatten lagerte über diesen Straßen, die Sonne bezwang mit ihrem Licht nicht die Kühle und das Schwarz dieses Viertels. Immer belebter wurde die Straße, hastiger eilten die Menschen dahin, plötzlich schob sich alles ineinander, die Menschen und

die Wagen. Brodelnder Lärm stieg an, aus den Tiefen der Straße wuchs gewaltiges Leben. Plötzlich wurde Lee von einem Strudel der Menschen erfaßt und mitgezogen.

Schwarz wogte alles um sie her und ernste Gesichter marschierten; dann hörte sie Gesang, der wuchs an und beherrschte die Straße. Fahnen sah sie im Zug, ihr Tuch leuchtete dunkelrot, wie über die Erde geronnenes Blut Erschlagener. An ihr vorüber marschierten endlose Züge mit dem Links im Schritt.

Links, links, links! hämmerte es in ihrem Ohr, es war der Marschschritt der Kolonnen. Dann wieder schlug flammender Gesang um sie, sie hörte die Melodie und lauschte dem Text des Liedes, konnte ihn aber nicht erfassen.

Plötzlich schien ringsum die Erde zu beben, ein scharfer Ruf glitt über die Menge; er gellte wie ein langgezogener Schrei aus Not, und aus allen Kehlen zugleich scholl es: „Nieder! Nieder! Nieder!"

Immer neue Kolonnen rückten heran. Links, links, links! hämmerte es in ihr weiter. Links ist der Schritt, links, links, links! Lee sah Frauen im Zug, die marschierten wie die Männer, mit dem gleichen Ernst; sie trugen vor ihrem Zug her ein breites Plakat mit der Aufschrift:

Nieder mit dem Gebärzwang!
Hinweg mit dem § 218!

Dieses Plakat zog Lee in seinen Bann! Unbewußt faßte sie Tritt und marschierte mit, sie verspürte weder Hunger noch Durst, nur ein wunderbares Gefühl durchfuhr

sie, sie fühlte sich frei und geborgen, diese Masse stand wie ein Schutzwall um sie. Erst oberhalb des Hafens löste sie sich vom Zuge ab. Sie fragte nicht, was dieser Zug bedeutete, sie kümmerte die Minute nicht, sondern sie stand still und ließ die Menge an sich vorüberziehen. Dann wandte sie sich aufwärts der Straße zu, und wollte in ihr Dorf.

Am Eingang einer breiten Allee blieb Lee betroffen stehen. Bunt und grell schrie Reklame von den Häuserfronten. Lee befand sich in dem Viertel der Stadt, das von der Vergnügungsindustrie beherrscht wurde.

Tausend Quellen lockten mit verlogenem Tand zum Eintritt, in eine dämmernde, alles versprechende Tiefe. Frauen glitten an ihr vorüber, die hatten Gesichter, bunt wie ein Gemälde, und Kleider, schreiend in Farbe und im Schnitt, wie ein Karnevalsgewand.

Unwillkürlich verglich sie diese Umgebung mit dem Zug der Menschen, den sie soeben verlassen hatte, und hetzte die Straße entlang zum Strom hinunter, um zur Fähre und ihrem Dorf zu kommen. Da hörte sie deutlich ihren Namen rufen. Sie drehte sich um und sah Jakob, den Zimmermann, der mit langen, wiegenden Schritten auf sie zu kam.

„Guten Tag!" sagte sie leicht und erfaßte seine Hand.

„Jetzt habe ich Sie doch erwischt", lachte er breit und nahm ihren Arm, aber sie entzog sich ihm.

„Hallo, Deern, so nicht", und er klopfte ihr lachend auf die Schulter, „ich hab' dich doch verheiratet und mein alter Freund Hinrichsen würde wohl gar nichts dagegen

haben." Mit diesen Worten setzte er sich in Bewegung und zog sie sanft neben sich her, durch die schmalen Straßen des Hafenviertels.

Aus den Kneipen zogen schlechte Luft und widrige Lieder heraus. Lee fühlte sich durch die Art des Zimmermanns betroffen, aber sie konnte sich dem Zwang seiner Persönlichkeit nicht entziehen.

Sie standen bei den Fischhallen. Ruhig lagen die Gebäude langgestreckt im Licht der Sonne. Wie ausgestorben war alles Leben, nur am Ponton schaukelten ein paar Fischkutter mit hochgezogenen Kurren zwischen den Masten.

Lee wollte fort, diesem Ort entfliehen, die Fahrzeuge erinnerten sie an alles Vergangene und sie bat Jakob Harm, daß er sie entlassen möge: „. . . Ich will ins Dorf zurück", bettelte sie leise.

„Das Dorf hat Zeit, das wecken Sie doch nicht aus seinem Schlummer, dazu gehört eine stärkere Faust, und eine andere Zeit. Dieses Dorf liegt abseits vom Wege der großen Heerstraße . . . . lassen Sie uns ans Meer fahren!"

Er stand vor ihr und lachte sie an, dann nahm er ihren Arm und ging zu den Pontons. Sie bestiegen ein Boot, das hinaus ans Meer fuhr. Ja, das Dorf sollte warten!

Vor ihnen weitete sich der Hafen, wie ein Filmband rollte er an ihren Augen vorüber, als sie am Verdeck des Dampfers standen. Die Ufer des Flusses ebbten langsam zurück, der Strom wurde breiter, seine Wellen trugen sich höher und vor ihnen lag frei das Meer. An ihnen

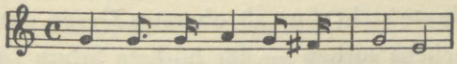
vorbei zogen Kutter und Boote, flinke Barkassen und große Dampfer.

„Sehen Sie voraus, Lee Hinrichsen, da kommt ein Motorschiff auf, die letzte Errungenschaft der Technik." Immer näher kam das Schiff, es wuchs größer aus dem Wasser heraus, rauchlos zog es heran.

„Hören Sie, Musik!"

An Deck wurde es lebendig, alles drängte nach Backbord zur Reling.

Die Klänge, die vom Motorschiff herüberzogen, erschienen Lee bekannt, sie hatte sie irgendwo gehört. . . . Da entsann sie sich, ihre Augen wurden groß, sie sah den Zug der marschierenden Gestalten, den Zug der Arbeit. und sie summte die Melodie:



Jakob Harm sah sie an, denn ihr Mund, der leicht geöffnet war, sang leise die Melodie. Ihre Augen leuchteten.

Da brummten drei tiefe Töne über das Wasser, querab vom Dampfer, mit dem sie auf der gleichen Höhe waren.

Dreimal strich die Flagge am Heck dieses Dampfers nieder, und schwebte wieder auf. Fröhliche Menschen winkten, sie riefen, ihr Ruf klang unverständlich über das Wasser.

Lee sah, wie sich die Flagge wieder entfaltete, sie wehte knatternd im Winde und hatte die tiefrote Farbe ge-

ronnenen Blutes Erschlagener. Dieses Rot leuchtete, es wehte der Stadt entgegen, die im Dunst hinter ihnen lag.

„Was ist das für eine Flagge —, was für ein Schiff?“ Lee fragte es mit verhaltenem Atem.

Der Zimmermann beugte sich zu ihr hinab und sprach ruhig, aber fest und voller Bedeutung: „Ein Schiff, das aus dem Lande der befreiten Arbeit kommt! Sie müßten dieses Land kennenlernen, so wie ich es gesehen habe. Durch tausend Qualen ist sein Volk gegangen. Es wurde von Stürmen gepeitscht. Schließlich erhob es sich, schüttelte ein Jahrhunderte währendes Joch der Knechtschaft ab, eroberte sich die Freiheit und baute sich eine neue Welt, die es mit zäher Energie gegen alle Angriffe verteidigt. Heute steht dort als oberstes Gesetz das, was wir hier vergebens suchen — der höchste Schutz für Mutter und Kind.“

Er nahm Lees Arm und drehte sie mit dem Gesicht nach Osten zu. Ein feiner Wind kämmte ihr blondes Haar zurück.

Vor ihnen lag das Meer groß und frei. Es hob und senkte sich in der endlosen Weite. Segel der Fischkutter erschienen sichtbar am Horizont. Die Sonne war über den Mittag hinaus nach Westen zu gegangen. Klar im Äther, lichtlos blau, unendlich weit, lag das Meer. Lee hob sich weit vorn am Bug des Dampfers wie ein Strich gegen Meer und Luft ab. Neben ihr sprach Jakob Harm, der Zimmermann, bewegt von den Eindrücken seiner letzten

Reise. Ein Leuchten kam in seine Augen, als seine ausgestreckte Hand nach Osten wies:
„Von dort kommt das Licht! Dort ist Sonnenaufgang, von dort kommt die Erlösung für uns alle!"
Mit innerer Bewegung lauschte Lee. Die Worte des Zimmermanns hatten in ihrem Ohr einen besonderen Klang. Zu ihm aufblickend, folgte sie der Richtung seines Armes. Auf ihrem Gesicht spiegelte sich ein freudiger Glanz. Vergessen war die Qual der Vergangenheit, der grau begonnene Tag wurde hell in ihr. Das Fieber einer ungewissen Zukunft war von ihr gewichen.
Die Kraft, die aus Jakob Harms Worten klang, gab ihrem Denken eine neue Richtung —, sie fand die Antwort auf Fragen, unter deren Zwang sie in den letzten Jahren gelebt hatte.
Was in ihr geschlummert hatte, brach auf. Jetzt erschien ihr das Leben in einem anderen Licht. Nicht ziellos lag vor ihr die Zukunft. Mit neuem Mut schritt sie ins neue Leben.

BIBLIOTHEK der
RATHAUSWACHE
WIEN I. NEUES RATHAUS

LARISSA REISSNER

OKTOBER

AUSGEWÄHLTE SCHRIFTEN

VORWORT VON KARL RADEK
528 S. KART. 5 RM. GEB 6.50 RM.

Larissa Reissner war eine geniale journalistische Begabung. Ihre Berichte sind von einer Intensität, die fast vergessen läßt, daß sie ganz aus der Einseitigkeit revolutionärer Tendenz erwachsen sind. Sie zwingen auch den Andersdenkenden zur Hochachtung vor dem Können dieser Frau. 1924 entstanden fesselnde Schilderungen über Junkers, Ullstein und Krupp. „Germania", Berlin.

Wir grüßen dich, Larissa Reissner. Du bist eine Erfüllung gewesen und eine Sehnsucht. Die Sehnsucht nach einem, der den Garten Gottes bis zu den Mistbeeten herunter durchwandert, scharf abmalt, die Gemälde voller Liebe aufhängt oder den Betrachtern um die Ohren schlägt. Einer, der Bescheid weiß, und nicht damit prahlt. Einer, der aus seinem Wissen eine Waffe macht für uns und für die Millionen Stummer, deren Stimmen nicht gehört werden. Ein Landsknecht des Geistes.

Ignaz Wrobel in „Weltbühne".

Diese ungewöhnliche Frau entwirft Bilder, deren Redlichkeit nicht geringer ist als ihre Sprachkraft.

„Frankfurter Zeitung".

NEUER
DEUTSCHER VERLAG
BERLIN W 8

KONSTANTIN FEDIN

DIE BRÜDER

AUS DEM RUSSISCHEN ÜBERSETZT VON ERWIN HONIG. 420 SEITEN GEHEFTET 5 RM. GEBUNDEN 7 RM.

Das Material, das der Roman umfaßt, ist ungeheuer. Man könnte, ohne sein Grundthema zu berühren, ihn einfach als Zeitbild analysieren. Es ist hinzuweisen auf Szenen, wie den Abend bei Professor Karew, den Tod Scherings, den Judenpogrom, den Untergang Rostislaws und vieles andere.
„Prawda", Leningrad.

Das historische und zeitgenössische Material, das nirgends das Grundthema und die ideelle Linie verdrängt, eröffnet ein Feld zur Beurteilung des Werkes von verschiedenen Gesichtspunkten. Das Grundthema ist im gewissen Sinne ein „ewiges": die Tragödie des Künstlers. Es ist das große Verdienst Fedins, ein so verantwortungsvolles Thema auf Grund des Materials unserer Epoche zu behandeln, deren Vielseitigkeit ihre Charakteristik in den Gestalten dieses in seinen Zielen so bedeutenden und meisterhaft durchgeführten Werkes hat.

NEUER
DEUTSCHER VERLAG
BERLIN W 8

HENRI BARBUSSE

TATSACHEN

GESCHICHTEN VOM KRIEG, TERROR UND ANDEREM

AUS DEM FRANZÖSISCHEN ÜBERSETZT VON OTTO FLECHSIG
244 SEITEN. GEBUNDEN 4 RM.

„Barbusse, einer der wenigen Europäer, die es nach Björnson und außer Fritjof Nansen gibt, hat nichts weiter getan, als aus vielen Ländern, hauptsächlich aus Frankreich und vom Balkan kleine Ereignisse zu sammeln — Dinge, die in der Zeitung mit drei Zeilen abgetan werden: eine Verhaftung ... der wegen Hochverrat eingesperrte X ist aus dem Gefängnis Y nach Z überführt worden ... gar nichts, wie —? Eine Hölle stinkt auf."

Kurt Tucholsky in der „Weltbühne".

Wer das wahre Gesicht des Krieges kennen lernen will, hier ist es gezeichnet, diesmal in der lakonischen Knappheit von Kurzgeschichten, von denen jede eine Tragödie zeigt. Hier gibt es keine vom Dichter ersonnenen Menschen mit rührenden und erhabenen Schicksalen, Barbusse läßt nur Tatsachen sprechen. Ob da nun vom Schützengraben oder von rumänischen Gefängnissen erzählt wird — diese „Tatsachen" gehen uns alle an.

„Volkszeitung". Plauen.

NEUER
DEUTSCHER VERLAG
BERLIN W 8

HENRI BARBUSSE

DIE KETTE

VISIONÄRER ROMAN

BAND I UND II IN EINEM BANDE
EINZIG BERECHTIGTE DEUTSCHE
AUSGABE VON ANNA NUSSBAUM
505 S. KART. 4.50 RM. LEINEN 6 RM.

Henri Barbusse ist eine Weltstimme geworden. Diese Weltstimme ist seither eine Flamme geworden, und sie brennt ohne Unterlaß für die Menschheit. Wenn die graue Wahrheit aus seinem Munde strömt, dann beginnt sie zu leuchten. Selbst das Härteste, das diese Zunge verkündet, es ist von musikalischen Klängen umhaucht. — „Die „Kette" ... von Romain Rolland feierlich als „Rede an die Menschheit" begrüßt, ist ein Zyklus von Visionen. Eine Dichtung ... in der das Erz der großen Epen und das Lebensblut unserer Zeit ist, eine Chronik der Menschen, Gottsucher und Freiheitshelden.

Hermann Kesser in der „Frankfurter Zeitung".

Kaum daß ein Buch eine ähnliche Spannung von solch innerer Geladenheit aufweist. Barbusse ist unabweisbar der frömmste Heilige unter allen Anarchisten dieser Zeit. Er glüht wie ein ferner Morgen über der westlichen Nacht. Er tönt die Farbe, wie nur noch ein einziger in ganz Frankreich: Cézanne.

„Zwiebelfisch", München.

NEUER
DEUTSCHER VERLAG
BERLIN W 8

WIENBIBLIOTHEK
+QWB13994600
Großbuchbinderei
Guido Baer
Wien XX.
121X6

books2ebooks.eu

www.books2ebooks.eu

books2ebooks.eu

Vienna City Library

wienbibliothek
im rathaus